

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Von Land und Leuten

Strackerjan, Ludwig

Oldenburg, 1881

urn:nbn:de:gbv:45:1-4541

Geschicht. IX
A

416

Stecher

Sand

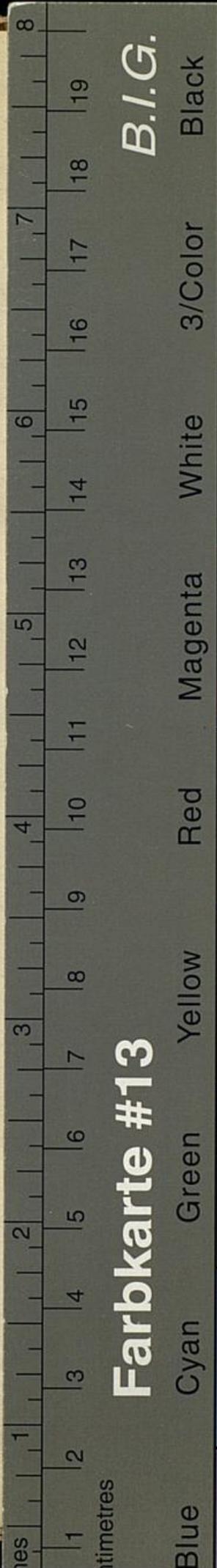
und Stein

Geschicht. IX.

A.

416.





B.I.G.

Farbkarte #13

Black

3/Color

White

Magenta

Red

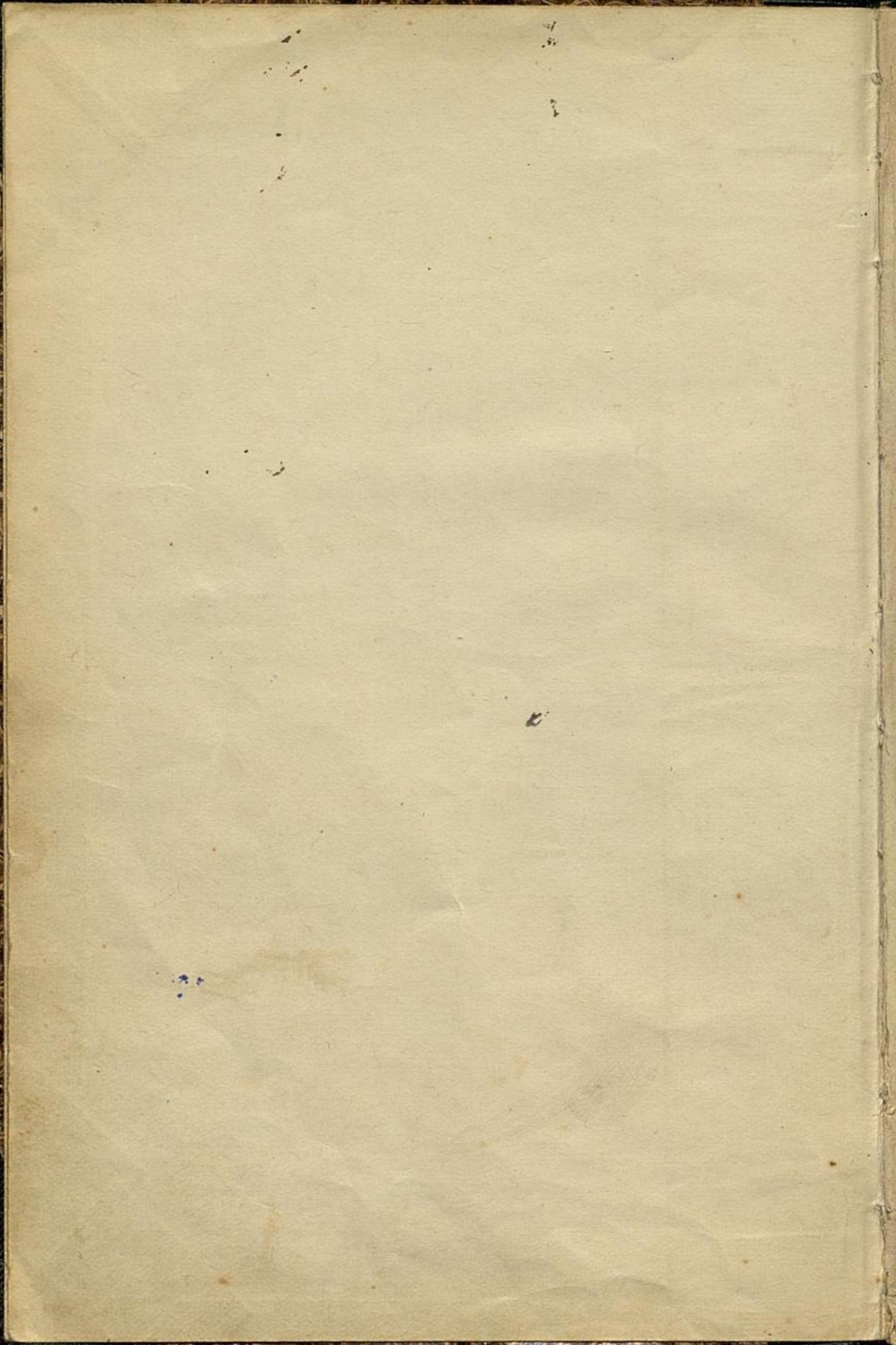
Yellow

Green

Cyan

Blue





Don
Land und Leute.

~~~~~  
Bilder und Geschichten

aus dem  
Herzogtum Oldenburg

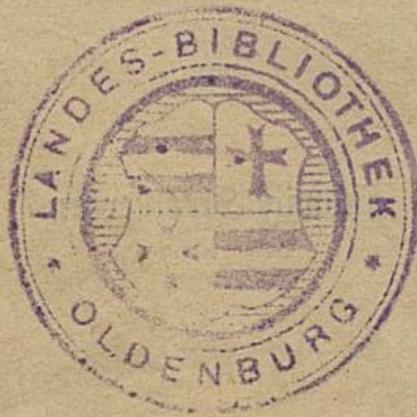
von  
Ludwig Strackerjan.

~~~~~  
Oldenburg.
Schulzische Hof-Buchhandlung und Hof-Buchdruckerei.
(C. Berndt & A. Schwarz.)

39



2, 00 RM
Schulze, 24. V. 29



Ludwig Strackerjan.

Gern hatte ich die Aufgabe übernommen, die folgenden Aufsätze aus der Feder meines verewigten Bruders mit einigen Worten über sein Leben, Wesen und Wirken einzuleiten; aber je länger, desto schwerer ward es mir, dazu die Feder anzusetzen. Ich habe keinen Menschen kennen lernen, der in solchem Maße wie er fürchtete, daß irgend welche persönliche Beziehungen bestimmend auf sein Urtheil wirken und die Objectivität seiner Auffassung gefährden könnten. Hatte ich es anfangs als eine willkommene Befriedigung eines lebhaften Herzensbedürfnisses angesehen, dem um sechs Jahr jüngeren und mitten aus rüstiger, fruchtbringender Arbeit abgerufenen Bruder ein Wort des Andenkens auch öffentlich widmen zu können, so ward nachher dagegen das Gefühl und die Erkenntnis immer lebendiger und klarer, daß ich, wenn ich in seinem Sinn über ihn schreiben wollte, alles meiden müsse, was vielleicht unter dem Einflusse der Verwandtschaft, nicht bloß des Blutes, sondern auch verschiedener individueller Neigungen und Bestrebungen, stehen könnte. Wenn mir dies in folgender Skizze nicht immer gelingen sollte, da, wo ich nicht andere für mich reden lassen kann, hoffe ich wegen der Schwierigkeit der Aufgabe auf des Lesers Nachsicht rechnen zu dürfen.

Peter Friedrich Ludwig Strackerjan wurde am 20. August 1825 als das zwölfte von den fünfzehn Kindern des Oberamtmann Christian Friedrich Strackerjan zu Sever geboren, als das achte von den Kindern zweiter Ehe.

In Zeber besuchte er nur die Mädchenschule des Cantor Minssen, welche bei dem damaligen Zustande des Elementar-schulwesens auch von einzelnen Familien für ihre Söhne zur Vorbereitung auf das Gymnasium benutzt wurde. Nach dem Umzuge der Eltern nach Oldenburg im Herbst 1833 besuchte er die gewöhnlich nach ihrem Hauptlehrer so genannte Wicke'sche Schule (eine der beiden Stadtschulen damals, aus welcher sich später die „Stadtknabenschule“ entwickelte). Ostern 1835 kam er auf das Gymnasium, wo er bis Ostern 1836 die Quinta, bis Ostern 1838 die Quarta, bis Michaelis 1839 die Tertia, bis Michaelis 1841 die Secunda und bis Michaelis 1843 die Prima besuchte. Den 20. April 1840 war er confirmiert worden.

Im Herbst (23. October) 1843 ging er zur Universität nach Jena ab, woselbst er zwei Jahre als Theologe, anderthhalb Jahre als Jurist sich Studirens halber aufhielt, sich aber mehr in Studenten-Verbindungen (Burschenschaft „Burgkeller“) und in den Kneipen auszeichnete, als im Lernen, daher mehr Geld verbrauchte, als das Gelernte wert war, ganz abgesehen von der verschwendeten Zeit. Genügen möge, daß auch nach mäßig bestandnem Tentamen und gut bestandnem Examen er noch immer mit Reue statt mit Vergnügen auf seine Universitätszeit zurück sah. Anfang Juni 1847 wurde er zum juristischen Tentamen zugelassen, machte Ende August die Clausur durch und erhielt am 23. September den II. Charakter mit Empfehlung. Im November wurde er Accessist beim Amte Oldenburg und blieb dort als solcher bis Mitte December 1850. Seine Thätigkeit als Accessist war nicht groß, da er seit Februar 1848 die „Oldenburgische Zeitung“ redigierte, was ihm wegen der in den Morgen fallenden Correctur, später auch namentlich wegen der Mitteilungen aus Landtag und Synode, die er selbst machen mußte, viel Zeit raubte. Seine Redaction nützte der Zeitung bedeutend, da er sich namentlich um einheimische Nachrichten bekümmerte; sonst war seine Politik noch unreif, obgleich er sich von der demokratischen Bewegung nie ganz fortreißen ließ und sich bald ganz von ihr losmachte, ohne jedoch den liberalen Standpunkt je zu verlieren.

Am 13. December 1850 wurde er zum Amtsauditor ernannt, arbeitete bis Mitte Mai 1852 auf dem Amte, von da bis Ende Juni 1853 auf dem Stadtmagistrat zu Oldenburg, fünf Wochen beim Amt Landwührden und seit dem 9. August 1853 bis zum October 1856 auf dem Amte Abbehausen

Die ersten Plätze waren ihm nicht ohne Nutzen, da er für den kleinen Dienst manches lernte; in die eigentliche Verwaltung wurde er jedoch erst in Ellwürden (Abbehausen) eingeführt. Während er in Ellwürden war, machte er am 8. October 1855 sein Examen, II. mit Auszeichnung, und wurde am 11. Januar 1856 zum Amtsassessor ernannt.

Seit seiner Rückkehr von der Universität beteiligte er sich dann und wann durch Beiträge an der einheimischen Presse, namentlich den „Oldenb. Blättern“ und der „Oldenb. Zeitung“, gab auch im Herbst 1850 ein Heft „Aus dem Kinderleben“ bei der Schulzischen Hof-Buchhandlung in Verlag, das aber nicht reussieren wollte.

Im September 1856 wurde ihm vom Stadtdirector Wöbcken der Antrag gestellt, an die Stelle des versetzten Assessors Dr. Klävermann als Syndikus beim Magistrat der Stadt Oldenburg einzutreten; nachdem ihm von kompetenter Stelle ein Wink gegeben war, daß er im Falle der Ablehnung leicht zu dieser Stelle commandiert werden könne, und man ihm 650 Thlr. Gehalt geboten hatte, nahm er die auf ihn gefallene Wahl an, welche darauf vom Großherzog bestätigt wurde. Den 20. October 1856 trat er das Amt an, mit welchem auch die Redaction des „Gemeindeblatts“ *) im Verlage von G. Stalling verbunden war. — —

Bis auf einige kleine ergänzende Zusätze im Anfange sind dies die eigenen Worte des Verstorbenen, mit welchen er, etwa im Jahre 1857 oder 1858, den ihn betreffenden Beitrag zu einer Familiengeschichte lieferte. Bezeichnend für seinen Charakter ist die Strenge, mit welcher er ohne alle Beschönigung seine Universitätszeit beurtheilte, die gewiß nicht ohne jegliche gute Frucht für seine Entwicklung war. Jedenfalls war er damals auch für ideale Bestrebungen des Studentenlebens, besonders für eine Reform des Duellwesens thätig. Selbst der Uebergang von der Theologie zur Jurisprudenz kann als ein Zeugnis von dem Ernste gelten, der ihn auch unter den Zerstreuungen, die er später so sehr bereute, nie verlassen hatte. Möchte er den Verlust an Zeit und Geld mit Recht bedauern, sein ganzes späteres Leben und Wirken zeugt, daß er unter den Verlockungen der Freiheit des Studentenlebens, die so manchen zu Grunde

*) Die Anregung zur Gründung dieses Blattes hatte er selbst durch einen Aufsatz in der Oldenb. Zeitung 1852 vom 23. December gegeben. — R. Str.

gerichtet haben, an wissenschaftlichem Sinn und Streben wie an sittlicher Kraft keine Einbuße gelitten hatte. Sein Sinn war stets auf ideale Ziele gerichtet, aber ohne alle Ueberschwänglichkeit, indem er sich immer auf praktischem Boden zu halten suchte. So fehlte auch seinem tiefen Gemüthsleben jede Sentimentalität und Extase. In diesem Sinne ist das Nil admirari, das er als Primaner zu seiner Devise gemacht hatte, schon als ein Zeichen richtiger Selbstkenntnis aufzufassen. Auch war nicht seine Weise, im Sturm erobern zu wollen, was er sich vorgenommen hatte. Von dem, was er geleistet hat, war auch manches nur durch ruhige Energie und zähe Ausdauer zu erreichen. Leider hat aber die besonnene Ueberlegung, mit welcher er alle wichtigeren Entschlüsse faßte und durchführte, zugleich eine große Lücke in seinem Leben zurückgelassen. Trotz seines ausgeprägten Sinns für Familienleben und -Verkehr hat er nie einen Hausstand gegründet. In den ersten Jahren seiner Selbstständigkeit reichten dazu die Mittel kaum aus; aber es kam doch eine Zeit, wo nur zu große Bedächtigkeit ihn abhalten konnte. Durch Ankauf eines Hauses hoffte er im Zusammenwohnen mit nächsten Angehörigen ein geschlossenes Familienleben zu gewinnen; der Tod hinderte die Ausführung des schönen Plans schon während der Vorbereitungen. — —)

In Folge der am 1. Nov. 1858 zur Ausführung gelangenden Reorganisation der Justiz und Administration trat er wieder in den unmittelbaren Staatsdienst zurück und zwar als Amtsrichter zu Oldenburg für die Abteilung Stadt. Am 1. Januar 1865 wurde er zum Justizrat ernannt und in die fünfte Rangklasse versetzt. Gegen Ende des Jahres 1872 nahm er den Antrag an, als juristisches Mitglied in das Directorium der Spar- und Leihbank zu Oldenburg zu treten. Die Entlassung aus dem Staatsdienste wurde ihm auf den 15. Januar 1873 „unter Anerkennung Ihrer geleisteten Dienste“ bewilligt und ihm unterm 28. Januar mit Höchster Genehmigung gestattet, seinem Namen die Bezeichnung Justizrat a. D. beizufügen.

Nachdem er als Amtsrichter aus dem städtischen Dienste zurückgetreten war, war er eine Reihe von Jahren Mitglied des Stadtrats (Stadtverordneter), wiederholt stellvertretender oder erster Vorsitzender desselben und zugleich in verschiedenen Commissionen für städtische Angelegenheiten thätig. Mehrmals war er auch Mitglied des Landtags, zuletzt Präsident desselben.

Sein Körperwuchs war groß und kräftig, breit in den Schultern, doch mehr schlank als gedrungen. Seine Gesichtsfarbe war nie eigentlich frisch und blühend, doch durfte er sich für kerngesund halten, bis in den allerletzten Jahren, wo sein Allgemeinbefinden ihn weniger befriedigte und eine Veränderung in Gesichtsfarbe und Zügen bemerkbar war, die wohl Besorgnis erregen konnte. Nach den Kinderkrankheiten ward er zum erstenmale bettlägerig, als sein Befinden ihn endlich am 19. Nov. 1880 veranlaßte, ärztliche Hülfe zu suchen, und die Untersuchung ein ausgebreitetes Exsudat in der linken Brust ergab. Gegen Mitte December betrachtete er sich jedoch als reconvalescent und nahm auch an den herkömmlichen Festabenden um Weihnacht und Neujahr im Familienkreise teil. Nach Neujahr trat jedoch ein Rückfall ein, der die Hoffnung auf Erhaltung des Lebens immer mehr schwinden ließ. Doch blieb er frei von Schmerzen, auch seine Stimmung blieb ungetrübt, so daß auch sein natürlicher Humor sich noch manchmal bemerklich machte; nur meinte er, wenn er über seinen Zustand sprach, daß er die frühere Gesundheit wohl nicht vollständig wiedergewinnen würde. Seine Entkräftung nahm in der letzten Zeit so rasch zu, daß er gar nicht zum Bewußtsein seiner Hoffnungslosigkeit kam, bis er am 4. März 1881, Abends 9 Uhr, sanft entschlief. Am 8 März, Morgens 9 Uhr, ward er bestattet.

„Der gestrige Trauerzug nach dem St. Gertrudenkirchhofe war einer der großartigsten aller bisher in unserer Stadt gesehenen. Auch viele Mitglieder des Landtags gaben ihrem bisherigen, von allen Seiten verehrten Präsidenten das letzte Geleit“, berichteten die „Nachrichten“ unterm 9. März.

Ludwig Strackerjan ist im Verwaltungsdienste des Staates fast 4, der Stadt über 3, als Amtsrichter über 15, als Bankdirector 8 Jahre thätig gewesen, wiederholt zugleich als Mitglied des Landtages und des Stadtrats. Das sind alles Stellungen, an deren Inhaber von den vorgesetzten Behörden, den Collegen und dem Publicum die verschiedenartigsten Ansprüche gemacht werden. Wie er denselben genügt hat, darüber steht dem Bruder kein Urtheil für andere zu. Sein Lebensgang selbst ist schon ein Zeugnis. Doch liegt es an diesem Orte mir jedenfalls ob, seine Thätigkeit auf denjenigen Gebieten, die außerhalb seiner eigentlichen Berufspflichten lagen

und auf denen er seine eigenen Wege, nur mit wenigen oder ohne alle Begleiter, ging, etwas näher zu bezeichnen.

Sein Interesse für die engere Heimat, ihre Geschichte und ihre Eigentümlichkeiten war ein väterliches Erbe. Doch erweiterte es sich in einer Weise, die den Einfluß der neuern Wissenschaft, besonders der germanistischen, deutlich erkennen läßt, nicht bloß in der Methode, sondern auch in Bezug auf die Gegenstände, denen er seine Teilnahme zuwandte. Er verschmähte nicht das Kleinste, das scheinbar Unbedeutende, wenn es sich als in irgend einem Zusammenhange mit einem größern Ganzen stehend offenbarte und als Ausfluß einer Gesamtentwicklung erkennen ließ. Es beschäftigten ihn nicht bloß in der früher üblicheren Weise die geschichtlichen und geographischen Thatsachen, wie sie aus den Chroniken, Urkunden, Acten und Karten erforscht werden, sondern mit besonderer Vorliebe wandte er sich den Erscheinungen des Lebens zu, in denen gleichsam die Volksseele in ihren Eigentümlichkeiten und ihrem Wesen zum Ausdruck kommt. Sein lebhaftes volkspychologisches Interesse suchte zunächst das Eigentümliche in der engern Heimat zu erforschen, wo er selbst unmittelbar aus der Quelle schöpfen konnte, was an sich für ihn einen großen Reiz hatte; aber den vollen Wert erhielten diese Arbeiten für ihn erst durch Erkenntnis des Zusammenhangs mit den Eigentümlichkeiten der — um mich so auszudrücken — gesamtdeutschen Volksseele. Darin unterstützte ihn eine seltene Unverdroffenheit des Sammeltriebes, mit der er jahrelang die Einzelheiten zusammensuchen konnte, ehe er versuchte, abschließende Resultate daraus zu ziehen, während manche umgekehrt von einem bestimmten Gedanken ausgehend in möglichster Eile die Thatsachen zusammenraffen, die dem allgemeinen Gedanken zur Stütze dienen können. Selbstverständlich ließ er sich auch nicht lediglich durch die Lust zu sammeln bestimmen, wenn er seine Aufmerksamkeit auf irgend einen neuen Gegenstand richtete, sondern er hatte im voraus von einem höhern oder allgemeineren Gesichtspunkte aus die Bedeutung der scheinbar unwichtigen und gleichgültigen Dinge erkannt, die von den meisten gar nicht oder nur gelegentlich beachtet werden, weil sie dieselben in ihrer Vereinzelung nicht zu würdigen und die allgemeinen Gesetze, unter denen sie zu betrachten sind, nicht zu finden wissen. Er glich darin dem Botaniker, der den bescheidensten Pflänzchen am Wege, in Wald und Heide ein ebenso großes und oft größeres Interesse zuwendet als den prunkenden Ziergewächsen des Gärtners. Außer dem, was von ihm in die

Öffentlichkeit gelangt ist, zeugt von seinem Verfahren auch der schriftliche Nachlaß, welcher eine Menge Material besonders zur Geschichte und Topographie des Herzogtums Oldenburg und namentlich der Stadt Oldenburg enthält und zwar in den verschiedensten Stufen der Arbeit und Verarbeitung.

Schon als Schüler hatte L. Str. den Stoff zu dem oben erwähnten Büchlein: „Aus dem Kinderleben. Spiele, Reime, Räthsel“ gesammelt. In Jena ward ihm das Material durch einen Literaten entführt, so daß er von neuem sammeln mußte. Er gab es „vor der Zeit“ heraus, wie er selbst sich schriftlich äußerte; sein Nachlaß enthält noch manche Ergänzungen. Obgleich es wenig „reussierte“, wie er selbst meinte, wird es doch manchmal citiert, fälschlich wohl auch die Autorschaft nicht ihm allein zugestanden. Das Vorwort und auch die Einleitungen zu den einzelnen Abschnitten zeigen im kleinen, wie er das einzeln Gesammelte unter allgemeinere Gesichtspunkte und leitende Gedanken zu bringen suchte.

Als Auditor in Ellwürden legte er mit diplomatisch genauer Angabe der Fundorte eine Sammlung aller ihm damals in Druckschriften und Urkunden zugänglichen friesischen Personen- und Ortsnamen an. Er hat sie nicht selbst bearbeitet, sondern überließ sie mir für meine Abhandlung über „Die jeveländischen Personennamen. Jever 1864“, wie er überhaupt gern an andere zur Benutzung abgab, was er mit Mühe zusammengebracht hatte, wenn er zur Zeit grade nicht Anlaß hatte, es selbst zu verarbeiten. In seinem Nachlasse findet sich eine später wieder angelegte neue Sammlung friesischer Namen, die augenscheinlich geschichtlichen, besonders genealogischen Zwecken dienen sollte. Mit der Genealogie des oldenburgischen Hauses und auch verschiedener Häuptlingsfamilien hatte er sich in den letzten Jahren gründlicher beschäftigt. Man durfte von diesen Arbeiten wichtige Aufschlüsse über manche überlieferte Irrtümer und Lücken erwarten.

Bis zuletzt suchte er dem Volksmunde plattdeutsche Sprichwörter und sprichwörtliche Redensarten abzugewinnen, die er gelegentlich zu zusammenhängenden Betrachtungen verarbeitete, z. B. Lehre vom Essen (S. 37), Geld und Gut im plattdeutschen Sprichworte (Gesellschafter 1870, S. 91). Ferner sammelte er Hausinschriften (S. 42), Gerätinschriften, Straßennamen (Ges. 1868, S. 62), Wetterregeln (Oldb. Zeit. 1870 Febr. 2 u. f. w.) Unter seinem Nachlasse fand sich auch eine große Menge von Drehorgelliedern, die er eine Reihe von

Jahren hindurch gesammelt hatte; manche seiner Freunde, Neffen und Nichten werden sich noch erinnern, wie sie von ihm angehalten wurden, ihm dabei behülflich zu sein. Eine Frucht dieser Sammlung findet sich S. 145.

Die umfassendste Sammlung von allen ist enthalten in „Aberglauben und Sagen aus dem Herzogthum Oldenburg. 1867. 422 und 368 S.“. Er selbst schreibt darüber am 24. August 1880: „Die Sammlung geht in ihren allerersten Anfängen in meine Schülerjahre zurück, wurde aber erst in den 60er Jahren kräftiger angefaßt. Ich gab mir viele Mühe, das Material herb zuzuschaffen, schrieb Briefe über Briefe, versandte ein gedrucktes Circular in 3—400 Exemplaren und hatte Erfolg, ich darf wohl sagen glänzenden Erfolg, obgleich ich auch vor Täuschungen nicht ganz bewahrt geblieben bin. Auch bei der Bearbeitung gab ich mir Mühe Es ist kein Lesebuch, was ich zusammengeschrieben, aber eine zu wissenschaftlicher Benutzung wohl geeignete Schrift und auch geeignet drin zu lesen. Der Schriftsteller über oldenburgisches Land und Leute findet in ihr eine reiche Quelle alter Volksüberlieferung. Das Buch ist vielfach recensiert, wird von Germanisten viel benutzt u. s. w.“ Mit Recht freute der Verf. sich dieser Arbeit, der einzigen größeren, die er zu einem gewissen Abschluß gebracht hat und die in Bibliotheken einen selbständigen Platz gewinnen konnte, während die kleineren meistens in Zeitschriften, Kalendern u. s. w. zerstreut sich leichter verzetteln. — Das hier Gesammelte gab ihm gelegentlich Anlaß zu eingehenderen Untersuchungen, z. B. über den Vorspuß (S. 82), Die Katze im deutschen Volksglauben (Ges. 1869, S. 76).

Stets war bei seinen ununterbrochenen Studien seine Aufmerksamkeit auf alle Erscheinungen und Vorkommnisse gerichtet, die irgend ein culturhistorisches Interesse im engeren Sinne dieses Wortes bieten, und stets hatte er auch etwas derartiges zur Hand, wenn er um einen Beitrag für einen Kalender oder sonstige Zeitschriften oder um einen Vortrag ersucht wurde. So erschienen aus diesem Gebiete u. a.: Der Phiesewarder Bauerbrief (Ges. 1858), Vom Hausrechte (Ges. 1860), Ein Criminalproceß (Ges. 1860), Graf Anton Günther und die Jagd (Ges. 1862), Der Brand zu Oldenburg 1676 (Ges. 1863), Der Bareler Brand 1751 (Ges. 1864), Jan Krahnert (Ges. 1864), Spaziergang nach Hundsmühlen (Ges. 1868), Das Armenwesen im Herzogthum Oldenburg (G. 1870), Frühere Münzzustände in Jever (Ges. 1872), Geschichtliche Notizen über

die Verkehrswege im nördlichen Teile des Herzogt. Oldenburg (Zeitschrift für Verwaltung 2c. Bd. 5), um anderer Aufsätze und Notizen in verschiedenen Zeitschriften nicht zu gedenken. Nach seinem Tode erschienen noch: Fromme Laienbrüderschaften im mittelalterlichen Oldenburg (ein Vortrag in der Jahresversammlung des Vereins für Altertumskunde, 1880; Kirchl. Beiträge 1881), Das Kloster Blankenburg (Ges. 1882).

Wie ihm nun Land und Leute seiner engern Heimat uner-schöpflichen Stoff für seine Studien boten, so erfreute er sich auch an deren Natur und Landschaft, man kann sagen von Jahr zu Jahr mehr, ohne derselben müde zu werden. Im Vergleich mit der allgemeinen Reiselust unserer Zeit bei dem erleichterten Verkehr hat er nur wenige größere Reisen gemacht; es trieb ihn nicht hinaus, weil er der oldenburgischen Natur und Landschaft mit liebevoller Hingebung ihre besonderen Reize abzugewinnen und auch dort Schönheiten zu finden wußte, wo verwöhntere oder ungeübtere Augen nicht angezogen wurden oder gar in mitleidiger Geringschätzung sich abwandten. Er war ein eifriger, fast leidenschaftlicher Fußgänger, dem wenigstens ein bis zwei mehrstündige oder eintägige Fußmärsche in jeder Woche zum Bedürfnisse geworden waren. So lernte er das ganze Land, besonders in der Umgegend der Stadt Oldenburg jeden Weg und Steg kennen, wie vielleicht kein anderer es je gethan hat. Eine Frucht dieser Neigung waren „Oldenburger Spaziergänge und Ausflüge, 1875. 28 S. in 16“, worin dieselben nur nach Richtung und Wegelängen bezeichnet waren. Trotz dieser tabellarischen Magerkeit regte das Heftchen zur Nachahmung in Fußwanderungen an und wurde in einigen Jahren vergriffen. In der 1880 erschienenen zweiten Auflage wurde es durch eingehendere Beschreibungen und kurze geschichtliche Mitteilungen bedeutend erweitert. „Für Leckermäuler wird hier nicht gekocht!“ beginnt die Einleitung mit der Erinnerung an einen Ausspruch, mit dem an einem früheren Mittagstische der Alterspräsident unberechtigte Ansprüche unzufriedener Tischgenossen abgespeist hatte. In gemüthlicher Anwendung dieses Worts giebt die Einleitung zugleich eine Anweisung zur Würdigung der oldenburgischen Landschaft.

Die früher so verrufenen Dsenberge suchte er besonders gern auf; sie gaben den Stoff zu einem später auf Wunsch gedruckten Vortrage: „Die Dsenberge. Ein Landschaftsbild aus dem Oldenburgischen, 1879“. Es ist das zugleich ein Bild des Verfassers, worin gründliches Wissen, scharfe Beobachtung,

Humor, Gemüt und poetische Auffassung trotz des scheinbar unfruchtbaren Stoffes mit einander verschmolzen.

Als selbständiges Werk erschien auch noch 1879: „Deutscher Sprüche Ein Tausend“ im Verlage des nordwestdeutschen Volksschriftenvereins. Nachdem er zur Herausgabe einer solchen Sammlung die Anregung gegeben hatte, wurde ihm selbst die Zusammenstellung gleichsam aufgenötigt. So viele Sammlungen mit ähnlichem Zweck vorhanden sein mögen, so hat doch diese ihren eigentümlichen Wert. Alles süßlich Sentimentale ist ihr fern geblieben; sie hat nur Kerniges und Volkstümliches zu geben gesucht und gestattet auch gelegentlich dem Humor das Wort. Mit der Form, in welcher sie erschien, war er nicht zufrieden: „Ich hatte an ein Volksbuch gedacht, der Verlag hat ein Salonbuch daraus machen wollen, was es aber auch nicht geworden ist“, ein Vorwurf, der etwas allgemeiner gefaßt leider mehr oder weniger den ganzen Verlag trifft, so daß die an die Gründung geknüpften Hoffnungen sich nur zum Teil erfüllt haben. — —

Ich glaube, mit diesen Andeutungen einigermaßen das Gebiet bezeichnet zu haben, auf welchem die schriftstellerische Thätigkeit des Verstorbenen sich vorzugsweise in ihrer Eigenart kund that. Die Zusammenstellung der folgenden Aufsätze*) ging auch wesentlich davon aus, dieselbe möglichst vielseitig zur Anschauung zu bringen, wogegen die Rücksicht, ob die einzelnen Arbeiten schon gedruckt oder nur handschriftlich vorhanden waren, teilweise zurücktreten mußte und auch der relative Wert für die Auswahl nicht unbedingt entscheidend sein konnte. Seine Arbeiten über juristische, administrative oder nationalökonomische Fragen sind ganz unberücksichtigt geblieben, weil sie in diesen Rahmen nicht paßten und auch seitdem erledigte Zeitfragen betreffen. Es sei von denselben nur erwähnt: „Zur Gesindeordnung (Archiv für die Praxis des Oldenb. Rechts VII, S. 97); „Die Consumtions-Abgabe (Octroi) der Stadt Oldenburg 1865, Oldenb. Schulzische Buchhandlg.“ Mit nationalökonomischen Fragen, mit den Interessen des Handels, Verkehrs und Gewerbes beschäftigte er sich besonders gern und eingehend. Deshalb brachte er für seine Stellung als Bankdirector auch mehr an Vorbildung mit, als die Praxis eines Verwaltungs- und

*) Es mag hier nebenbei bemerkt werden, daß der Ertrag für die Herbart-Stiftung (zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schüler des Gymnasiums und der Realschule) bestimmt ist.

richterlichen Beamten allein zu bieten pflegt. „Das p q r kenne ich wohl“, sagte er, als er mit sich über den Eintritt in diese seinem bisherigen Berufe anscheinend so fremdartige Stellung zu Räte ging, „aber das a b c muß ich noch lernen“.

Wer ihn vorzugsweise in der Ausübung seines jeweiligen Berufes und im geselligen Verkehr, an dem er so gern — freiwillig in seiner Weise — teilnahm, kennen lernte und in seinen Liebhabereien beobachtete, konnte nicht ahnen, daß in seinem Innern manchmal düstere Schatten aufstiegen, die mit der gleichmäßigen Ruhe und Heiterkeit seines Wesens in grellem Widerspruche standen. Wohl klagte er gelegentlich in Augenblicken engerer Vertraulichkeit, daß er sich nicht ganz frei von hypochondrischen Unwandlungen halten könne; doch wurde das jedesmal belächelt, gleich wie eine Schrulle, da sein Leben, Wirken und Wesen gar keinen Anhalt dafür zu bieten schien. In den letzten Jahren schrieb er ein Tagebuch, in welchem er die jüngsten Erlebnisse, theilweise mit einer fast pedantischen Genauigkeit, niederschrieb, zwischendurch aber auch episodentartig Erinnerungen aus der Vergangenheit auffrischte und sachlich zusammenfaßte. Hier tritt es mehrmals hervor, daß ihn früher wiederholt starke Verstimmungen gequält haben. Wenn dieselben einen innern Grund hatten, so konnten sie nur aus einem gewissen Gefühl der Vereinsamung hervorgehen, welches ihn trotz des regen beruflichen, geselligen und Familien-Verkehrs zuweilen beschlich. Ich kann mir nicht versagen, eine Stelle aus seinem Tagebuche mitzuteilen, wo er sich auch darüber ausspricht, wie er es zu bekämpfen suchte und wußte, zugleich aber, um seinen vielen Gesangsgenossen aus früherer Zeit eine ihnen sicherlich angenehme Erinnerung aufzufrischen. Er war kein technisch geschulter Musikfreund, schlug höchstens gelegentlich, aber selten, mit sehr geringem autodidaktischen Können das Piano an, um sich die Melodie oder Harmonie eines Gesangstückes klarer zu machen, als es ihm beim bloßen Lesen der Noten gleich gelingen wollte; dennoch hat er empfangend und gebend einen tieferen, innigeren Genuß an der Musik gehabt, als Unzählige, die es zur Execution der brillantesten Concertstücke gebracht haben. Es lag aber nicht bloß in den zufälligen äußeren Umständen, die auf die Ausbildung seiner musikalischen Anlagen hemmend oder fördernd gewirkt haben, sondern hing sicherlich mit seinem ganzen Wesen zusammen, daß seine Neigung vorzugsweise dem Liede und dem Oratorium zugewandt war. Der schlichte Bericht der folgenden Rückschau giebt manches zu denken, und mich

dünkt, es wäre für manche auch wohl etwas daraus zu lernen. Er schrieb am 28. Januar 1878:

Von Kindheit an habe ich am Singen viel Vergnügen gehabt. Eine meiner frühesten Erinnerungen ist, wie ich in Jever in unserem Zimmer vor der Fensterbank stand, auf der das „deutsche Liederbuch für Hochschulen“, Eigentum meiner älteren Brüder, aufgeschlagen lag, und etliche Lieder getreulich vom ersten bis zum letzten Verse durchsang, z. B. „Es zog aus Berlin ein tapferer Held“, und „Ludmilla ging am Wasser“. Nachher auf der Schule nahm ich tapfer am Chor teil, und auch außerhalb der Schule trieb ich das Singen mit großer Lust. Frühzeitig nahm ich — als Alt — am Singverein teil, wo ich mich freilich nicht allein an den Uebungen, sondern auch an dem Thee, den wir Knaben uns höchst unverschämt zuckerten, erfreute. A., T. G., H. P., T. K. waren hauptsächlich und am ausdauerndsten mit mir im Singverein. Später zog mich Dr. Kläve mann mit meinen Geschwistern zu einem kleinen Vereine, der in seinem Hause zusammenkam, aber nicht lange anhielt. Als Primaner suchten wir uns Silchersche Volkslieder einzuüben und sangen außerdem in der Kneipe nach Herzenslust vierstimmig, wenn wir konnten, sonst mehr au naturel. In H. B. hatte meine Altersgenossenschaft seit Tertia eine tüchtige Gesangskraft gewonnen, die auch mancherlei Lieder neu hinzubachte. Dazu kamen in unserem eigenen Hause die Lieder, welche die älteren Geschwister teils einzeln, teils als Duette, Terzette, Quartette sangen, eine Zeit lang in regelmäßigen von Köslers geleiteten Uebungen: Mendelssohnsche, Hauptmannsche, Köslersche, Schneidersche Quartette; auch Silcher, aber von Realstimmen gesungen. Manches Lied aus dem vorigen Jahrhundert wurde gelegentlich von Mutter und den älteren Geschwistern geträrlert, und die neuesten Gassenhauer nebst einigen wenigen Volksliedern lernte ich von den Drehorglern, deren Literatur ich schon damals nach Maßgabe meiner sehr schwachen Geldkräfte zu sammeln begann. Kurz, als ich zur Universität ging, besaß ich in meinem Gedächtnis einen ziemlichen Vorrat von Melodien und einen etwas geringeren von Texten, eine große Lust zu singen, und auch mein Stimmmaterial war leidlich, Tenor II, später Bass I, nicht unangenehm, das Gehör doch wohl über mittelmäßig. Im Chor habe ich immer zu den besseren gehört, zu Quartetten hat man mich gern genommen, zum eigentlichen Sologefang habe ich es nie gebracht. Schon meiner unüberwindlichen Befangenheit wegen mußte ich die Anträge auf Uebernahme von Soli, die übrigens auch nicht allzuhäufig an mich herantraten, ablehnen.

Auf der Universität war ich Mitglied des akademischen Singvereins und der Stade'schen Liedertafel, aber nur sehr kurze Zeit; das gewöhnliche Kneipleben fesselte mich zu sehr an den Burgkeller. Hier waren denn aber auch H. B. und ich, trotz den Söhnen des liederreichen Thüringens, die Hauptträger des Gesanges, sowohl was die Lieder des Commersbuchs als die Bummellieder anging. Der letzteren hatte Jena bereits eine ziemliche Anzahl; neue kamen mit jedem Semester durch überfiedelnde oder besuchende Studenten anderer Universitäten hinzu. H. B. und ich faßten leicht auf und gaben frisch und fröhlich aus, was wir wußten. Der Kunstgesang wurde vernachlässigt.

In Oldenburg trat ich nach beendigtem Tentamen in den Singverein und nicht lange darauf in den Quartettverein, der unter Leitung von Häser I. den Männergesang mit etwas mehr Ernst betrieb, als in der Liedertafel üblich war. Als ich nach meiner Ellwürder Abwesenheit nach Oldenburg zurückkehrte, war der Quartettverein erloschen, und ich ließ mich nunmehr in die Liedertafel aufnehmen. Nebenher gab es noch zeitweilig Vereine, teils ad hoc, teils mit dauernden Zwecken, bei denen ich mich beteiligte, so der Verein des Musiklehrers Grosse für religiösen Gesang des 16. und 17. Jahrh., ein Verein desselben für Aufführung seines Requiems, ein Verein beim Rechtsanwalt B. I. für Schumanns Paradies und Peri, bei der Kammerlätin Toel für Schumannsche Musik. Mit T. C., C. T. Lange (genannt Peter Lange), Häser II. habe ich öfter Quartettabende für Männergesang gehabt. Ueberall war ich treu und fleißig, war wie ich meine gern gesehn und erfreute mich von Herzen. Ich sang, so oft ich konnte, und möglichst tief in die Nacht hinein, wurde des Singens nie müde, und war, wie man sich ausdrückt, nicht tot zu kriegen. Den Bummelgesang pflegten H. B. und ich im *Cyclus* *), wo unsere von Jena mitgebrachten Melodien hochwillkommen waren. Mit T. C. und Peter Lange spielten wir auch dort im Singen die Hauptrolle. Nach meiner Ellwürder Zeit hatte freilich der *Cyclus* von seiner ursprünglichen Frische erheblich eingebüßt, und ich besuchte ihn nur noch ausnahmsweise. Der Bummelgesang fand damit für mich auf immer sein Ende; nur ganz vereinzelt bot die Liedertafel in späterer Nachtstunde dazu noch Reiz und Gelegenheit.

Bald sollte ich merken, daß auch meine Stimme nicht so unverwüßlich war, als sie mir zeitweilig geschienen hatte. Es kam eine Zeit, wo ich den Singvereinsabend nicht mehr voll mit durchmachen konnte, wo ich selbst in der Liedertafel vor den anderen müde wurde. Den Grund dieses vorzeitigen Verbrauchs meiner Stimmittel mag das Liederfest in Osnabrück (1858) gelegt haben, wo ich mich drei Tage lang in unvernünftigster Weise mit Singen, Trinken und Rauchen malträtierte. Doch kam die Schwächung nicht mit einem mal. (G. C. **) hatte eine ähnliche Periode des Nicht-singen-könnens erlebt: er hatte deshalb einige Jahre pausiert und fing dann mit frischen Kräften wieder an; die Stimme hatte zwar nicht ihren jugendlichen Klang, wohl aber Kraft und ziemliche Ausdauer wieder gewonnen. Ich pausierte auch. Als ich aber nach geraumer Zeit einmal in der Probe eines Singvereinsconcerts — *Messias* wurde gesungen — mich wieder mit probierte, war ich nach dem zweiten Chore heiser und unfähig weiter zu singen. Tieftraurig begab ich mich unter die Zuhörer zurück. Das war also vorbei. Eine der reinsten, unschuldigsten Freuden war mir verloren.

*) So hieß eine Stammkneipe am äußern Damm, in welcher der Stallmeister Kumpf, der Dichter mancher frischer und witziger „*Cyclus*“-Lieder, in humoristischer Weise „mit dem Hammer“ den Vorsitz führte. — K. S.

***) Ein Tenorist von seltenen Stimmmitteln, der von seiner Studienzeit in Jena an für den Vortrag von jeder Art von Gesangswerken, besonders auch für die Heldenrollen in Dramen, sehr gesucht war. — K. S.

Länger konnte ich in der Liedertafel mitmachen, wo die Uebungen viel weniger anhaltend waren und die Stimmlage eine bequemere. Aber lange doch auch nicht mehr. Es kam dahin, daß ich bei jedem Liede husten mußte und nach einigen Liedern heiser war. Seit etwa drei Jahren habe ich den Besuch der Liedertafel aufgegeben.

Nun summe ich nur noch, das aber auch fleißig. Gegen Ende der sechziger Jahre war ich in einer melancholischen Stimmung. Auch jetzt beschleicht mich diese dann und wann, aber damals war es viel ärger damit. Ich hielt mein Leben für verfehlt, mein Beruf erfreute mich nicht, meine Existenz schien mir nutzlos, ich selbst ein Steh-im-Weg für andere, die das, was ich that, ebenso gut thun konnten und dabei Freude an der Welt fanden, derselben Welt, die mir widerwärtig, in bessern Zeiten wenigstens gleichgültig war. Namentlich auf meinen einsamen Spaziergängen plagten mich solche Vorstellungen. Um mich dagegen zu wehren, begann ich die Lieder zu singen, die mir einfielen, und zwar suchte ich thunlichst den ganzen Text zusammenzubringen. Aber naturgemäß bot sich mir eine kleine Zahl von Liedern dar. So schrieb ich dann die Liederanfänge auf und durchmusterte Commerc- und andere Liederbücher, um bekannte Lieder, die mir nur nicht einfallen wollten, aufzusuchen. Bei der Gelegenheit ergänzte ich zugleich manche Lücke, die ich in Melodie oder Text, wie sich dieselben in meinem Gedächtnisse erhalten hatte, entdeckte. Auch lernte ich manches Lied neu, das mir gefiel oder etwa ein historisches Interesse besaß. Die Anfänge wurden immer mehr nachgetragen auf kleine Blättchen, die bequem in der Tasche unterzubringen sind. Unter die Lieder mischte ich Gedichte ohne Melodien, deren ich manche noch auswendig lernte, zum Teil auch Sprüche. Das Lernen treibe ich gleichfalls auf dem Spaziergange, und es geht noch ziemlich gut damit, aber freilich muß ich eine Zeit lang täglich wiederholen, wenn das Lied oder Gedicht mir nicht doch noch wieder ent schlüpfen soll. Es mögen jetzt 350—400 Melodien mit Texten sein*), die ich der Reihe nach abfinge, und nicht viel weniger Gedichte und Sprüche, die ich dazwischen recitiere. Da ich einzeln mein Licht leuchten lasse, genieße ich den Ruf großer Literaturkenntnis und eines riesigen Gedächtnisses. Wer das Vorstehende weiß, wird mein Verfahren für Zeichen einer Krankheit halten und hat vielleicht nicht Unrecht; jedenfalls wurde es zur Anwendung gebracht, um einer Krankheit Einhalt zu gebieten, und hat, wie ich meine, zur Linderung derselben beigetragen, ganz abgesehen davon, daß ich einen ansehnlichen Schatz guter oder interessanter Lieder nun doch wirklich besitze und genieße.

Ergänzend mag zu diesem Berichte noch hinzugefügt werden, daß der Verstorbene in den letzten Jahren seine Spaziergänge auch mit großem Eifer benutzte, um seine botanischen Kenntnisse aus jüngeren Jahren wieder aufzufrischen und zu er-

*) Er hat es schließlich, wie ich gelegentlich im Gespräche von ihm erfuhr, bis zu 500 gebracht. Es mag noch bemerkt werden, daß darunter auch manche Choräle und Kirchenlieder waren, solche, die für seine Individualität Kernlieder waren, volkstümlich, dichterisch und von geschichtlichem Interesse. — R. S.

weitem. Zwar klagte er zuweilen, daß Auge und Hand nicht mehr ausreichten, um diese Studien mit der wünschenswerten Subtilität pflegen zu können; doch er erreichte noch genug, um selbst Freude daran haben zu können und gelegentlich auch andere zur Theilnahme anzuregen.

Was ich sonst noch gerne zum Andenken meines Bruders hinzufügen möchte, muß ich aus dem anfangs angedeuteten Grunde unterdrücken; doch wird es vielleicht gestattet sein, einiges von dem mitzuteilen, was Freundes Mund und Hand kurz nach seinem Tode gesagt und geschrieben haben.

An seinem Grabe sprach Pastor Pralle:

Es ist ein bitteres Leid, daß wir so hier stehen, jetzt schon so hier stehen müssen. Denn der Heimgegangene ist nicht weiter als bis in sein 56. Lebensjahr vorgeedrungen. Als er 55 Jahre 6 Monate und 12 Tage alt geworden war, entfiel der Pilgerstab, den er gern noch weiter getragen hätte, seinen müden Händen. Und wie er selbst so gern noch hier geblieben wäre, so ist unter den vielen, die ihm näher standen oder ihn nur einigermaßen kannten, nicht einer, der nicht seinen verhältnismäßig frühen Hingang tief beklagte, dem bei der Todeskunde nicht wehe ums Herz geworden wäre. Denn das dürfen wir in dieser ernstesten Stunde des Begräbnisses wohl sagen und wir wollen es nicht verschweigen: Mögen die Seinen ihren Bruder und Verwandten recht lieb gehabt und große Stücke auf ihn gehalten haben, aber der Name Ludwig Strackerjan hat auch in weiteren Kreisen einen guten, hellen Klang, hier in der Bürgerschaft, weiterhin im Lande und darüber hinaus bei so manchem Freunde, den er sich in früheren oder in späteren Jahren erworben hatte. Und woher denn das?

Nun, die ein Stück Jugendzeit mit ihm zusammen verlebten; die erinnern sich lebhaft seines allzeit frischen und fröhlichen Wesens. Dazu eignete ihm eine große Leutseligkeit und Freundlichkeit gegen jedermann, er war treuherzig, offen und wahr, neidlosen Wesens, er erkannte gern einen jeden neben sich an und war froh, so seinen eignen Weg für sich gehen zu können.

Diese Charaktereigentümlichkeit hat er aus dem Jünglingsalter ins Mannsalter mit hinüber genommen. Als er dann ins Berufsleben eintrat, zeigte er eine große praktische Befähigung, die mit Unbestechlichkeit und Treue auf der einen, und

mit großer Leutseligkeit auf der anderen Seite gepaart, ihm die Herzen vieler gewinnen mußte. Das öffentliche Vertrauen, welches er sich erworben hatte, wurde ihm mehr als einmal in sehr ehrender Weise bezeigt.

Indessen die Berufsthätigkeit, wie sehr sie ihn auch hin und wieder in Anspruch nahm, vermochte doch seine Zeit nicht auszufüllen. Immer fand er Muße, seinen Lieblingsneigungen nachzugehen, die sich schon frühe bei ihm zeigten. Schon in jugendlichen Jahren forschte er gern in der älteren, namentlich der vaterländischen Geschichte und Sprache. Offenen Auges und empfänglichen Sinnes für die Schönheiten der Natur liebte er die heimische Flora. Und was er dann auf seinen Gängen durch Feld und Wald beobachtet hatte und was sich ihm bei seinen Studien ergeben hatte, das liebte er, bescheiden, wie er war, ohne Ostentation andern in Schrift und Rede mitzuteilen. Er freute sich, wenn die Resultate seiner Beobachtungen und Forschungen, an welchen er selbst sich ergötzte, auch anderen zur Freude gereichten.

Das ist nun alles aus und vorbei. Auch der letzte Plan, den er mit zweien seiner Brüder gefaßt hatte und der ihn noch in seinen Fieberphantasien beschäftigte, ist ihm vor der Ausführung gescheitert. Er dachte aber, daß es so schön sich gestalten würde, wie für ihn selbst, so für seine Familie. Wieder einmal ist das herbe Wort zugetroffen: Und plötzlich ist's am Ende, wenn es am schönsten war.

Der einst so sangesfrohe Mund ist verstummt. Gebrochen ist das Herz, das die ganze Zeit her an den Liedern unserer Sängere seine Freude hatte. Ein Liedeswort sei es, das wir unserm heimgegangenen Freunde nachrufen. Dasselbe möge denn nun zum Saatkorn werden, das in die Herzen derer falle, die Dir mit tiefer Wehmut nachblicken in die Gruft und in die Herzen derer, die kommen werden, Dein Grab zu besuchen — das Herz voll bitterm Wehes. Es ist das Wort eines Dichters *), den auch Du hochgeschätzt hast in Deinem Leben. Das Dichterwort sproßt Hoffnungsblüte, und die möchte ich Dir gern auf Deinen Sarg legen. Allzuschwer wird es dem Herzen, ohne Christentrost und ohne Christenhoffnung Dich zu den Toten zu legen. Sei es denn darum: Die Asche ruht —

„Die Asche ruht, der Geist entfliehet auf Bahnen
Des Lebens, dessen Fülle wir kaum ahnen.“

*) Uhland.

Und daneben setze ich das heilige Gotteswort, aus welchem das Dichterwort im Geiste geboren ist: Der Staub muß wieder zur Erde kommen, wie er gewesen ist, und der Geist wieder zu Gott, der ihn gegeben hat.

Wieder zur Erde werden und wieder zu Gott kommen, ja das sind Gottes Wege, die wir im Glauben anzuerkennen und in Demut zu ehren haben.

Dem aber, der überschwenglich thun kann und der auch überschwenglich thut über alles, was wir bitten und verstehen, ihm, unserm Gotte und Vater sei Preis, Ehre und Anbetung in Ewigkeit. — —

Ein auswärts lebender Oldenburger schrieb*):

Mit ihm hat seine Familie eines ihrer geliebten Mitglieder, ein segensreiches Institut einen seiner tüchtigsten Leiter, die Stadt Oldenburg einen ihrer besten Bürger, das Land einen seiner wärmsten Patrioten verloren; einen von jenen seiner fernigen Söhne, welche die besten und edelsten Eigenschaften derselben in ihrer spezifischen Eigentümlichkeit in sich ausgebildet hatten und sie in Gestalt und geistiger Auffassung zum Ausdruck brachten; einen jener Männer, die mit seltener Liebe, mit feinem Blick und zäher Beharrlichkeit sich in die Eigenart und das Wesen derselben versenkten, sie, sowohl in ihrer historischen Entwicklung, wie in ihrer gegenwärtigen Offenbarung, sorgfältig verfolgten und die Resultate ihrer Forschung mit seltenem Geschick weiteren Kreisen zugänglich machten. Hatte der Geschiedene in seiner einflussreichen Stellung als öffentlicher Beamter sich durch die unantastbare Reinheit, Zuverlässigkeit und Ehrenhaftigkeit seines Charakters, durch sein organisatorisches Talent, durch die Milde und das Wohlwollen seines Wesens, durch seinen praktischen Blick und sein gediegenes Urtheil allgemeine Anerkennung, Achtung, Liebe und Vertrauen erworben, so wurden ihm diese Gefinnungen im engeren Kreise seiner Freunde in noch ungleich höherem Maße entgegen getragen. Vielseitige, eingehende Bildung, reiner offener Wahrheitsinn, vorurteilslose besonnene Würdigung aller ihm unterbreiteten Fragen, vielseitiges Interesse und sicheres Urtheil, opferwillige, wohlwollende Unterstützung aller edlen Bestrebungen, rücksichtsvolle, feinsühlende Beachtung der Wünsche anderer machten ihn allen ihm Näherstehenden unendlich teuer, ja unerseßlich.) Mit tiefer Trauer stehen sie an seinem Sarge, flechten ihren Totenkranz

*) Nachrichten 1881, №. 30.

und legen ihn auf den frischen Grabeshügel, und wenn sie den lieben Geschiedenen nun in ihrem Kreise schmerzlich entbehren müssen, so wissen sie, daß sie ihm in ihrem Herzen bis an ihr Lebensende einen der besten Plätze bewahren werden. —

Von den kürzeren Mitteilungen, welche nach seinem Tode in den verschiedensten deutschen Zeitschriften zu lesen waren, mag nur folgende Correspondenz der Weser-Zeitung wiedergegeben werden:

Oldenburg, 1. April. Für die Neuwahl eines Landtagsabgeordneten an Stelle des verstorbenen Bankdirectors Strackerjan ist seitens des Staatsministeriums Termin auf den 8. April angesetzt. Der Verstorbene war in der letzten Session Präsident des Landtags. Er qualifizierte sich zu diesem Posten ebenso sehr durch seine juristische Bildung als durch seine Kenntniss von Land und Leuten und seine persönliche Liebenswürdigkeit. Es wird nicht ganz leicht sein, in unserem kleinen Lande eine Persönlichkeit zu finden, welche nicht nur die gerühmten Eigenschaften, sondern daneben auch in ihrer Lebensstellung die vollkommene Unabhängigkeit nach oben und nach unten hat, wie dies bei dem Verstorbenen der Fall war.

October 1881.

Karl Strackerjan,

Director der Realschule zu Oldenburg.

Erinnerung aus der Marsch.

Wenn wir die Tier- und Pflanzenwelt auf der Geest mit der der Marsch vergleichen, so finden wir, daß die Geest an Mannigfaltigkeit der Arten die Marsch bei weitem übertrifft, dagegen die Marsch in der geringeren Zahl von Arten eine größere Menge von Exemplaren und diese selbst meist in größerer Leppigkeit und Ausbildung aufzuweisen vermag. Ein einziger Gang durch das Everstenholz und den Herrschaftlichen Garten bringt uns eine Verschiedenheit von Vögeln zu Gehör und zu Gesicht, welche wir im Stad- und Butjadinger- wie im Federlande vielleicht im ganzen Jahre nicht aufzufinden vermögen; aber dafür zeigt uns die Marsch z. B. im Herbst Schwärme von Staren so dicht und groß, daß man ferne Wolken oder den langhinziehenden Rauch eines Dampfschiffes zu erblicken vermeint. Viel buntere und reichere Blumensträuße kannst du auf dem wechselnden Boden der Geest sammeln, aber eine solche gleichmäßige Fülle kräftigen Grases, wie den fetten Marschboden deckt, bietet keine Geestwiese der Sense dar.

Als ich die Marsch durch längeren Aufenthalt kennen lernte, fiel mir der Reichtum an Exemplaren namentlich an zwei Sorten von Geschöpfen auf, an den einen zu meiner Freude, an den Fröschen nämlich, an den andern zu unendlichem Mergel, und das war an den Mücken.

Freude an den Fröschen? Mancher wird mich auslachen, und mancher hat mich ausgelacht, aber es ist und bleibt doch so, und ich empfinde nicht den mindesten Kummer, daß ich mich zu freuen vermag, wo andere über Ohrenzwang klagen. Denn eben ihr Quaken ist es, nicht etwa der Wohlgeschmack ihrer Schenkel, was mich zum Freunde der Frösche gemacht und mich zu Zeiten gar lustig gestimmt hat.

Mai und Juni waren die rechte Zeit. Hatte ich den Tag über meine Arbeit gethan und mich nicht viel um anderes als meine Geschäfte kümmern können, dann lehnte ich wohl, wenn ein warmer, windstillter Abend auf dem Lande ruhte, aus meinem Fenster und lauschte den Fröschen. Das Haus, in dem ich wohnte, war mit seinem Garten rings von Gräben umgeben; durch den Garten, durch die Weiden, die Felder liefen längs und quer die Gräben, und in jedem Graben hockten dicht an dicht die Frösche, am Ufer zwischen Schilf und Gras und mitten auf dem Wasser, streckten die dicken Köpfe hervor und sangen aus voller Kehle ihr Abendlied. Zahllose Stimmen, hoch und tief, breit und spitz, erschollen links, rechts, vorne und hinten, kurz von allen Seiten her. Frisch, fromm, fröhlich, frei, voll Freude am Leben in dem schönen Sommerabend schwelgend, voll Liebe und Behagen, wetteifernd in Stärke und Ausdauer, unbefangen und sicher, ja, offenbar gehoben durch das Bewußtsein, daß sie eine Pflicht erfüllten und sie schön und tadellos erfüllten, executierten die Sänger ihre Lieder und brachten eine Gesamtwirkung hervor, die durch das Trommelfell hindurch ihren Weg fand bis zum Zwerchfell, es erschütterte und mich laut auflachen machte. Nun störte vielleicht ein vorüberrollender Wagen den Chor und ließ ihn eine kleine Weile schweigen; aber bald erscholl eine tiefe Bassstimme grade unter mir koax koax, und koax koax klangen alle die andern Bassstimmen neu ermutigt hinzu. Dann regten sich die Mittelstimmen qual qual und endlich fielen die hohen Tenöre mit ihrem kckerekkex und rikkekikkix hinein, so daß alsbald die Harmonie in alter Fülle und Reichhaltigkeit wieder zum Himmel aufstieg. Ich habe auch auf der Geest schon ziemlich anständige Froschmusiken gehört; aber sie verhielten sich zu den Chören der Marsch, wie die Leistungen eines Dorfsingvereins zu den Monstreconcerten am Rhein und in England, wo Tausende von Menschenstimmen mit Tausenden von Instrumenten kämpfen. Und grade die Massenhaftigkeit, die Sicherheit, die Unverwüßlichkeit der Stimmen sind es, durch welche das Froschgequak in der Marsch seinen Vorzug gewinnt, die den Zuhörer erst betäuben, dann in Verwunderung setzen und endlich mit Heiterkeit erfüllen. Es ist ähnlich wie mit einer tüchtig gemischten Jahrmarttsmusik. Zwei Carussells mit Musikchören, eine Kunstreiterbude mit einem Trompeter auf dem Gerüste, Wachsfigurencabinet und Taschenspieler mit dito, eine Menagerie mit einer Anzahl brüllender und freischender Tiere, einige Drehorgeln und

etwa eine Prager Bande, und du mitten darin, der einzige Stumme. Das heult, brummt, krächzt, schmettert, bumst, schreit, leiert, pfeift rings um dich herum, daß dir die Haare zu Berge stehen, bis zuletzt der heillose Spektakel, eben weil er über alle Gränzen des Erwarteten und Erlaubten weit hinaus geht, dir komisch wird und du am liebsten die nächste Trommel oder ein anderes möglichst lärmendes Instrument zur Hand nähmest und dich in toller Lustigkeit an dieser Caricatur aller Musik betheiligtest. Ist der Lärm bei den Fröschen nicht ganz so unmenschlich, wie bei den Menschen auf dem Jahrmarkte, so ist er dafür desto harmloser, und die biedere Pflichttreue, die hingebende Uneigennützigkeit, die sichere Selbstzufriedenheit der Executanten verleihen ihren Leistungen einen Reiz, der eine angenehmere Heiterkeit erregt, als der scheinbar bachantische, aber in der That nur geldsuchende Tumult des Jahrmarktlärms geben kann.

In der Marsch leben und teilnahmslos an den Fröschen vorübergehen ist unmöglich. Mergere dich, wenn du dich nicht freuen kannst; bemerken mußt du sie. Die Butjenter Nachtigall kündigt sich und den Frühling zu laut, zu vollstimmig, zu unermüdblich an, um nicht die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, und es scheint selbst, daß die schwimmhäutige Sumpfnachtigall für die Marschbewohner verständlicher spricht, als die geflügelte Nachtigall unserer Gärten für ihre Zuhörer. Denn wenn auch die Dichter in den Tönen unserer Nachtigall klagende, sehrende Liebe zu vernehmen meinen, so hat doch die einzelnen Worte noch niemand verstanden. Den Unterhaltungen der Frösche aber hat das Volk schon verschiedene Gespräche abgelauscht, die denn freilich mit klagender, sehrender Liebe nichts zu thun haben, überhaupt auf Poesie weder Anspruch machen können noch wollen. So z. B.

Auerker Pogge,
Maak' mi'n Paar Schoh,
„Jä hebbe kien Läär,
„Jä hebbe kien Smäär,
„Jä hebbe kien Pää,
„Aurikkelfiffik.“

oder unter Frauen:

Nabersche, Nabersche,
Morgen weni bakken,
Morgen weni bakken,
„Morgen bak ik oof,
„Morgen bak ik oof!“

(Nabersche, Nabersche,
Wennehr will se bakken?
„Morgen, Morgen.“
Morgen bak ik oof,
Morgen bak ik oof!)

oder endlich:

Sinnerk, Sinnerk!

„Wat? wat?“

Dien Vader is dood, dien Vader is dood.

„Wat kann ick daarto dohn, wat kann ick daarto dohn?“

Daß mich die Mücken geärgert haben, wird keine Bewunderung erregen. Aber wie haben sie mich geärgert! Meine Wohnräume lagen noch gar nicht einmal ungünstig, das Zimmer selbst nach Norden, die Kammer zwar nach Osten, aber die Sonne verweilte nicht lange darin, und die Morgensonne lockt die Mücken weit weniger als die Abendsonne. Ich habe westlich gelegene Zimmer gesehen, deren Decke und Wände von Mücken schwarz waren, so daß der bloße Gedanke an die Möglichkeit, diese Räume könnten zu Schlafräumen benutzt werden, Schauer erregte. So schlimm wie gesagt war es bei mir nicht; ich hatte nicht mehr Mücken, als zu jeder rein gehaltenen, gut gelüfteten Stube in der Marsch gehören, vielleicht 40 bis 60 zur Zeit, aber wahrlich die Plage war groß genug.

Tags ließ sich selten eine Mücke spüren; diese Creatur entwickelt die ganze Energie ihres Lebens zur Nachtzeit, aber dann auch in solcher Weise, daß sich der Mensch schutz- und hilflos ihr unterworfen sieht.

Nach des wirren, wirbelnden Tages Last und Mühen streckst du die erschöpften Glieder auf das einladende Lager. Du schließt die von angestrenzter Arbeit matten Augen zu erquickender Ruhe; die streitenden Gedanken und Gefühle lösen sich auf in die eine Sehnsucht nach süßem Schlummer. Schon umschwebt dich mit schattendem, sanft wehendem Fittich der liebliche Morpheus; in blassen, aber anmutigen Gestaltungen, verlangend-schüchtern, umgaukeln dich seine zarten Kinder, die Träume; hoffend breitest du nach ihnen die Arme aus — horch! da tönt von fern ein Schwirren und Summen, ein Singen und Brummen, erst undeutlich, kaum vernommen, dann näher und näher; langbeinige, schnellbeschwingte, speergewaffnete, blutdürstige Ungeheuer erfüllen die Luft; in immer engeren Windungen umkreisen sie dein Lager, und plötzlich senkt sich wolkengleich das unheimliche Heer auf dich herab; zwanzig vergiftete brennende Spitzen auf einmal durchbohren die Haut; auf schreckst du voll Angst, und Morpheus und seine Genien fliehen von dir in unabsehbare Weiten. Wohl flieht nun auch die feindliche Schar, aber sie flieht, wie leicht plänkelnnde Streiter vor den Stößen großer Truppenmassen zurückweichen, um von anderer

Seite her den Angriff zu erneuern. So wie deine Erregung sich ein wenig beruhigt und du nochmals den Kopf zum Schlafen zurücklegst, hörst du auch wieder das unheimliche Summen, aus dem das Kinder- und Volksohr die Drohung erhascht hat:

„Ich will dich schon finden, ich will dich schon finden!“

Aufmerksam lauschest du, ob es sich nähere, bereitest leise die Hand, um den ersten Angreifer mit raschem Schlag zu töten, und wenn dann ein plötzliches Verstummen und etwa ein Kitzel der Haut dich glauben macht, daß nun die Mücke sitzt, so schlägst du kräftig zu und triffst Backen oder Stirn sicher, die behende Mücke nur selten. Was habe ich nicht alles versucht, um mich zu schützen! Ich kroch unter die Decke, bis mich drohende Erstickung oder Zerschmelzung zwang, den Kopf wieder frei und offen darzubieten; ich warf die Decke ab und suchte das Leintuch als luftdurchlassenden Schleier zu benutzen, aber auch unter dem Leintuche wurde Luftmangel und Hitzeüberfluß immer größer, und ein unerwarteter Stich durch das Leinen hindurch überzeugte mich, daß der ganze Apparat vergeblich, nutzlose Dual war. Und das alles geschieht in heißer, schwüler Sommernacht; die bange Erwartung, die Unruhe, das Hin- und Herwälzen erzeugen eine fieberhafte Aufregung, die den Schlaf nur spät und brockenweise zuläßt, so daß man fast ermatteter aufsteht, als man war, da man die Ruhe suchte.

Und nun am Morgen alle die Beulen und Beulchen! denn das ist eben das Grauenhafte, daß alle feindlichen Waffen vergiftet sind. Unsere Fliegen stechen auch, aber was ist der einfache Schmerz eines Fliegenstiches gegen den Schmerz der von Mücken beigebrachten Wunde. Jeder Mückenstich läßt eine tagelang schwärende, brennende Schwellung zurück, die fortwährend die kratzende Hand anzieht und doch nur in vollkommenster geduldiger Ruhe ihre Heilung findet. Die Volksstimme, die sich mit anerkennenswerther Bescheidenheit Gottes Stimme zu nennen beliebt, giebt freilich den Rat: „Wen's juckt, der kratze sich.“ Aber nie hat es einen perfideren Ratsschlag gegeben. Kratze, und was bisher gejuckt hat, wird ein fressendes Feuer; das unscheinbare rote Pünktchen dehnt sich zur großen weißen Beule aus, gleichend jenen himmelanstrebenden Vulcanen, unter deren Schneedecke eine nie rastende, ewig an der Erde nagende Glut wühlt. Die Anden und Cordilleren, wenn ich nicht irre, haben die größte Zahl von Vulcanen aufzuweisen, aber Anden und Cordilleren sind Ebenen im Vergleich

mit einer einzigen Wange oder der Stirn eines Marschbewohners am Morgen. Zerstoßen so bunt wie eine Schleie, heißt eine gewöhnliche Redensart. Ich weiß nicht, ob der Vergleich ausreichend ist, da ich mit deutscher Tiefe die wenigen mir gebotenen Gelegenheiten zum Studium der Schleie lediglich benutzt habe, mich von ihren inneren Tugenden zu unterrichten, ohne der bloßen Außenseite weitere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Aber es fehlt mir nicht an passenden Bildern. So dicht und zahllos stehen die Denkmäler unserer Leiden auf unserer Haut, als da Sterne stehen an dem blauen Himmelszelt, als da Schäflein gehen in dem grünen, grünen Feld, wie glitzernde Wellen sich erheben auf leichtbewegter, sonnebeschienener Meeresslut, wie Butterblumen prangen auf feuchter, maidurchwärmter Wiese.

Giebt es denn gar keine Hülfe, kein Mittel gegen diese Leiden? Keines. Das Verkriechen unter Decke und Leinen, in der ersten Nacht erfunden, versucht, mißlungen, ward noch manchmal wiederholt, aber nie mit besserem Erfolge. Dann kam eine Zeit der Apathie, geduldig litt ich, nur Seufzer entstrangen sich meiner Brust, wenn ich die kummervollen Nächte auf meinem Bette weinend saß. Dann kamen finstere Gedanken. Es giebt Leute, die von keiner Wanze, keinem Floh, keiner Mücke gebissen werden. Ein Leberleiden, hatte ich mir eingebildet, habe ihr Blut unschmackhaft gemacht, und Bedauern hatte mich ergriffen, wenn ich sie ihres, wie ich meinte, teuer erkauften Vorzugs sich hatte rühmen hören. Aber nun beneidete ich sie. Möchte ich zehn Leber haben, dachte ich, und alle krank, möchte ich gelb werden, wie eine Duitte, wenn ich mich so von meinen Peinigern befreien könnte. Ja, Nicotin hätte ich schlucken können, wenn ich die Gewißheit gehabt hätte, mein Blut würde sich den Blutsaugern tödlich erweisen.

Ein unverföhnlicher Haß ergriff mich. Ich bin wahrlich gutmütig genug, und es muß weit kommen, ehe ich zornig werde. Dem Schmetterling, der sich in mein Zimmer verirrt hat und nicht wieder hinausfinden kann, öffne ich das Fenster, wenn ich auch vom Sofa deshalb aufstehen muß; den Ohrwurm, den ich morgens in meiner Kaffeetasse finde, setze ich behutsam auf die Linde, die an mein Fenster hinangrünt; ja, dem treibenden Scheitholz, das sich am Ufer im Strauchwerk gefangen, dem Wasser in der Pfütze, das irgend ein Hinderniß des Abfließens gefunden hat, öffne ich ihre Wege, weil mich dünkt, sie leiden dabei, daß sie in ihrem Laufe gehemmt sind. Aber gegen die Mücken besaß ich zuletzt die Grausamkeit eines

Nero. Mit einem Schlage hätte ich alle töten mögen; an einem Flügel sie alle erfassen, um sie langsam am Feuer zu rösten. O dies Verbrennenlassen, es war mein liebster Traum, nur daß ihm leider nie Erfüllung werden konnte; ich habe keine Mücke im Feuer sterben sehen. Anfangs wagte ich zu hoffen, daß, wie so manche Nachttiere, auch die Mücken in blinder Lust am Glanze dem Kerzenlichte zusliegen und in ihm den Untergang finden würden. Die unschuldigen Motten, die arglosen Nachtschmetterlinge umflattern, von der schimmernden Helle angezogen, die Kerze, bis sie mit versengtem Flügel herabfallen und schmerzvoll und verstümmelt auf Leuchter und Tisch sich winden. Erbarmen ist es, sie zu töten und ihren Qualen mit einem male ein Ende zu machen. Mit wahrer Wonne hätte ich die Mücken sich so in die Flamme stürzen, sich auf dem Tische krümmen sehen können, und manchmal lehnte ich, wenn ich ein Summen hörte, still in das Sofa zurück, geduldig den Augenblick erwartend, wo die Rache meinen Todfeind ereilen, durch eigene Schuld er seine Unthaten büßen werde. Aber vergeblich! Ist es die Lichtscheu, die ihrem verderbten Charakter angemessen ist, ist es, weil die Schlechten meist mit größerer Klugheit begabt sind als die Guten, weil der Wolf schlauer ist als das Lamm, der Fuchs klüger ist als die Gans — keine Mücke näherte sich dem Feuer mehr, als sie vertragen konnte, und hatte eine den Glanz neugierig von weitem umschwärmt, so zog sie sich doch bald in das Dunkel meiner Kammer zurück.

Ich wandte mich an andere um Rat und erhielt ihn und befolgte ihn auch. Das eine mal schloß ich Thüren und Fenster dicht zu und verursachte mittelst eines Kohlenbeckens und eines Viertelpfundes Tabak einen Qualm, der sicher kein Licht auf dem Tische hätte brennen lassen und mich selbst zwang, mich auf den Boden zu legen. Dann spergte ich die Fenster wieder auf und arbeitete mit Tüchern und Besen im ganzen Zimmer herum, alle Wände, alle Möbeln und alle Winkel hinter und unter den Möbeln abkehrend, verhoffend, daß so die Mücken sich veranlaßt sehen möchten, die Flucht ins Freie zu ergreifen. Aber die Nacht darauf war wie alle Nächte, und ich hatte nichts gewonnen, als daß ich und alles, was mein war, 14 Tage auf die abscheulichste Weise nach Tabak duftete. Ein andermal hängte ich einen tüchtigen Fliederzweig in meine Kammer. Wohl mochte ein großer Theil der ständigen Garnison, dem starken Geruche folgend, sich in den Zweig setzen und mich in Ruhe lassen, aber es war, als ob eine größere Ersatzmann-

schaft durch Schlüßlöcher und allerlei unsichtbare Spalten und Löcher wieder ihren Weg in das Schlafzimmer fanden und sich den Quälgeistern hinzugesellten. Daß mir der Fliederdunst für den anderen Morgen ein tüchtiges Kopfweg bereitete, ist kaum der Erwähnung wert.

Der Kampf war zu ungleich. Ein alter Spruch heißt:

Gegen den Löwen und Elephanten
Sind zu gebrauchen die Leibtrabanten;
Aber der Mücken wehren sie's nicht,
Daß sie den König in die Nase sticht,

und jene Schlacht, die König Bär gegen den Zaunkönig verlor, verlor er, weil die Mücke unter seinen Segnern war. Ich bin kein König und war vollends wehrlos. Einem Feinde aber, den weder seine eigenen Fehler unschädlich machten, noch meine Kräfte zu besiegen hinreichten, konnte ich nur entfliehen, und so gern ich bei meinen Freunden, den Fröschen, geblieben wäre, trieb es mich doch unaufhaltsam zur Seeft zurück, wo ich es nur mir zuzuschreiben habe, wenn einmal der Schlaf meine Augen meidet.

Hünensteine im Oldenburgischen.

 Das Stückchen nordwestdeutscher Tiefebene, welches in dem Herzogthume Oldenburg politisch zusammengefaßt ist, hat wenig Reste mittelalterlicher Baukunst von Bedeutung aufzuweisen, dafür aber in großer Zahl Denkmäler einer Baukunst, die weit über das Mittelalter zurückreicht: die Hünensteine und Hünenbetten.

Besonders reich an solchen Altertümern ist die Umgegend von Wildeshausen, einem Städtchen, das für die Heimat Wittekind's, des berühmten Sachsenherzogs, gilt, und das wohl zweifellos zu den Besitzungen seiner Familie gehört hat. Im Umfange weniger Stunden liegen hier über zwanzig Steinmäler und Hunderte von Totenhügeln. Am meisten bekannt und aufgesucht sind von den Mälern die „Bisbeker Braut“, der „Bisbeker Bräutigam“ und der „Opfertisch“ von Engelmansbeke. In der That verdienen sie diese Auszeichnung, weil sie die großartigsten, wenn auch nicht in allen Stücken besterhaltenen sind. Seit die Eisenbahn von Oldenburg nach Osnabrück eröffnet ist, läßt sich der Besuch von Oldenburg, Bremen, Leer, Osnabrück aus mit Bequemlichkeit in einem Tage ausführen. Von der Bahnstation Ahlhorn beträgt die zurückzulegende Wegstrecke kaum vier Stunden, und es bleibt für Beschauung und Ausruhen Zeit genug übrig. Der Ausflug bietet zugleich dem Reisenden, der vom Gebirge oder aus fruchtbaren Ebenen kommt, Gelegenheit, von der Heide ein genaueres und, wie ich glaube, angenehmeres Bild zu gewinnen, als er aus Erzählungen oder vom Bahnwagen aus sich geschaffen. Ich will versuchen, den Führer zu machen.

Auf der Chaussee, die von der Station Ahlhorn nach Wildeshausen führt, begeben wir uns zunächst zur Bisbeker

Br aut. Fast geradlinig, in langgestreckten Schwellungen und Senkungen zieht sich die Straße zwischen Föhren und Birken hin. Wenn der Ginster und der Bram blüht, so ist's bunter hier, denn die Erdwälle an beiden Seiten der Straße sind mit diesen Sandpflanzen wohl besetzt, und an manchen Stellen reichen mit Bram bestellte Felder bis nahe an die Straße heran. Aber die Blütezeit fällt in den Frühling, und jetzt ist das leuchtende Gelb längst verwelkt. Wenig Menschen und wenig Häuser sehen wir, und nur ein einziges Dorf wird von der Chaussee durchschnitten. Es ist das alte Dorf Ahlhorn mit ansehnlichen Häusern, weiten grünen Höfen und stolzen Eichen. Nach anderthalb Stunden erreichen wir die Colonie Steinloge, wo einige dreißig neue Ackerbauer die Heide in Ackerland zu verwandeln bemüht sind. Mühselig und kärglich ist ihr Leben, und mancher, dem Ausdauer und Enthaltbarkeit oder vielleicht auch das Glück fehlt, geht elend zu Grunde. Aber der Boden ist zwar spröde, doch nicht ganz undankbar, und wo die Bewohner eines Hauses sich tapfer halten, können sie in zweiter oder dritter Generation auf ein weniger hartes und auskömmlicheres Leben rechnen.

Gleich hinter Steinloge — Ort der Steine bedeutet der Name — biegt rechts der Weg zur Bisbeker Braut ab. Ein Wegweiser giebt uns die Sicherheit, daß wir nicht fehl gehen. In zehn Minuten stehen wir vor einem länglichen Viereck, das die Forstverwaltung mit Wall und Graben aus der Heide herausgeschnitten und an beiden Langseiten mit Föhren und Birken bepflanzt hat. Auf dem Viereck liegt die Bisbeker Braut. Geradlinig parallel ziehen sich zwei 80 Meter lange Reihen Steine, 7,4 Meter von einander entfernt, von Nordost nach Südwest, wo dieselben durch eine aus vier Blöcken bestehende Querreihe abgeschlossen werden. Die Reihen sind lückenhaft und von den vorhandenen Steinen manche umgestürzt oder versunken; die nordwestliche Reihe hat noch 40 Steine, wozu 9 oder 10 fehlen mögen, die südwestliche deren 27. Die Steine stehen durchschnittlich 1,6 Meter von einander und schwanken in Bezug auf ihre Höhe zwischen 0,5 und 3 Meter; innerhalb der Reihen ist die Erde etwas höher als außerhalb. Ungefähr 17 Meter vom südwestlichen Ende findet sich im Innern eine Aushöhlung, in und an welcher 8 Steine einen unordentlichen Haufen bilden. Augenschein und Vergleichung mit anderen Denkmälern führen zu dem ziemlich sicheren Schlusse, daß hier ein Grabkeller sich befunden hat, wie wir ihn auf unserem

Wege noch besser erhalten antreffen werden. Ob die Neugier müßiger Schäfer, die Habsucht von Schatzgräbern, der Steinbedarf eines bauenden Landmannes oder der Wissensdurst eifriger Alterthümeler die Zerstörung bewirkt haben — wer weiß es?

Die Steine sind Granitblöcke, Findlinge oder erratische Steine, ihre Heimat Scandinavien, von wo sie schwimmende Eisfelder oder ungeheuerer Gletscher über die ganze norddeutsche, ja alle nordeuropäischen Ebenen in zahlloser Menge verstreut haben. Kein gewachsener Fels ist bis jetzt in unserem Lande gefunden worden, aber die erratischen Blöcke ersetzen reiche Steinbrüche. Zu den Straßen und Chaussees, zu Kirchen- und Hausbauten, zu Einfriedigungen der Bauernhöfe sind seit undenklicher Zeit diese Steine verwendet worden, und noch ist der Schatz nicht erschöpft. Wie wir dieselben in den Denkmälern vor Augen haben, tragen sie keine Zeichen der Bearbeitung durch Werkzeuge an sich, wenn nicht etwa jemand behufs der Sprengung durch Schießpulver ein Loch hineingebohrt hat. Dennoch zeigen manche so flache Seiten und erscheinen im Vergleich zur überwiegenden Mehrzahl so plattensförmig, daß man sich des Gedankens einer besondern Zurichtung nicht erwehren kann.

Enthalten wir uns vorläufig weiterer Fragen und Betrachtungen und suchen den Bräutigam unserer einsamen Braut! Derselbe liegt nach Westsüdwest, und eine breite Heide trennt uns von ihm. Man sieht ihn von der Braut aus nicht und täuscht sich, wenn man nicht Sonne oder Compaß stets zu Rate zieht, leicht über die Richtung. Indes ein menschenfreundlicher Forstmann hat mit einem Heidepfluge zwei neben einander laufende Furchen von Braut zu Bräutigam in den Boden geritzt, und haben wir diese Furchen einmal gefunden, so macht der Weg keine Sorge mehr.

Unser Gang ist nicht ohne Reiz. Die sanften Wellen des Bodens bewirken, daß man meist nichts als Heide sieht. Zeigt sich einmal in weiter Ferne ein Baum, ein Mensch oder selbst nur ein im Sande gebetteter Steinblock, so nehmen sie für das Auge, das keinen Maßstab in der Nähe findet, übertriebene Dimensionen an. Die kleine verkrüppelte Birke wird zu einem Riesenbaum, der Mensch zu einem Kirchturm, und den Steinblock ist man geneigt für ein Haus zu halten. Vom Ramm einer Bodenwelle aus verfolgt man links den Lauf eines Baches, der Engelmanssbecke, oder wie sie weiter abwärts heißt, der

Uue. Tief in den Sand einschneidend, fließt der Bach bald zwischen steil abfallenden Ufern, bald in einem schmalen Wiesenthale, und wo die Wiesen auch nur ein wenig sich verbreitern, hat der Mensch auf der Höhe sich angesiedelt, ein Haus gebaut und mit Föhren und Birken, auch wohl, wenn die Ansiedelung nicht ganz jung mehr ist, mit einigen Eichen und Obstbäumen umpflanzt. Rechts nach Norden hin gewinnt man einen Blick auf jene Colonisten, die sich längs der Chaussee mutigen Sinnes ein Heim gegründet, und auf das Dorf Ahlhorn, das in dieser Ferne sich weniger durch seine versteckt liegenden Häuser als durch seine stattlichen Eichen als ein altes Sachsen-dorf ausweist.

Um uns herrscht tiefe Einsamkeit, aber die Einsamkeit ist nicht tot. Rotblühendes Heidekraut bedeckt in dichter Fülle den Boden. Eine einzige Art ist es, *calluna vulgaris*, die eine fast ausschließliche Alleinherrschaft ausübt. Nur in den Vertiefungen, in denen das Wasser sich erhalten oder doch dem Boden dauernde Feuchtigkeit verliehen hat, machen die Glockenheide (*erica tetralix*), das Fingerkraut und der reizende und neuerdings so viel beachtete Sonnentau nebst allerlei Gräsern und Moosen ihr den Raum erfolgreich streitig. Um die Blüten flattern tausend und aber tausend zierliche blaue Schmetterlinge, Argus genannt, weil ihre Flügel mit zahlreichen Neuglein besetzt sind, und die Bienen suchen hier den letzten Honig, den das Jahr ihnen bietet, ehe sie ihre Winterquartiere beziehen. Kleine graue und grüne Grashüpfer springen in kurzen Sätzen um unsere Füße, und manchmal schwirrt oder richtiger schnarrt eine größere Heuschrecke mit leuchtend roten Hinterflügeln aus dem Kraut in die Luft, um zehn Schritte weiter wieder hinabzufallen. Auf der Erde kriechen Spinnen und Käfer, und mitunter huscht eine schlanke Eidechse durch die Heidebüschchen. Einen Vogel sieht und hört man nicht, es sei denn, daß eine Lerche von den Feldern des Dorfes her in fahrendem Sängertum sich bis über die Heide verirrt oder ein Krähenpaar in hohem Fluge weit über unsere Häupter weg von einem Walde zum andern zieht. Kurz, ein reiches Tier- und Pflanzenleben, aber ein Kleinleben. Doch vergesse ich der Schafherden nicht, der Herden von Heidschnucken, die im nordwestlichen Deutschland ja fast mit Notwendigkeit der Heide zur Staffage dienen. Nicht allzu häufig — denn der Bauer hier scheint seine Heide zu schonen — aber doch ein- oder zweimal treffen wir sie. Die kleinen weiß-, meist aber schwarzwolligen Tierchen knuspern mit

Behagen das dürre Kraut und schieben sich in gedrängten Haufen langsam auf der Fläche hin. Der Schäfer folgt, emsig an einem Strumpfe strickend, eingehüllt in einen weißwollenen Mantel, der ihn nicht nur gegen Regen und Wind, sondern auch gegen die Sonne schützt. Natürlich fehlt auch der Hund nicht, ein schwarz- und weißgescheckter Spitz, der gegen jeden Fremden einen wahren Ingrimme hegt und kaum einen Steinwurf so übel nimmt, wie wenn man sein unaufhörliches Bellen durch Schmeichelworte zu beschwichtigen sucht.

Das Gehen durch die Heide ist mühsam. Oft stolpert der Fuß über dicke Heidebüschel, und der hochbeinige Hahnentritt, zu dem man sich zeitweilig entschließt, läßt sich nicht lange festhalten. Die Schuhsohlen werden so glatt, als wären sie poliert, so daß der Tritt seine Sicherheit verliert. Doch lassen wir uns den Gang nicht verdrießen! Die eigentümlichen Eindrücke unserer Umgebung wiegen die Mühen auf, und zur wirklichen Ermüdung läßt uns die Kürze des Weges nicht gelangen. Schon nach vierzig Minuten erreichen wir zwei aufgedeckte Grabkeller. Jetzt sehen wir, halb aus der Erde ragend, drei aus großen neben einander gestellten und mit der flachsten Seite nach innen gekehrten Granitblöcken zusammengesetzte Mauern, welche einen hohlen Raum einschließen und nur nach der einen westlichen Seite offen lassen. Oben auf den Mauern liegt ein flacher Deckstein, groß genug, um mehr als einem Duzend Menschen Platz zum Stehen zu bieten. Die umherliegende Erde und die Gestalt des festen Bodens ergeben, daß die Kammer mit Erde bedeckt gewesen und das Ganze ein Totenhügel ist. Erde hat ohne Zweifel auch den inneren Raum erfüllt. Von Erde bedeckt findet man in den Kellern oder Kammern dieser Totenhügel gewöhnlich Urnen, mitunter nur eine, gewöhnlich mehrere, ja bis zu zwanzig und darüber. Aus Thon geformt, enthalten sie neben der eingedrungenen Erde Aschenteile und steinerne oder bronzene, selten aus anderen Metallen gefertigte Geräte. Dester noch liegen die Geräte neben den Urnen. Die Beschaffenheit der Asche läßt keinen Zweifel übrig, daß dieselbe von Leichenverbrennungen her stammt. Skelette hat man fast nie gefunden. Die Geräte sind ihrer Bestimmung nach noch zu einem großen Teile unbekannt, ihre Form mannigfaltig, und die Kunst, welche bei ihrer Anfertigung angewandt ist, steht auf sehr verschiedenen Stufen. Neben den rohesten Erzeugnissen einer ungeschulten Industrie werden dann und wann unverkennbar römische Arbeiten, und keineswegs

immer der schlechtesten Art, gefunden. Grabkeller sind auch, soweit man hat feststellen können, die Steingewölbe, welche man in den großen Steinumzäunungen zum Teil sieht, zum Teil mit Hilfe wohlbegründeter Schlüsse aus den Trümmern im Geiste wieder aufbaut, aber meist in größeren Dimensionen und gewaltigeren Eindruck. Gewöhnlich werden die Steine, wenn ein Bauer einen Keller dieser Art aufgräbt, zu Chausséebauten verkauft oder in und bei dem Hause als Fundament, Einfassung, zu Trittsteinen verwendet. Mitunter dient auch der Keller, wie er war, zum Kartoffelkeller oder als Schutz- und Aufbewahrungsort bei schlechtem Wetter für Mensch und Gerät.

Zehn Minuten weiter sind wir beim „Bräutigam“. Wiederum ist ein ziemlich großes Viereck mit Wällen und Gräben aus der Heide ausgesondert und mit Föhren bepflanzt, die hier kräftig genug gedeihen. Der Platz liegt auf einer Abdachung der Heide gegen die Engelmanssbeke und ist daher in weiterer Ferne nicht zu sehen. Außer dem „Bräutigam“ umschließt er noch drei oder vier Denkmale, die zum Teil mit moosüberwachsenem Sande bedeckt sind. Der „Bräutigam“ ist ein ähnliches Gebilde wie die „Braut“, nur größer; zwei gerade in einem Abstände von 7,5 Meter von Ost nach West neben einander hinlaufende Steinreihen von 103 bis 104 Meter Länge, an beiden Enden durch Querreihen größerer Steine geschlossen; innerhalb der Steinsetzung, 10 Meter vom westlichen Ende beginnend, liegen fünf große Steine neben einander, vermutlich ebenfalls Reste eines Totenkellers. Die Langreihen sind besser erhalten als bei der „Braut“, und es mögen nicht mehr als sieben oder acht Steine fehlen, reichlich funfzig auf jeder Seite noch vorhanden sein. Unter den übrigen in demselben Gehege besetzten Mälern ist das größte nur 30 Meter lang, enthält aber mehr innerhalb der Steinsetzung belegene Blöcke, und diese lassen die ehemaligen Steinkammern noch deutlich erkennen. Gerade dieses Denkmal ist halb vom Sande verschüttet und ergiebt sich vielleicht, wenn aufgedeckt, als das besterhaltene in dieser Gegend. Die übrigen sind unbedeutender, und nur der eine bietet ein Beispiel eines nicht zerstörten Kellers, wo sogar neben einander vier Decksteine, jeder auf drei Trägern, angetroffen werden.

Auf der anderen Seite des Baches, fünf Minuten vom „Bräutigam“ entfernt, neben dem Bauernhose Engelmann, treffen wir endlich den „Opfertisch“. Auf acht starken, im Viereck stehenden Trägern ruht eine Platte von 4,14 Meter

Länge, 3 Meter Breite und 0,85 Meter Dicke. Wie ein daneben liegendes Bruchstück beweist, hat die Länge ursprünglich reichlich 5 Meter betragen. Unmittelbar daran liegen weitere acht Träger, auf welchen ein noch größerer Deckstein gelegen hat, der aber vor längerer Zeit gesprengt und zu einem Hausbau verwendet worden ist. Unter der Platte hat man eine Urne mit Asche und Knochen gefunden. Dieser „Opfertisch“ liegt sehr malerisch von fünf Eichen beschattet und umwachsen von Brombeeren und wilden Blumen; auf der einen Seite dehnt sich die braune Heide; auf der anderen liegt, von jungem Holze eingefasst, ein grünes Ackerfeld.

Das sind die Mäler, zu denen uns der heutige Weg führt. Wollten wir den Gang nach Wildeshausen und etwas darüber hinaus ausdehnen, so würden wir ihrer noch eine Menge finden, namentlich auch solche, wo die Steinkammern noch vorhanden sind, darunter eins mit sieben großen Decksteinen neben einander bei dem Dorfe Kleinentneten. Allein der Charakter dieser Reste aus alter Zeit bleibt doch immer im wesentlichen derselbe: Steinkammern von verschiedener Größe, umgeben von Steinsetzungen, bald der eine Teil großartiger oder besser erhalten, bald der andere. Auch der Eindruck, den der Beschauer empfängt, bleibt der nämliche. Die mächtigen Blöcke, in langen Reihen aufgestellt oder in einfachster Weise so auf einander gelegt, daß sie einen hohlen Raum umschließen, mögen den Regeln künstlerischer Schönheit wenig entsprechen, aber sie erwecken den Gedanken an gewaltige Kräfte, die hier aufgeboten sind. Die rohe Form der Steine, die Ungleichheit in den Mäßen, der ungefüge Aufbau, dann auch die Einsamkeit und Abgeschlossenheit der Lage, das Schweigen rings umher, das alles steht im schärfsten Gegensatz zu einer lebendig bewegten, am Schönen und Heiteren sich erfreuenden Menschenwelt, aber nichts könnte auch besser das Ausscheiden aus dieser Menschenwelt und die Rückkehr zur Natur, des Staubes zum Staube, den Eingang zur Totenwelt ausdrücken. Eine tief melancholische Stimmung schlummert in diesen Gebilden, und mag die Sonne die bemoosten Blöcke mit ihren Strahlen vergolden oder der Mond im Kampf mit den Wolken seine weißen Lichter auf sie werfen — mit sinnendem, ernstem Schweigen wird der Beschauer zuerst sie betrachten.

Zuerst — ja. Aber dann regen sich in der vorwitzigen Menschenseele Fragen über Fragen, Fragen nach dem wo? wie? wann? warum? und wie sie sonst heißen mögen, Fragen,

auf die leider nur sehr ungenügende Antwort gegeben werden kann.

Hünensteine und Hünengräber nennt das Volk diese Steingruppen und denkt dabei an ein Riesengeschlecht, das hier seine Toten begraben und ihm zu Ehren die Steine gehäuft habe. Und ist es in humoristischer Stimmung, so läßt es die Steine Bälle sein, welche in fröhlichem Spiele die Riesen von einer Heidehöhe zur andern sich zuwarfen. Wer anders könnte auch, sagte mir ein alter Forstwärter, diese Hunderte von Centnern wiegenden Blöcke fortbewegt haben? Und der gute Mann wohnte mitten unter Bauern, die ihren Hof mit ähnlichen, ja zum Teil mit denselben Steinen eingezäunt haben, die ihre Vorfahren zu den Denkmälern zusammen geschleppt hatten! Riesenvölker kennt eben nur die Sage, nicht die Geschichte!

Die aus großen Steinen, namentlich Granitfindlingen zusammengesetzten Denkmäler sind weit verbreitet. In Vorderindien, im Norden des schwarzen Meeres, im nördlichen Rußland, rund um die Ostsee und die Nordsee, in Irland, in fast ganz Frankreich, an den spanischen und portugiesischen Küsten, in Nordafrika und einzeln in Italien und Griechenland kommen sie vor, aber mit wenigen Ausnahmen nur in der Nähe des Meeres. Weil neben Scandinavien und Deutschland vorzugsweise Irland und Wales und die nordwestlichen Küsten Frankreichs reich an Denkmälern sind, haben sich keltische Benennungen für dieselben in der Wissenschaft fast schon das Bürgerrecht errungen. So nennt man die Steinbauten Dolmen, die Einzelsteine, mögen sie nun vereinzelt oder in Gruppen stehen, Menhirs. Bei aller Mannigfaltigkeit in den Formen glauben einige Forscher doch die Denkmäler auf ein einziges Volk zurückführen zu müssen, etwa ein indogermanisches Volk, das vor dem Beginn der Geschichte aus dem Osten ausgewandert und nach Europa gezogen sei, wo es sich an den Meeren ausgebreitet und endlich durch später folgende keltische und germanische Völker seinen Untergang gefunden habe. Ich vermag jenen weitgreifenden Combinationen nicht zu folgen und meine, daß die Steinbauten und Gruppen wie die Totenhügel, mit welchen die Heiden Norddeutschlands bedeckt sind, unseren nächsten Vorfahren, den heidnischen Deutschen, ihren Ursprung verdanken. Die Funde, die man hier und in Scandinavien gemacht, und vieles, was die schriftliche Ueberlieferung des Nordens uns erhalten hat, lassen mir dies als das glaubwürdigste erscheinen.

Daß die Steindenkmäler Grabstätten sind, wird nicht bezweifelt. Wie die Totenhügel einzelnen Familien der Freien, so mögen die Steinmäler den Edeln, die großen den allervornehmsten Edeln, welche aus ihrer Mitte die Herzöge und, wo es Könige gab, Könige lieferten, zur letzten Ruhestätte und zum ergreifenden Denkmal gedient haben. Die Steinsetzungen mögen selbst dabei, je nach ihren Formen, bestimmt gewesen sein, gewisse Gedanken zu versinnlichen. Vielleicht auch haben die Denkmäler noch anderen Zwecken als dem bloßen Gedächtnis der Toten gedient. Ist nicht die breite Platte, welche die Urnen deckt, ein bequemer Opfertisch? Sind nicht die Steinsetzungen bei Gerichts- und Volksversammlungen zu Sitzen für die Richter, die Priester und die Edeln wie geschaffen? Viele sagen Ja; ich komme über ein Nein nicht hinaus. Man müßte schon, wozu wir doch keinen Anlaß haben, unsere Vorfahren für Niesen halten, und selbst für solche bleibt eine Sitzordnung, welche etwa 110 Plätze auf zwei Reihen von 103 Meter Länge verteilt, eine möglichst ungünstige. Es mag ja sein, daß irgendwie an diesen Stätten Priester und Volk zur Übung gottesdienstlicher Bräuche, zur Anrufung der Götter in Not und Gefahr, zur Darbringung des Dankes nach erfochtenem Siege, zur Weihung der Jugend sich vereinigt haben, aber bewiesen ist von allem diesem nichts.

Von unserem Bisbeker Brautpaar hat der Volksmund noch eine besondere Deutung. Ein Mädchen aus dem benachbarten Großenkneten sollte von ihren Eltern gezwungen werden, eines reichen Bauern Sohn zu Bisbek zu heiraten, während sie ihr Herz einem anderen schöneren und besseren, aber leider armen Jüngling zugewandt hatte. All ihr Bitten und Flehen blieb unerhört, und der Hochzeitstag ward angesetzt. Als nun die Braut mit ihrem Brautgesolge zur Trauung nach Bisbek zog und den Turm der Bisbeker Kirche erblickte, da betete sie, daß der liebe Gott sie in Stein verwandeln möge, damit sie nicht zu der verhaßten Ehe gezwungen würde. Und Gott war gnädiger als die Eltern. Sowohl die Braut mit ihrem Gesolge, als der Bräutigam, der ihr mit den Seinigen über Engelmansbefe entgegenkam, stehen in Stein verwandelt da.

Die Sage von Bräuten und Hochzeitszügen, die in Stein verwandelt sind, kommt auch anderwärts vor. Wenn drei Steingruppen, welche reichlich $5\frac{1}{2}$ Kilometer nordöstlich von der Bisbeker Braut, bei dem Dorfe Glane liegen, die Glaner Braut heißen, so mag das nur eine Entlehnung von dem be-

kannteren Bisbeker Denkmale sein. Aber Name und Sage werden auch aus Holstein, aus der Mark und selbst aus England berichtet. Der Forschung ist die Wiederholung das Zeichen uralter Ueberlieferung von wohl mythologischem Ursprunge.

Jenes ist eine Deutung, wie sie in der Spinnstube leben mag; eine andere hat der alt-ansässige Bauer. Kaiser Karl und Herzog Wittekind — so erzählte mir ein solcher — haben in der Heide bei Bisbek und Engelmansbefe blutige Schlachten geschlagen. Die Sachsen errangen den Sieg und begruben die Toten, und über den Gräbern der vornehmsten Feldobersten, der fränkischen sowohl wie der ihrigen, errichteten sie aus den zerstreut auf der Heide liegenden Steinen große Denkmäler. Gar viel wußte der Bauer von den Fürsten und ihren Feldzügen zu erzählen, und ich merkte bald, daß er wohlbewußt Gelesenes mit anderem vermischte. Woher er dieses andere hatte, vermochte ich nicht zu erforschen; er wich mir aus. In der Heide, sagte er, habe er ein mit alter Schrift bedrucktes Blatt gefunden, darauf habe es gestanden. Ob nicht die Heide selbst das Blatt, und die Denkmäler die alte Schrift gewesen sind?

Die Kirchhofslinde zu Oldenburg.



Wer beim Heiligengeist-Thore die Grenzen der Altstadt Oldenburg verlassend die Hauptstraße verfolgt, der hat, sobald er die erste kleine Biegung zurückgelegt hat, vor sich die Alleen, welche zu beiden Seiten der Straße diese von den Pferdemarkts- und Kasernenplätzen scheiden. Am Ende der Alleen, recht mitten vor der Straße bemerkt er eine Linde und gleich hinter dieser eine Kapelle, die Gertrudenskapelle. Der stattliche Baum in seinem grünen Blätterschmucke hebt sich anmutig von dem grauen Gebäude ab, und beide zusammen geben dem Blick zwischen den Baumreihen hindurch einen wohlthuenden Abschluß. Schon aus der Ferne sieht man, daß der Wuchs des Baumes kein gewöhnlicher ist. In einiger Höhe entsendet der Stamm ringshin wagerechte, ein breites Laubdach flechtende Zweige und teilt sich dann in vier große Äste, gleichsam neue Stämme, die eine Strecke fast gerade und nahe aneinander emporsteigen und oben, die Kapelle überragend, eine zweite gemeinschaftliche Krone bilden.

Kommt man näher, so zeigt es sich, daß Baum und Kapelle zuvorderst auf dem Kirchhose stehen. Die Kapelle ist klein und weder durch hohes Alter noch durch Schönheit ausgezeichnet; der Baum aber verdient wegen seiner besondern Gestalt und Größe eine etwas genauere Beachtung. Der dicke knorrige Stamm mißt unter der Krone, d. i. unter dem Laubdache, 15 bis 16 Fuß im Umkreise; die Laube, welche etwa in 10 Fuß Höhe vom Boden sich abzweigt, hat einen Durchmesser von 40 bis 45 Fuß; sechzehn Stützen sind am äußern Rande angebracht, um sie zu tragen. Der Baum, obwohl offenbar sehr alt, erscheint noch ziemlich gesund und treibt seine

Säfte bis in die äußersten Spitzen der Aeste, die sich mit vollem Laube bekleidet haben.

Das ist nun freilich nicht gerade ein Weltwunder. Linden, deren Kronen in tellerförmigen Flächen oder in andere für Lauben geeignete Formen gezogen sind, kann man öfter beobachten, und auch, daß der Stamm aus der Krone geteilt oder ungeteilt weiter aufsteigt und nochmals eine Krone entwickelt, ist nichts Seltenes. Was aber Alter und Größe angeht, so ist unsere Linde jung und klein gegen manche andere, so namentlich gegen jene zu Neustadt am Kocher, welche schon im Jahre 1229 ein großer Baum hieß und gegenwärtig im Stamm einen Umfang von 32, in der Krone aber von 400 Fuß hat.

Desungeachtet bleibt die Kirchhofslinde ein ansehnlicher, durch sein Alter ehrwürdiger Baum. Der Fremde, welchen sein Weg vorüberführt, spricht ein lobendes Wort, und der Oldenburger hat an ihr seine Freude und würde etwas wie Betrübnis empfinden, wenn Krankheit ihr Mark verzehrte oder ein Blitzstrahl sie niederwürfe. Hoch und frei, von der Umgebung nicht gedrückt, steht sie da, eine Zierde des Platzes, in welchem sie wurzelt, und unter allen Denkmälern der Vergangenheit, welche die Stadt Oldenburg aufzuweisen hat, vielleicht das älteste, so daß man sich nicht darüber verwundern kann, daß der fahrende Handwerksgefelle sie zum Wahrzeichen der Stadt Oldenburg gemacht hat.

Mehr als tausend Jahre sind vorübergerauscht, seit an dem Zusammenflusse der Hunte und Haren ein Mittelpunkt für die Bewohner der Umgegend entstand, allein die Spuren sind gering, die sie zurückgelassen haben. Unter den Gebäuden Oldenburgs ist am ältesten und vielleicht reichlich 300 Jahre alt das Gymnasium, jetzt Amthaus; dann folgen das Schloß, das Rathaus, die Gertrudenkapelle, sämmtlich unter Anton Günther erbaut. Außer diesen reicht keines über den großen Brand von 1676 zurück; was dieser sonst noch verschont hat, ist dem langsamer nagenden Zahn der Zeit zum Opfer gefallen. Von den Festungswerken ist nur ein Teil der Gräben noch vorhanden, die Wälle und Schanzen sind geebnet, und ihre Umrisse verschwinden unter dem Pflaster neu angelegter Straßen. Die Kirchhofslinde aber ist ein lebendiger, wengleich stummer Zeuge weit älterer Zeiten. Kirchenrechnungen weisen nach, daß man schon im Jahre 1610 die Linde stützte und eine Bank unter ihr unterhielt. Im Jahre 1654 erwähnt ihrer der

Geschichtsschreiber Winkelmann mit den Worten: „Vor der Kirche herwärts stehet eine wohl aufgeführte, auf 28 Säulen ruhende Linde, in deren Mitten an dem Kumpfe ist eine Kanzel, bei Sommerzeiten den Gottesdienst zu verrichten, gesetzt.“ Aus beiden Nachrichten geht hervor, daß der Baum schon damals groß und stark war und gehegt und geschätzt wurde. Jetzt verrät er nach dem Urteile eines kundigen Forstmannes ein Alter von wenigstens 4—500 Jahren; doch ist, fügt der Forstmann hinzu, jede Schätzung, da man die Jahresringe nicht sehen kann, recht unsicher.

Kein Wunder, daß an einen so alten Baum auch die Sage sich geheftet hat. Freilich „halbvergessen wie ein Traum“ ist die Sage, und nur wenig weiß sie uns zu erzählen. Ein Mädchen, heißt es, war unschuldig zum Tode verurteilt und wurde vor das Thor zur Richtstätte geführt. Dort ergriff es einen am Boden liegenden dürren Zweig, steckte ihn verkehrt in die Erde, das obere Ende unten, und sprach: „So wahr dieser Zweig ausschlagen und zu einem Baume erwachsen wird, so wahr bin ich unschuldig!“ Das Mädchen wurde hingerichtet, aber der Zweig bekam Leben, wuchs und gedieh und wurde der Baum, der jetzt den Kirchhof schmückt. Und wo die Aeste sich zu der Laube ausbreiten, da waren an dem dürren Zweige die Wurzelfasern; die wollen nicht in die Höhe, sondern streben seitwärts und sind so knorrig, wie es nur Wurzeln werden können.

So weit die Sage. Wessen das Mädchen angeklagt war, und ob der falsche Ankläger oder der ungerechte Richter bestraft wurde, davon weiß sie nichts. Die davon erzählen, erzählen es nicht in gleicher Weise und setzen es aus sich selber hinzu, weil ihnen die Geschichte nicht lang genug oder sie gerne auf alle Fragen Antwort geben möchten. So viele Zeichner die Linde, so viele Dichter hat die Sage gefunden. Der als Schriftsteller bekannte K. A. Mayer, welcher früher in Oldenburg lebte, hat sich an ihr versucht und fängt hübsch genug an:

Vor Oldenburg im stillen Feld,
 In dem die Toten liegen,
 Da breitet sich ein grünes Zelt,
 Wo sich die Vöglein wiegen;
 Wo Mädchen sitzen früh und spät,
 Wenn Sommers frische Kühlung weht.
 Das ist die alte Linde,
 Wie rauscht sie, horch, im Winde!

Aber auch ihm ist die Sage zu einfach gewesen, und was hinzugethan ist, hat sie nicht verschönert. Am besten ist das plattdeutsche Gedicht in ostfriesischer Mundart, von K. Tannen:

„So wahr as disse Twieg hier waßt
Un word 'n Boom so groot,
So wahr starv ick van Dage hier
Unschüllig mienen Dod!“

Se röpt dit luut un steckt de Twieg
Berkehrt dann in de Grund,
So dat van hum dat Wuttelend,
Statt ünner, boven stund.

Dann stigt se up. „Erbarm' di mien,
Herr Gott!“ röpt se hendahl.
De Ledder fallt, dat Volk dat weent;
Dar hangt se an den Pahl.

De Twieg, de stunn in Wind und Weer,
He harr bold Wuttel slaan,
Un as dat neechste Fröhjahr quam,
Harr he en Schööt all daan.

„He waßt, he waßt!“ so mummelt et,
„Was doch Marie neet dot!“
So geit allangs in Oldenburg
Van Huus to Huus de Proot.

He wuß un wuß; na Jahr un Dag,
Wa's worn de Boom so groot!
Dar ünner hum, dicht vör de Karf,
Slöpt se en sel'gen Dod.

Das ist im Geiste und Sinne der Sage wiedergegeben. Die sonstigen Behandlungen derselben, soweit sie uns bekannt geworden sind, verdienen keine Erwähnung.

Eine Sage mit glücklicherem Ausgange erzählt man von den drei Linden auf dem Kirchhofe des Hospitales zum heil. Geiste in Berlin. Es wurde nämlich von drei in der herzlichsten Liebe zu einander lebenden Brüdern einer des Mordes angeklagt und trotz der Beteuerung seiner Unschuld zum Tode verurteilt. Da stellten sich die beiden anderen Brüder vor Gericht und bekannten sich des Mordes schuldig, worauf der verurteilte, um seine Brüder zu retten, dasselbe that. Da man nun nicht wagte, einen Urteilspruch zu vollstrecken, so sollte jeder der drei Brüder eine Linde mit der Krone in die Erde setzen, so daß die Wurzel nach oben stünde, und der, dessen

Baum verdorren würde, sollte der Schuldige sein. Dies geschah, — aber alle drei Bäume bekamen frische Triebe und wuchsen heran, und so wurde die Unschuld aller drei Brüder kund gethan.

Noch an vielen Orten giebt man dem gleichen Wuchse der Linde dieselbe Deutung. Immer ist es ein unschuldig Angeklagter, dessen Unschuld dadurch an den Tag kommt, daß ein verkehrt in den Boden gestecktes Lindenreis oder Bäumchen mit der Krone Wurzel faßt und am Wurzelende Laub und Aeste treibt. Vielleicht hängt diese Deutung damit zusammen, daß unter der Linde unsere Vorfahren Gericht zu halten und ihre Urtheile zu sprechen pflegten. Ob auch die Kirchhofslinde zu Oldenburg vor Zeiten über Kläger und Angeklagte und strenge Richter ihre Zweige ausgebreitet hat? Man weiß es nicht und wird es wohl nie erfahren.

Jetzt aber beschattet sie die Gräber müder Wanderer, welche nach dem Streite und Wirrsale dieses Lebens hier in langem Schlummer Frieden und Ruhe fanden. Ein rechter Kirchofsbaum, alt und doch frisch und voll Vögelsang und Blütenduft, gleicht sie nicht der düster grübelnden, sondern der getrösteten, zur wehmütigen Erinnerung gemilderten Trauer, der auch die dunkle Zukunft noch Freuden verheißt.

Möge sie noch Jahrhunderte lang wachsen und gedeihen, der Stadt und ihrem Kirchofe zur Zierde gereichen, als ein bedeutungsvolles Wahrzeichen, indem sie der Toten Ruhestätte, in welcher sie wurzelt, dankbar beschattet und dem Lebenden frisches Leben zeigt und Erquickung bietet!

Eine Pastorei im Jahre 1700.



Wenn wir eine Pastorei, wie sie zu Anfang des vorigen Jahrhunderts in unserm Lande durchschnittsmäßig war, zu zeichnen versuchen, so haben wir freilich der Hauptsache nach nur ein größeres Bauernhaus alten Stils, wie deren noch manche vorhanden sind, darzustellen. Allein wir hoffen doch beim freundl. Lesen einiges Interesse zu finden, weil es eben eine Pastorei ist, die wir zu beschreiben beabsichtigen, und eine Vergleichung dessen, was man für eine Predigerwohnung im Jahre 1700 für angemessen hielt, mit dem, was jetzt für eine solche als notwendig anerkannt wird, mannigfache Aenderungen in Sitte und Lebensweise deutlich hervortreten läßt.

Die Pastorei, in welche wir den Leser führen, ist unbewohnt. Der alte Pfarrer ist versetzt, der neue wird erwartet, und die Gemeinde hat inzwischen instand gesetzt, was an Haus und Hof und sonstigem Zubehör der Erneuerung oder Ausbesserung bedurfte. Aber obwohl unbewohnt, sind doch die Gebäude nicht ganz leer. Es war damals Gebrauch, manches Stück Hausrat, das jetzt zu Wagen oder Schiff oder auf der Eisenbahn von Ort zu Ort mit umzieht, als Zubehör des Hauses zu behandeln und dem einziehenden Bewohner zur Benutzung zu übergeben, bis auch er wieder auszog und es seinem Nachfolger zu gleichem Nießbrauch hinterließ. Wenigstens bei einem wohleingerichteten Pfarrhause war es so, denn der Zustand der Verkehrsmittel in jener Zeit erzwang dies Herkommen. Der neu ernannte Pastor wird also, wenn er mit Weib und Kind von der Gemeinde eingeholt ist, bereits hie und da ein Stück Möbel an der richtigen Stelle vorfinden.

Vor uns steht also eins der langen sächsischen Bauernhäuser, breit und mit hohem Strohdach, aber niedrig (etwa 6—7 $\frac{1}{2}$ Fuß hoch) von Mauern. Nur vorn, wo die Einfahrtsthür befindlich, und hinten, wo die Wohnräume liegen, sind die Giebelwände höher aufgezogen und durch halbe Wölbdächer eingedeckt. Treten wir vorn durch die etwa 9 Fuß hohe Einfahrtsthür in das Haus, so haben wir grade vor uns die geräumige Dreschdiele, durch eine Lage geschlagenen Lehms hart und eben gemacht. Ueber uns sind die mächtigen Eichenbalken, die quer über das Haus laufen, mit runden oder halbrunden Stangen (Schleeten) bedeckt, aber die Stangen liegen nur lose neben einander, so daß die Heu- und Strohhalme, wenn der Boden gefüllt ist, zwischen denselben herabhängen. An einer Stelle ist eine Deffnung gelassen, in der eine Leiter lehnt, der einzige Zugang zu diesem Boden. Balken und Boden ruhen nicht auf den Seitenmauern, die ja viel zu niedrig sind, sondern etwa 10—11 Fuß über der Diele auf eichenen Ständern, die in zwei Reihen, je eine längs einer Seitenmauer und etwa 9 Fuß von dieser entfernt, aufgestellt sind und die Dreschdiele der Länge nach abschließen. Zwischen diesen Ständerreihen und den Seitenmauern läuft das Dach schräg auf die letzteren herab. Aber man sieht diese Schrägung kaum, denn zwischen Ständern und Mauern sind Ställe und allerlei Verschläge angebracht und über diesen noch wieder eine Art Boden, die Hille, ein Aufbewahrungsort für kleine Vorräte und landwirtschaftliche Geräte und der beliebteste Brütteplatz für die Hühner.

Zunächst, wenn wir die Diele betreten, finden wir rechts und links Pferdestände mit Krippen und Kausen, die Stände mit Feldsteinen oder eichenen Bohlen belegt. Dann folgen längere Reihen von Kuhställen nebst einigen Ställen für Füllen und Kälber. Gewöhnlich sind die in einer Reihe stehenden Ständer je 10 Fuß von einander entfernt, so daß drei Kühe dazwischen stehen können. Jeder Teil des Hauses, der zwischen zwei Querbalken und den beiden dieselben tragenden Ständerpaaren liegt, heißt ein Fach, und nach der Zahl dieser Fächer bezeichnet man die Größe des Hauses.

Dieser allein den landwirtschaftlichen Zwecken dienende Teil des Gebäudes — das Vorderhaus — findet seinen Abschluß durch zwei kleine sich gegenüberliegende Seitenthüren. Hiernächst folgt an jeder Seite ein Verschlag, der eine als Speisekammer dienend, der andere zu Alkoven mit verschiebbaren Thüren eingerichtet. In den Alkoven schläft ein Teil des

Gesinde, der dem Vieh auch während der Nacht nahe bleiben soll. In jedem dieser Verschläge steht ein Hauptständer und fügt den Fächern des Vorderhauses ein weiteres Fach hinzu.

Hinter diesen Verschlägen folgt das Feuerfach. Der Raum verbreitert sich, weil die Ställe und sonstigen Einbauten an den Seitenwänden wegfallen. In den letzteren sind vielmehr Fenster angebracht, niedrig, wie es die Beschaffenheit der Wände mit sich bringt, aber breit. Nach hinten wird das Feuerfach durch die Herdwand begrenzt, in welcher wiederum zwei Ständer als Balkenträger stehen. Aber die Balken laufen im Feuerfach sowie in dem dahinter folgenden letzten Teile des Hauses, den Stuben, nicht mehr quer über, sondern parallel mit den Seitenmauern.

Mitten vor uns an der Herdwand sehen wir den niedrigen Herd, rechts davon eine hölzerne Klappe, die den Keller verschließt, links einen Brunnen mit hölzerner Einfassung und Decke, darüber eine Winde, in der Nähe des Brunnens an der Außenmauer einen Gossenstein von Graustein, der von Ziegelsteinfüßen getragen wird. Auf dem Herde steht ein eiserner Feuerkorb, um nachts das im bewohnten Hause nie erlöschende Feuer zu bewahren, daneben liegt die eiserne Feuerzange. Ueber dem Herde breitet sich der Herdrahmen aus, und aus diesem herab hängt der eiserne Kesselhaken. Zu beiden Seiten des Rahmens ist ein Wiem von Latten, um Schinken, Speck, Würste u. dergl. aufzuhängen und zu räuchern.

Die Dachschrägungen zu beiden Seiten des Feuerfaches sind entweder mit Brettern bekleidet oder häufiger durch Herstellung von bretternen Boden und Wänden zu Verschlägen eingerichtet.

Der Raum des Feuerfaches neben den Fenstern und unter der so oder so verdeckten Dachschrägung heißt der Unterschlag. In jedem der beiden Unterschläge steht ein langer weiß gescheuerter Tisch mit eichenen Füßen. An dem einen wird gegessen, an und auf dem andern, nahe dem Brunnen und dem Gossenstein die Hausarbeit gethan, die mehr Licht erfordert, als an dem Herde zu haben ist. Rings um den Herd bis an die Unterschläge ist die Diele mit Backsteinen gepflastert, im übrigen auch in diesem Teile des Hauses mit Lehm belegt. Die Bodenbalken sind im Feuerfach mit fest schließenden gefederten Eichendielen bedeckt.

Der Keller, in den wir auf einer steinernen oder hölzernen Treppe gelangen, ist durch eine Lattenwand in zwei Teile

abgekleidet. Es fehlt ringsherum nicht an gut befestigten Borten, und auch vom Boden des Kellers herab hangen Borten, um das Brot vor den Ratten bewahren zu können. Einige Bierlegden, muldenförmige Bahren auf vier Füßen, stehen zur Aufnahme von Bierfässern bereit. Auch die Speisekammer ist mit Borten genügend ausgestattet.

Hinten stoßen an das Feuerfach die Wohnräume, nämlich Stube und Kammer, und mit ihnen schließt das Haus ab. Beide sind unter sich wie mit der Küche durch Thüren verbunden, haben weiße Mauern und hölzerne in Del gemalte Decken. Der Fußboden der Stube ist von gesederten tannenen Dielen, der in der Kammer manchmal auch, manchmal aber nur mit Steinen ausgelegt. An den Wänden laufen gemalte Borten, die in der Kammer mit ziemlich vielen eisernen Haken versehen sind. Auch finden wir hier einen Handtuchstock an der Wand befestigt. In beiden Räumen befindet sich ferner ein großer eiserner Ofen, meist Beilegeofen, der in das Feuerfach mündet und dort mit einer eisernen Thür verschlossen ist. In der Scheidewand zwischen Stube und Kammer ist ein Alkoven angebracht, der von beiden Seiten benutzt und verschlossen werden kann. Ein in gleicher Weise amphibischer Alkoven befindet sich in der Wand zwischen Kammer und Küche. An Möbeln sind in der Stube vorrätig ein langer Tisch und ein zinnernes Fäßchen, das Handfaß für den unmittelbarsten Wasserbedarf, mit messinginem Krahn und zinnernem Boden. An dem Alkoven zwischen Stube und Kammer ist an der Stubenseite eine lange Bank, die zwar Fußbank heißt, aber zum Sitzen dient, mit eisernen Hängen befestigt.

Ueber den Wohnräumen ist noch ein Siebelzimmer ausgemauert, die Studierstube des Pastoren, und eine Bücherborte harrt der gelehrten Lasten, die der neue Pastor ihr bringen wird. Man gelangt zu dieser Studierstube entweder auf einer Wendeltreppe, die im Feuerfach an der Herdwand, oder auf einer gewöhnlichen Treppe, die etwa neben der Speisekammer angebracht ist.

Die drei Hausthüren werden nur mit Riegeln verwahrt, die inneren Thüren haben regelrechte Schlösser. Die Fenster sind in Blei gefaßt und durch Windeisen widerstandsfähig gemacht. Die meisten Fenster sind so, daß sie nicht geöffnet werden können, doch ist darauf Bedacht genommen, daß in jedem Raum wenigstens ein Flügel beweglich ist. Vor den Fenstern unten im Hause sind Läden, vor den Unterschlagfenstern Fenster-

schläge, d. h. Läden, die unter dem Fenster befestigt sind und tages herabhängen, abends aber in die Höhe geklappt werden.

Das wäre es, was uns über das eigentliche Haus berichtet ist. Doch bleibt es uns zweifelhaft, ob unsere Quelle, die sonst fast jedes Nagels in der Wand gedenkt, nicht doch in Stube und Kammer einige wichtige Dinge übergangen hat. Wir vermuten, daß in jedem dieser Räume an der Außenwand noch zwei Alkoven sich befanden und zwischen diesen ein kleiner verschließbarer Raum, der als Kleiderschrank oder Getränkekammer dient, über letzterem Raum endlich noch eine Abteilung zum Aufbewahren schmutziger Wäsche u. s. w. Diese Alkoven u. s. w., die zugleich die Dachschrägung in den Wohnzimmern verdecken, finden wir wenigstens jetzt regelmäßig vor.

Vor dem Hause, etwas zur Seite, steht der Stall, in welchem noch einige Plätze für Pferde und Rindvieh, ein Schweineföfen und einige Alkoven für das Gesinde angebracht sind. Da die Pfarre viel Land besitzt und alles Land vom Pfarrhause aus bewirtschaftet wird, darf man das Gesinde im ganzen wohl auf zwei Knechte, einen Jungen und zwei oder drei Mägde anschlagen. Ferner steht im Stalle der Backofen mit Zubehör, als Ofenblock, Schlüssel und Krücken, und eine Grützmühle. Wie das Haus, ist auch der Stall mit Stroh gedeckt.

Neben dem Hause erhebt sich ganz aus Stein gemauert und mit Pfannen gedeckt, der Speicher, eine Ergänzung des Wohnhauses, wie der Stall eine Ergänzung des landwirtschaftlichen Teiles des Hauptgebäudes ist. Bei unserem Pfarrhause enthält der Speicher noch eine Stube, Kinderstube genannt, weil hier der Hauslehrer oder, wie man damals sagte, Informator die Kinder unterrichtet, mit Ofen und hölzerner Dielendecke, so daß sie auch im Winter benutzt werden kann, wenigstens wenn es nicht gar zu stark friert. Dem gelehrten Zwecke entsprechend ist auch hier ein Büchergestell vorhanden. Im übrigen gehört der Speicher hauptsächlich der Frau vom Hause, worauf auch die als Inventariestück aufgestellte Wäsche-Rolle deutet.

In der Nähe des Speichers bemerken wir auch noch ein Taubenhäus und etwas hinter Fliedersträuchen versteckt jenes Häuschen, das unsere Quelle ein „s. v. Necessarium oder Privet“ nennt.

Der Garten, der sich zu beiden Seiten und hinter dem Hause ausdehnt, könnte einem Städter Neid erwecken. In der

Mitte des Gartens von einem Ende zum andern laufen, durch den Hauptpfad getrennt, zwei mit Buchsbäumen eingefasste Beete, Rabatten, auf denen zahlreiche Obstbäume und fruchttragende Gesträuche mit Blumen und Kräutern für Küche und Hausapotheken wechseln. Kleinere Beete nahe der einen Seitenthür sind ganz dem Blumenschmuck gewidmet, während auf der andern Seite, beim Speicher, ein Rasenplatz, hie und da mit Obstbäumen bestanden, als Bleiche dient. Quer ab von jenen langen Rabatten liegen zu beiden Seiten die Gemüsebeete. Aber so viel der arbeitenden Hände und hungrigen Magen auch von jeher das Pfarrhaus beherbergt hat, der Garten war doch für die einen wie für die andern zu groß, und ein ansehnlicher Teil liegt parkartig da, zwar von sauber gehaltenen Fußpfaden durchzogen, aber im übrigen ein Gewirr von Bäumen, Sträuchen, Farrenkraut und Gras, wie Gott sie eine lange Reihe von Jahren hat wachsen lassen. Und in diesem Park, nahe bei einem etwas verschlammten Fischteiche, steht ein zierliches Lusthaus mit Pfannendach, wohl eingerichtet und an allem Holzwerk mit lebhaften Farben frisch bemalt. Den ganzen Garten umzieht eine lebende Hecke; nur dort, wo er an den Kirchhof stößt, ist eine Planke aufgerichtet mit einer Thür, durch welche der Pastor und seine Hausgenossen auf kürzestem Wege zur Kirche und in das Dorf gelangen.

Nachdem wir so das ganze Gehöfte in Augenschein genommen haben, müssen wir eingestehen, daß für alle Bedürfnisse in Haus- und Landwirtschaft gut und reichlich gesorgt war. Wenn alle Räume und Vorrichtungen ihrer Bestimmung gemäß benutzt wurden, und dies war die Regel, so konnte es an des Leibes Nahrung und Notdurft nicht fehlen. Uebrigens dagegen nach unseren Begriffen war das Haus mit eigentlichen Wohnräumen ausgestattet, selbst wenn wir die Kinderstube des Speichers mit in Rechnung ziehen. Wie noch jetzt den meisten Bauern, so wird damals auch dem Pastoren und seiner Familie der Platz am Herde als der hauptsächlichste Wohn- und zugleich Empfangsraum gedient haben.

Schließlich nennen wir noch unsere Quelle: es ist das Schema eines Inventars über geistliche Gebäude vom Jahre 1707, abgedruckt im Corp. Constit. Oldenb. Teil I, S 138 ff. Bei der Auslegung haben wir uns sachverständiger Hülfe zu erfreuen gehabt.

Das Regenkleid.

(Eine Geschichte aus dem Jahre 1708.)

Sonntagszeug! Weht es uns nicht an bei dem Klange des Wortes wie ein Hauch seligen Kinder Glücks? Was des Guten und Schönen das Kind erlebte, es war nicht zu denken ohne jene festliche Tracht, die unnahbar die Woche über im Schranke hing, bis eine Familienfeier, ein Verwandtenbesuch, ein Ausgang mit den Eltern über Land und zumeist der Sonntag selbst mit seinem süßen Müßiggang sie aus dem Verschlusse hervorzog. Von der Weihe des Sonntags war ein Teil übergegangen auf das Kleid, und das Kleid verlieh dem Träger schon durch sich selbst jene gehobene Stimmung, welche eine Stunde zu einer glücklichen macht.

Wer trägt noch Sonntagszeug? Die Klage über zunehmenden Kleiderluxus mag insoweit thatsächlich begründet sein, als die tägliche Tracht eine bessere, teurere geworden ist. Daß unsere Festkleidung an Glanz und Kostbarkeit durch diejenige übertroffen wurde, mit welcher unsere Voreltern bei ihren Festen sich schmückten, dürfte unschwer zu beweisen sein, aber vermutlich ist der Kreis derer, die auch an Alltagen eine gute Kleidung tragen, die überhaupt in der Kleidung zwischen Sonn- und Alltag keinen oder kaum einen Unterschied machen, ein immer größerer geworden. Zwar verschwunden ist das Sonntagszeug aus der Welt auch noch nicht. Wer die ganze Woche mit körperlicher Arbeit in Feld oder Werkstatt beschäftigt ist, hat noch jetzt sein bestes Zeug, das nur an dem Ruhetage, wo es durch die Arbeit nicht leidet, hervorgesucht wird. Indessen früher war die Auszeichnung des Sonntags durch bessere Kleidung eine allgemeine, und namentlich war der selbstverständliche Kirchgang

die hauptsächlichste Gelegenheit, kostbare Gewänder und reichen Schmuck zur Geltung zu bringen; man glaubte wohl, durch festliche Kleidung nicht nur sich selbst, sondern auch den lieben Gott zu ehren. Darum heißt es auch in der Umland'schen Ballade von des Goldschmieds Töchterlein:

Es war an einem Sonntag früh,
 Drum hatt' die schöne Maid
 Heut angethan mit sonderer Müh,
 Zur Kirche hinzugehen,
 Ihr allerbestes Kleid.

Entsprang es nun der demütigen Erkenntnis des eigenen Unwerts und dem Gefühl, daß es sich nicht ziemt, in Sammet und Seide und behangen mit Gold und Edelstein um Vergebung der Sünden zu beten, oder geschah es bloß, weil das Weib (wie wenigstens ein alter lateinischer Dichter behauptet) ein dem Wechsel ergebenes und veränderliches Ding ist, genug, im ersten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts fingen in Hamburg, Bremen und anderen Städten die Damen an, allem Prunke beim Kirchgange zu entsagen und in Regenkleidern, langen schwarzen Gewändern, die mit einer Art Kapuze auch den Kopf umschlossen, zum Gottesdienst zu erscheinen. In Oldenburg auch.

Aber die Welt liegt im Argen und befand sich ebendasselbst auch schon vor 100 und 200 Jahren. Die Neuerung erregte bei vielen Leuten Anstoß, und ein Teil des Publikums war boshaft genug, unter den verschiedenen Beweggründen, die sich für die Einführung des einfacheren Brauches beibringen ließen, mit Vorliebe grade die schlimmeren als vorhanden anzunehmen. Die einen sprachen von Scheinheiligkeit und geheuchelter Demut, die anderen hielten es für despectierlich gegen den lieben Gott, sich ihm in halbem Negligee vorzustellen, und meinten, das müßten wohl arge Langschläferinnen sein, die nicht die Zeit übrig hätten, sich zur Kirche ordentlich anzuziehen.

Frau Ratsverwandtin Dagerath hatte sich sogar hinreißen lassen, dies letztere der Frau des Eltermann Stör gradezu ins Gesicht zu sagen. Die beiden Damen waren bei der Frau Stadtbaumeisterin Renken zum Nachmittagsbesuch, und es konnte nicht fehlen, daß die neue Mode von allen Seiten gründlich durchgesprochen wurde. War es nun schuld, daß die Frau Stadtbaumeisterin bereits das dritte Gläschen Muscatwein eingeschenkt hatte, oder lag es an etwas anderem, gewiß ist, daß Frau Eltermännin, die ein Regenkleid hatte, und Frau Ratsverwandtin, die keines hatte, bald hitzig an einander waren.

Da sagte denn die Frau Ratsverwandtin: „Die reine Faulheit ist es, die sich unter den Dingen verkriecht; sie bleiben lieber im Bette liegen, bis es läutet, und dann wickeln sie sich in diese garstigen Totenlaken, statt zur rechten Zeit aufzustehen und sich anständig vor Gott und den Leuten in der Kirche zu zeigen.“ Und als die Frau Eltermännin fragte: „Meint die Frau Ratsverwandtin mich auch damit?“ fügte sie hinzu: „Nun ja, die Kinder auf der Straße wissen es ja, daß es im Hause des Herrn Eltermanns spät Tag wird.“ Ob Frau Eltermännin gern lange schlief, wissen wir nicht, aber faul mit der Zunge war sie nicht, sondern antwortete: Frau Ratsverwandtin möge so gut sein und fegen vor ihrer eigenen Thür, sie müsse wohl früh aufstehn, wenn sie dort alles reinkriegen wolle; Frau Ratsverwandtin sei wohl bange, daß ihr Mann seine fleckige Seide und den verlegenen Sammet nicht los werde, wenn vernünftige Leute dem vielen Prunke und der gottlosen Kleiderpracht beim Kirchgange absagten.

Und damit hätte Frau Eltermännin sich wohl genügen lassen können. Aber ihr Zorn hielt an bis zum Abend, und als Herr Stör aus dem Schütting nach Hause kam, tischte sie ihm außer dem Stück gekochten Schinken auch die ihr widerfahrene Beleidigung auf. Nun ist die Stör'sche Familie von alters her in der Stadt nicht grade wegen ihrer Sanftmut und Nachgiebigkeit berühmt gewesen. Herr Stör brachte die Sache an den regierenden Bürgermeister, und dieser trug sie im Räte vor. Aber im Räte waren die Herren keinesweges Eines Sinnes. Handelte es sich doch bald nicht mehr um die letzten spitzen Reden der beiden übrigens hochachtbaren Frauenzimmer, sondern nur noch um das Princip. Herr Dagerath ließ sich nach einigem gütlichen Zureden des Bürgermeisters zu einer Ehrenerklärung namens seiner Frau bewegen. Aber wer von den beiden Damen hatte Recht in der Hauptsache? Was war lieblicher vor den Augen des Herrn: sollte man sich ihm so schön zeigen, wie man es vermochte, oder sollte man die Demut, die man im Herzen trug, auch äußerlich zu erkennen geben und gleichsam im Sack und in der Asche (wenn man von der letzteren denn auch einstweilen absehen wolle) vor ihn treten? Und dann, war der Rat nicht auch dazu eingesetzt, daß er ein Auge habe auf Handel und Wandel? Ja, das war er. Aber in Handel und Wandel ist des einen sein Tod des andern sein Brot. Es war gewiß genug, daß die Anschaffung der neuen Regenkleider manch schönes Stück Geld unter die Leute brachte,

aber welchen Verlauf die Sache weiter nehmen werde, wie sich Gewandschneider und Goldschmiede auf die Dauer bei der Sache stehen würden, das wußte niemand mit Bestimmtheit zu sagen, und wenn es einer zu sagen versuchte, dann wollten die anderen es doch nicht glauben. Es gab Zank hinüber und herüber, und als die Herren auseinander gingen, der eine nach Hause, der andere nach dem Ratskeller, in die Traube und wie die Wirtshäuser weiter hießen, trugen sie den Zank mit sich, und es dauerte nicht lange, so war die ganze Stadt voll Streites.

Hie Regenkleid! hieß es, hie Sonntagskleid! Alles nahm Partei, die Leute von Stande meist für Regenkleid, die große Menge der Bürger gegen dasselbe. Die Gegner gewannen eine nicht zu verachtende Unterstützung bei der lieben Jugend, die am Sonntagmorgen, statt mit den Lehrern in die Kirche zu gehen, sich lieber auf Markt und Kirchhof herumtummelte und gelegentlich auch die Kirchgänger musterte und molestierte. Diese liebe Jugend fand an den schwarzen langweiligen Gewändern kein sonderliches Gefallen, und da es an erwachsenen Aufhezkern nicht fehlte, so hatte sie für Tracht und Trägerinnen bald verschiedene Spitznamen im Munde, in deren Gebrauch sie nicht den mindesten Geiz bewies, die sie vielmehr bei jeder Gelegenheit und fast ohne Ansehen der Person an den Mann oder vielmehr an die Frau brachte. Doch das war noch nicht alles. Hatte der Ehrbare Rat wohlweislich jene Wechselreden der beiden Damen Dagerath und Stör bei Seite zu bringen gewußt und nur über die Bedeutung der Regenmäntel für die Religion und das Stadtsbeste im allgemeinen verhandelt — leider ohne sich darüber einigen zu können —, so war das große Publikum nur zu geneigt, allerlei persönliche Fragen wieder einzumischen. Alte halb erloschene Familienfeindschaften wurden neu angefaßt, ja es schien, als ob die städtischen Parteiungen sich fortan unter den neuen Losungsworten zusammenscharen und gegen einander stellen wollten. Der gelehrte Conrector der lateinischen Schule behauptete daher auch schon kopfschüttelnd, es gemahne ihn, als ob er nicht in dem kleinen, bisher so friedlichen Oldenburg wandele, sondern in dem alten Byzantium, wo vor Zeiten die großen Parteien des Staates, den oströmischen Kaiser an der Spitze, sich nach den blauen oder grünen Jacken der Hofknechte genennet. Hätte er einige Jahrzehnte später gelebt, so würde er vermutlich auch von den Parteien der Hute und Mützen gesprochen haben, die sich bekanntlich um das Königreich Schweden in einer Weise gestritten

haben, daß beinahe das Reich selber dabei zu Grunde gegangen wäre. Da dies zur Zeit aber nicht gut angienge, so begnügte er sich hinzuzufügen: Videant consules, oder wie es auf deutsch heißen mochte: Es ist hohe Zeit, daß die Obrigkeit ein Einssehen thue, damit nicht das ganze Gemeinwesen Schaden nehme.

Die hohe Obrigkeit war derselben Meinung. Wir verstehen darunter nicht etwa den Ehrbaren Rat der Stadt. Für diesen war die Sache zu groß geworden, ganz abgesehen davon, daß er in sich selbst uneins war wie Wasser und Del. Wir verstehen darunter vielmehr den königlich dänischen Gouverneur samt seinen Regierungsräten. Nach gründlicher Erwägung aller in Betracht kommenden Umstände wurde die Entscheidung getroffen. Wie sie ausfiel, ist nicht schwer zu erraten. Der günstige Leser wird nicht vergessen haben, daß die Leute von Stande meist für das Regenkleid waren. Hauptsächlich freilich die Damen. Wenn in Hamburg und Bremen die Frauen und Töchter der Geschlechter die neue Tracht angelegt hatten, warum sollten es nicht auch die Frauen und Töchter der königlichen Regierungsräte thun? Waren sie denn etwa schlechter? Und war die Tracht denn häßlich? Da war zum Beispiel das Fräulein Susanna, Tochter des Regierungsrats von Detken — sah das blühende runde Gesichtchen nicht charmant aus in dem schwarzen Rahmen der Kapuze? Und erst die Frau Gemahlin des Gouverneurs selbst! Das blasse, aber feine Gesicht, wie hob es sich ab von dem dunkeln Wollstoff, fast zu bleich, wenn nicht das weiße Stirnband die sanfte Farbe in den Wangen wieder markiert hätte, und dazu die schlanke hohe Gestalt — man hätte sie für eine Heilige halten können.

So ungefähr lauteten die ersten Entscheidungsgründe der Damen. Nachher, als die Opposition wach wurde, fanden sich allerdings noch mehrere, und grade diese schienen den regierenden Herren, wenn nicht einleuchtender, so doch präsentabler. Doch um den Herren nicht unrecht zu thun, wollen wir nur gradezu anerkennen, daß es denselben in der That darum zu thun war, die Frauen Oldenburgs mit einer Tracht zu versöhnen, die bescheidener war und weniger Aufwand an Zeit und Geld erforderte als die bisher übliche. Alle Obrigkeiten sind große Freunde der Sparsamkeit ihrer Unterthanen und wünschen dieselben bei der alten Einfachheit der Sitten zu erhalten oder zu derselben zurückzuführen, und die dänische Regierung Oldenburgs hat hinlängliche Beweise gegeben, daß sie gleichen Bestrebungen huldigte.

Die Regierung beschloß also, der Frau Eltermännin Stör offen vor allem Volke kund zu geben, daß ihre neue einfache und sittsame Kirchentracht der Obrigkeit wohlgefällig sei, dagegen der Frau Ratsverwandtin Dagerath zu bedeuten, daß sie und ihre Gesinnungsgenossen sich aller spitzen und groben Redensarten gegen die Regenkleider und ihre Trägerinnen zu enthalten hätten, ihr aber dabei anheim zu geben, ob sie nicht ihren Mann bitten wolle, daß er ihr auch das Geld zu einem Regenkleide schenke, wenn er etwa den Stoff nicht selbst im Laden führe.

Da es sich nun aber nicht geziemt hätte, wenn ein Regierungs-Collegium dies in solch gewöhnlichen Worten, wie wir sie jetzt eben gebrauchten, ausgesprochen hätte, so erließ es die folgende Verordnung:

„Verordnung wegen der Regen-Kleider, daß denen Frauens-Personen erlaubet, mit selbigen in denen Kirchen bey dem Gottesdienst zu erscheinen.

Es wird hiemit zu jedermanns Wissenschaft gebracht, daß (aus bewegenden Ursachen, insonderheit um der noch immerhin bei hiesiger Gemeine zunehmenden Leppigkeit in Kleidung vorzubauen, und denen, so sich der Demuth in selbigen besleißigen, und an Sonn- und Feyer-Tagen die Zeit mit Aufputzen zuzubringen, wie auch unnöthiger Kosten gerne überhoben wären, behuefige Hülffe zu geben) den Frauens-Personen hiesiger Gemeine, weß Standes und Condition sie immer seyn mögen, hiemit von Obrigkeit wegen zugelassen seyn und zu keinerley Vorwurff gereichen solle, daß sie in den Kirchen, um dem ordentlichen Gottesdienst und der Predigt beyzuwohnen, mit schwarzen so genannten Regen-Kleidern, gleich in Hamburg, Bremen und anderen Orten gebräuchlich, erscheinen

(ausgenommen bey der heiligen Tauffe, zum Beichtstuhl und Abendmahl und andern in der Kirche besonders vorgehenden Handlungen, als dabey sie sich in ihrer gewöhnlichen Kleidung einzufinden von selbst bescheiden werden).

Immassen allen und jeden hiesigen Einwohnern anbey ernstlich und bei willkührlicher Straffe befohlen wird, deswegen niemanden einigen Vorwurff zu thun, sondern sich vielmehr solches zum guten Exempel dienen zu lassen. Oldenburg, den 26. Sept. Anno 1708.“

Mit diesem Actenstücke schließen unsere Quellen, und wir sind nicht im stande, über den weiteren Verlauf der Angelegenheit Mitteilungen zu machen. Wir wissen nicht einmal, ob Frau Ratsverwandtin Dagerath ein Regenkleid bekommen hat oder nicht. Dürfen wir uns auf den unsicheren Boden bloßer Vermutungen begeben, so möchten wir die Meinung aussprechen, daß die Verordnung, so eindringlich sie abgefaßt ist, doch nicht sogleich allem Hader ein Ende gemacht hat. Denn der Regierungsrat Johann Christoph von Detken, der Vater jenes hübschen Fräuleins Susanna, hielt es für angemessen, sie sechs- zehn Jahre später in seiner Sammlung oldenburgischer Gesetze aufzunehmen, was er doch wohl nicht gethan haben würde, wenn sie inzwischen ganz bedeutungslos geworden wäre.

Die Lehre vom Ellen

im plattdeutschen Sprichwort.

Küll un Frost, Hunger un Dost, Un nicks in'n Liewe,
Dat sünd siwe." Wer es genau nimmt, könnte viel-
leicht sagen, das seien nur zwei Dinge, nämlich Kälte
und nichts im Leibe, und wer es ganz genau nimmt,
könnte gar sagen, daß es noch weniger seien, nämlich nichts,
der reine Mangel an Wärme und Nahrung. Aber dieses reine
Nichts kann den Körper zusammenschütteln und im Leibe nagen
und beißen, daß die Seele den längeren Aufenthalt höchst un-
behaglich findet und sich aus dem Staube macht, an welchem
das Nichts seine Tücke übt. „Nicks is god int Dge, man
quad innen Buk.“

„Hunger is 'n scharp Swärt“; wo er mit voller Wucht
hinfällt, da zerschneidet er den Mietcontract, welchen die Seele
mit dem Leibe abgeschlossen hat, noch vor der ordnungsmäßigen
Wechselzeit. Darum heuge man vor bei Zeiten und esse:
„Aeten un Drinken hollt Liew un Seel tofamen,“ und thut
noch mehr als das; denn „Gode Spiesen Makt den Kröäpel
tom Riesen.“

Freilich giebt es Kleidernarren, die es mehr mit der
Schale als mit dem Kerne halten: „Man sütt woll uppen
Arm, Man nich innen Darm;“ allein der Solide widerlegt sie:
„Bäter int Liew as umt Liew,“ und sieht halb mitleidig halb
höhnisch auf die, welche freiwillig oder gezwungen den äußeren
Prunk voranstellen: „Gold uppen Kragen, Hunger innen
Magen.“

Ein Melancholiker, vielleicht ein alter Junggesell, seufzt
fogar: „Wat hett'n väl van de Welt, as wat'n mit de Zähne

afritt!" Kann er gleich den Genuß des Essens selbst nicht lange festhalten: „Et is'n korte Strate, dar't woll smeckt," so weiß er doch, daß gegessen zu haben auch ein Genuß ist. Er hat den erheiternden Genuß des Essens an sich erfahren; denn „uppen vullen Buk steiht'n lustigen Kopp", und wäre er weniger melancholisch, so würde er vielleicht singen: „Ik wull, dat alle Dag' Sonndag weer Un Aeten und Drinken 'n Handwerk weer."

Selbst die jungen Leute, deren Vergnügen in einem Ball gipfelt, wissen doch den Wert des Essens zu würdigen: „Mitten leddigen Panzen Lett sich schlecht danssen."

Wer übrigens am Essen seine Freude haben will, darf vorher nicht zu viel getrunken haben, das verdirbt den Appetit; denn „war'n Gastenkoorn liggt, dar kann kien Roggenkoorn liggen." Er darf seinen Appetit auch nicht durch Näscherereien außer der Zeit verzetteln: „wenn 'n wat ätt, ehr 'n wat ätt, kann 'n denn wat äten, wenn 'n wat ätt?" Das regelmäßige Essen ist's auch, das ordentlich anschlägt: „De sich nich satt ätt, kann sich ook nich satt licken." Darum lobe ich mir ein Gericht, aber ein „defftiges" muß es sein, „dat bi de Ribben steiht, dar kann man 'n Kärl bi bliewen."

Es kann sein, daß Schmalhaus Küchenmeister ist. Dann muß man eben sich begnügen. „Väter 'n Lus innen Kobl as gar kien Fett." „Lewer 'n Strunk innen Kobl as gar kien Wurst." — „Väter wat as nicks, sä' de Boß, do freet he 'n Mügge up." Es kann auch kommen, daß es zwar nicht an der Menge, wohl aber an der Güte fehlt; denn „alle Backels und Braels sünd nich awereen." Dann heißt es: „Hunger makt rohe Bohnen söt, un 'n god Swien frett allens."

Wenn aber der Tisch mit guter Speise, „braden un saden," reichlich besetzt ist, daß der eine Tischgast schmunzelnd sagt: „Dat geiht ahue Prügel hendahl!" und sein Nachbar entgegen scherzt: „Der Hunger wird's wohl hineintreiben, harr de Soldat seggt, do harr he Botter upt Speck smärt" — dann, nun ja, dann „frätt to, 't is all Gottes Game! Väter, dat de Buk harst, as dat de Kost verdarvt oder dat 'n Wärt wat schenkst." „Wat spart de Mund, frätt Katt un Hund." Denke dann auch nicht viel an das Morgen, verachte das ängstliche: „Wollsmack bringt Ungemack," und laß dich einmal frei gehen, „ätt, wat du magst, un lie, wat 'r na kummt." Und weg mit jener heuchlerischen Bescheidenheit, die mit der Hand die Schüssel dem Nachbarn zuerst anbietet und mit den Augen seine Gabel

verfolgt, ob sie dir auch das beste Stück vorwegnehme. Der Hochdeutsche sagt: „Bescheidenheit ist eine Zier, Doch thut sich's besser ohne ihr,“ und: „Bescheidenheit, Bescheidenheit, Verlaß mich nicht bei Tische Und mache, daß ich allezeit Das beste Stück erwische.“

Der Plattdeutsche stimmt bei: „'n blöden Hund ward nich fett;“ dagegen „fülvst äten maht fett,“ und „'t smeckt doch nicks bäter, as wat 'n fülvst ätt.“ Wenn also einer scherzt: „Ei is Ei, sä' de Pap', da langd' he na't grötste,“ so will er freilich den Pfaffen einen kleinen Hieb versetzen, aber im Grunde meint er's doch ebenso und macht es auch ebenso.

Geht es mit des Tischgastes Eßvermögen zu Ende und lehnt er das, was die um ihrer Küche Ruf besorgte Hausfrau ihm noch aufnötigen will, dankend ab: „Ich kann nicht mehr, ich bin satt,“ so antwortet sie: „Dch wat, dat geht noch woll döär't Stöätellock;“ und findet er wenigstens die gebotene Portion zu groß: „Das ist mir zu viel,“ so weiß sie die Auskunft: „Wat to väl is, dat ätt toerst, dat ätt vorweg!“

Einige kleine, aber nicht unwichtige Wahrheiten für den, der seinen Preis herausessen will, liegen in folgenden Worten: „Aett langsam, mien lewe Jan, Weest nich, wat 'n denn laten kann,“ und „Mit de Gabel is 't 'n Ehr, Man mit 'n Läpel bringt et mehr.“ — „Wenn de Katt muust, denn maht se nich.“ Ursprünglich vielleicht anders gemeint, sagt jetzt dies Wort so viel als: beim Essen kann der Mund was Besseres thun als sprechen. — „Dubbelt ritt nich.“ Schiffer, Fuhrleute u. s. w. gebrauchen dies Wort, wenn sie zur Sicherheit Tau oder Strick doppelt nehmen; aber auch der Esser mag sich seiner mit Nutzen erinnern, wenn Hausfrau oder Wirt in übertriebener Neigung für das Niedliche und Zierliche die Wurstscheiben und Fleischschnitte gar zu durchsichtig und papierähnlich geschnitten haben.

Wenn uns das Sprichwort einladet tüchtig zu essen, so setzt es voraus, daß wir erwachsen sind. Kinder behandelt es anders. „Kinner un Kücken köönt alltied äten;“ freilich, aber sie verderben sich zu leicht den ungeübten kleinen Magen, denn auch das Essen muß man erst lernen. „Dar ward kien Fräter geboren, man maht sic darto,“ heißt es ein wenig grob. Daher: „Kinner un Kalwer Maat mot't ole Lide weeten,“ und „Kinner un Kalwer ähr Deel, Denn beholt se ähr Liew heel.“

„Man mot de Fährung na Nährung setten,“ denn sonst gilt die Warnung: „Wollsmack kummt an den Bädelsack.“ Schlimm für den, der schwache Nahrung hat! Aber es giebt

eine Hilfe: „Frömden Lü' Brod fettet god“ und: „In anner Lü' Schötteln is 't alltied fetter.“ Und das läßt sich immer noch ausprobieren. Zwar sind die Häuser jetzt selten, „wo 't der her hergeiht, as in Hagen Huus to Blexen, dar geewen se mit söäben Sleewe up eenmal up.“ Aber eben so selten ist es, daß man mit der Redensart abgespeist wird, die man den Einwohnern von Norden zuschreibt: „Harren ji wat ehr komen, denn harren ji wat mitäten kunnt.“ In der Regel gilt doch noch das biblische: „Suchet, so werdet ihr finden, und klopfet an, so wird euch aufgethan.“ Mögen dich dann neidische Zungen einen Schmarotzer nennen, was thut's? „Unvergünnt Brod ward of äten.“ Wenn es aber heißt, „stahlen Brod smeckt söte,“ so wollen wir doch lieber nicht zu einer Probe raten. Denn schon Salomon sagt in seinen Sprüchen (20, V. 17): „Das gestohlene Brod schmecket jedermann wohl, aber dennoch wird ihm der Mund voll Kieselinge werden.“

Was die Wahl der Speisen angeht, so giebt uns das Sprichwort nur wenige Winke. Der gute Haushalter meint: „Fleest wat, Katuffeln satt,“ und „Sachte wat mitte Botter innen Bree, man brukt of wat upt Brod,“ der Geizige gar: „Solt und Brot Maakt de Backen rod.“ Aber als hätte er Liebig studiert, antwortet ihm ein Verständiger: „Speck un Brod Slaht den Hunger dod!“

Ein Leckermaul übertreibt dann wieder nach der andern Seite: „Ick mag nien dünne Botter, man woll dicken Kees“ und: „Dat is dat slimmste an'n Keesbotterbrod, dat'r Brod bi is.“ Nebenbei bemerkt, hat die Butter eine üble Eigenschaft: „De Botter is dreemal int Jahr dull (mall); eenmal, wenn se to weel is, dat anner mal, wenn se to hart is, un dat drüdde mal, wenn man se nich hett.“

„Ene jute jebratene Fos is ene jute Fabe Gottes,“ sagt man weiter nach Osten, und wenn wir uns das Sprichwort auch haben borgen müssen, so sind wir doch von der Wahrheit seines Inhaltes schon überzeugt gewesen, ehe wir das Sprichwort kannten. Aber auch die Gans hat ihre üble Seite. „Een Bagel uppen Kärl, seggt de Fohrmann, do leggt he 'n Goos vor sich dahl.“ Aber der Fuhrmann muß ein unverschämter Mensch gewesen sein, einer von denen, über die man sagt: „He frett as 'n Döskler,“ oder „He frett as 'n Dieker, as 'n Smid.“ Für die Genügsameren heißt es vielmehr: „'n Goos is 'n mallen Bagel, for een is 't to väl, un for twee is 't to minn.“

Wir wissen nicht, ob man wirklich eine Wahrheit hat aussprechen wollen oder ob man nur Worte zusammengesucht hat, um der Osnabrücker oder irgend eine andere Redeweise zu verspotten, wenn man sagt: „Drei graute Bauhnen sünd so gaud as 'n Snaute vull Braud.“

Doch schließen wir unsern Sermon. Unter unsern Lesern möchte mehr als einer sein, der da denkt: „Ick nähm gärn 'n kort Gebät un'n lange Mettwurst,“ von dem man sagen darf: „He slöppt nich, wenn 't wat to äten gifft,“ der uns aber einschläft, wenn er vom Essen nur reden und nichts als reden hört.

Hausprüche im Oldenburgischen.



Die löbliche Sitte, die Häuser mit einem sinnigen Sprüche zu schmücken, hat in dem Ländchen Oldenburg ehemals vielen Anklang gefunden, und in einigen Gegenden giebt es wenige Häuser, an denen nicht der Balken über der Thür oder ein eingemauerter Stein dem Eintretenden einige erbauliche oder belehrende Worte entgegenruft. Sehr alte Inschriften findet man aber dennoch nicht. Die Häuser der Landleute waren in den vergangenen Jahrhunderten nicht für lange Dauer berechnet, und in den Städten haben ausgedehnte Brände die wenigen Häuser von fester Construction fast alle in Asche gelegt. Doch liefern das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert immerhin einige Ausbeute.

Später trat eine Zeit ein, die für dergleichen gemüthliche Anregung kein Verständniß hatte. Man hielt die Sprüche für altmodisch oder gar für kindisch, und dieselbe Nüchternheit, welche uns aus der Zeit unserer Groß- und Urgroßväter die flachen, ungeschmückten Bauten hinterlassen hat, verbannte auch das Wort, das sich herausnahm, mit kurzem, treffendem Ausdruck auf Herz und Verstand einwirken zu wollen. Dies gilt weniger vom Lande, als von den Städten. Der Landmann verspürte den Zeitgeist nicht in gleichem Maße wie der Städter, der Zeitungen und Bücher las, und hielt fester an der alten Sitte, obgleich doch auch er sich der veränderten Auffassung dessen, was gut und schön ist, nicht ganz entziehen konnte. Auch auf dem Lande wird die Anwendung der Sprüche seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts seltener.

In neuester Zeit aber nimmt die Freude an den Hausprüchen wieder zu, und merkwürdiger Weise führen dabei in unserer Gegend die Bauern den Reigen. Während sonst jeder

neue Umschwung im Geschmack und in den Anschauungen fast durchweg von den Städten ausgeht, während in der That anderwärts die Städte ihre öffentlichen Gebäude, ihre Trinkhallen und auch manche Privathäuser mit Sprüchen, ja mitunter mit ganzen Spruchsammlungen auszustatten angefangen haben, ist in der Stadt Oldenburg wie in den übrigen Städten des Landes entweder der Sinn für diesen Schmuck überhaupt noch nicht erwacht, oder die einzelnen, die wohl möchten, wagen es nicht, denselben anzuwenden, weil, ja weil sie sich genieren. Nur ein einziges Haus unserer Stadt aus neuester Zeit ruft dem Beschauer drei kernige Worte zu. Sie lauten:

Ora et labora! —
 Steh fest alle Zeit
 Zu Ehr der Maurer und Zimmerleut. —
 Deus protector noster.

Dagegen der Bauer hat den Brauch mit Lust wieder aufgenommen und zu Ehren gebracht, und manches Haus trägt jetzt an seiner Stirn ein Zeichen des Sinnes, in welchem der Eigentümer es erbaut hat, und welchen er mit dem Hause auf Kinder und Kindeskinde zu vererben wünscht.

Mögen diesmal die Städter von den Bauern lernen. Der gut gewählte Spruch ist kein gleichgültiges Ding. Das Kind, das wieder und wieder den Spruch liest, der über dem Eingange seines Heims steht, trägt ihn als einen Schatz mit hinüber in seine reiferen Jahre, und wo ihm die Erinnerung an sein väterliches Haus, an den Schauplatz seiner ersten Spiele vor die Seele tritt, erneuern sich ihm auch die wenigen kräftigen Worte, an denen er nächst der Bibel vielleicht seine ersten Leseversuche angestellt hat. Eingepägt in das Innerste seines Herzens, kann ihm der Spruch je nach seiner Art ein Trost werden in Trübsal und Bekümmernis, eine Warnung vor Sünde und Thorheit, eine Mahnung zu tapferem Ringen mit sich selbst und mit der Welt. Und auch der Gast, der in Freundschaft oder zum Geschäft durch die Thür eintritt, der Wanderer, der vorübergeht und nur einen Blick auf das ihm fremde Haus wirft, sollten nicht auch sie mitunter einen lebendigen Funken aus dem Spruch empfangen, einen Funken, der in ihrem Herzen ein erhellendes Licht, ein wärmendes Feuer heilsamer Gedanken und mannhafter Entschlüsse entzündet? Ein gutes Wort findet eine gute Statt, heißt es, und vielleicht gilt dies noch mehr von dem Worte, das die Steine reden, als von dem rasch verhallenden Worte der menschlichen Zunge.

Aber wie soll der Spruch lauten, um so erwünschte Wirkung zu üben? Kurz und kräftig in der Form, gesund und wahr von Inhalt — mehr läßt sich kaum sagen. Welch besonderer Inhalt ihm am besten zusagt, muß jeder Bauherr am Ende selber wissen. Freilich ist es nicht jedermanns Sache, sich einen guten Spruch selbst zu machen. Gar mancher Baumeister, der allen Aufgaben seines Faches gewachsen ist, und ohne Zagen von der kleinsten Hütte bis zum prächtigsten Palast ein gutes Haus zu bauen unternimmt, würde ratlos dastehen, wenn er einen Spruch, wie er sein soll, und wären es nur zwei Zeilen, bauen sollte. Die Worte fügen sich manchmal schlechter zusammen, als Steine und Kalk. Nun, in solchem Falle ist es keine Schande und hat auch nie für Schande gegolten, bei anderen zu borgen, was man selbst nicht hat. Ja, man wirkt gerade dadurch manchmal am meisten, daß man einen alten wohl bekannten Spruch anbringt, der vielleicht Jahrhunderte lang im Volke von einem Geschlechte zum anderen fortgeerbt ist und sich als reines Gedankengold durch allen Wechsel der Moden hindurch bewährt hat. Etwas Abwechslung muß freilich auch in solchen Dingen sein, und der Spruch, der etwa von allen Dörfern dieselbe Wahrheit, und wäre sie die höchste, immer in denselben Worten predigte, würde uns bald zum Ueberdruß sein.

Wer mit offenen Augen unser deutsches Vaterland durchwandert und was er gesehen, in treuem Gedächtnis mit in die Heimat gebracht hat, wird sich auch manches Spruches erinnern, den er hie und da von einem Hause herabgelesen. Aber es haben sich auch Leute bemüht, zum Teil unter vielseitiger Hülfe, die Sprüche, soweit die deutsche Zunge reicht, zu sammeln und in ein hübsches Buch zu vereinigen, wo sie nun jeder, der Lust hat, in aller Muße studieren, sich das Beste auswählen und wenn er es vorzieht, nach seinem Behagen und Vermögen zurechtstutzen kann. Das eine Buch hat nur Inschriften gesammelt, andere bringen neben den Inschriften auch andere Sprüche, von denen aber manche zu Inschriften tauglich und wohl geeignet sind. Hier ein paar Titel: Deutsche Inschriften an Haus und Gerät. 2. Aufl. Jena 1875. — Deutscher Spruchschatz von Ernst Rommel. Hannover 1868. — Deutscher Sprüche Ein Tausend von L. Strackerjan. Bremen 1876.

Wir wollen nun an dieser Stelle einige Inschriften mitteilen, die im Ländchen Oldenburg von Freunden der besprochenen Sitte zusammengebracht sind, nicht in der Meinung, gerade

diese Inschriften zur Aneignung und Anwendung zu empfehlen, sondern nur, um in ihnen ein Bild zu geben, welche Sinnesart unser Volk in denselben an den Tagt legt.

Am meisten herrschen Bibelsprüche vor und Anrufungen Gottes, in denen mit wenigen Worten um Schutz und Segen gebeten oder Vertrauen und Hoffnung auf Gott ausgesprochen wird. So schön in ihrer Einfachheit die Bibelsprüche meistens sind, so können wir dieselben doch hier weglassen, da sie jedem, wenn nicht vertraut, doch zur Hand sind. Ueberhaupt beschränken wir uns auf gereimte Inschriften und lassen deren eine Anzahl in bunter Reihe folgen.

Nach Gott, bewahr' mich durch deine milde Hand,
Daß ich nicht wieder komm' in Brand. (Vechta.)

Nach Gott, das ganze Haus bewahr
Für Schaden, Feuer und Gefahr,
Mit Gnad und Segen über uns walt
Und uns dein reines Wort erhalt.
Herr Jesu, durch den Namen dein
Gieb mir ein selig Stündelein;
Steh du mir bei am letzten End,
Nimm meine Seel in deine Händ. (Eversten 1874.)

Alles ist an Gott gelegen,
Menschen richten wenig aus;
Gieb, o Herr, nur deinen Segen,
So ist wohl bestellt dies Haus. (Westerburg 1865.)

Alles ist an Gottes Segen
Und an seiner Gnad gelegen
Ueber alles Geld und Gut. (Bardewisch 1784)

An Gottes Segen
Ist alles gelegen. (Elsfleth, Hatten und ost.)

Bet' und arbeit' und laß Gott walten,
Das ist das rechte Haushalten. (Streek bei Hatten.)

Das Wesen dieser Welt vergeht mit ihr Getümmel,
Drum such ich mir mein Lustschloß in dem Himmel.
(Grake 1731.)

Den Eingang und den Ausgang mein
Laß dir, o Herr, befohlen sein. (Allen, Wardenburg)

Der Herr beschütze dieses Haus
Und die hier gehen ein und aus;
Für Krieg, Pest, Feuer und Wassersnoth
Beschütz uns, lieber Herre Gott. (Schlüte 1750.)

Der Herr bewahre dieses Haus
Und die hier gehen ein und aus
Vor Wassersnoth, Brand und Gewittern,
Die seinen festen Grund erschüttern. (Bethausen.)

Der will sprechen von das Meine,
Der gehe zu Hause, besehe das Seine;
Wenn er das findet ohne Gebrechen,
So kann er von das Meine sprechen. (Aliphanne 1767.)

Durch Gottes Hülfe und Menschenhände
Kommt manches schwere Werk zu Ende. (Elsfleth.)

Ein Haus, von Gott dem Herrn bewacht,
Ist wohl begründet und bedacht. (Achternholt.)

Einigkeit giebt Gottes Segen,
Einigkeit erhält das Haus;
Friede folg' auf allen Wegen
Den Bewohnern ein und aus. (Asterburg 1856, öfter und später.)

Erhalte dieses Haus,
O Herr, in deiner Gnade,
Und streue Segen aus
Auf des Bewohners Pfade. (Bekhausen 1816.)

Friede bringt Freude
Und Tugend bringt Ruh,
Liebe sie beide,
Wie glücklich bist du. (Westerburg.)

Für Pferde, Schweine und Geschirr,
Steht dieser kleine Obdach hier. (Vor Damme.)

Gieb, was mir nutz an Seel und Leib,
Was schädlich ist, fern von mir treib. (Unter Loyerberg.)

Gott bewahre dieses Haus
Und die da gehen ein und aus,
Daß kein Unfall sie berühre,
Noch der böse Geist verführe. (Dffens 1749.)

Gott bewahre dieses Haus
Und alle, die da gehen ein und aus;
Für Feuer und für Schaden,
Dafür bewahre sie Gott in Gnaden. (Almsloh.)

Gottes Gnad und Segenshand
Beschütze dieses Haus und Land. (Buschhausen.)

Gottes Segen, Glück und Heil
Werde diesem Haus zu Theil;
Auf den, der es ließ bauen,
Wolle Gott mit Gnaden schauen. (Haaft)

Gottes Segen hat es mir,
Was du, Leser, siehest hier,
Günstig wollen kehren zu;
Was es heget, steh in Ruh. (Ullers.)

Häuser bauen hier auf Erden,
Ist nur lauter Eitelkeit.
Laßt uns bauen, daß wir werden
Bürger jener Herrlichkeit. (Ganderkesee.)

Herr, schütz und decke dieses Haus,
Lösche Glut und Flammen aus.
Laß mich morgen mit den Meinen
Nicht in Noth und Kummer weinen. (Westerburg.)

Herr, du wollest deinen Segen
Auf Hercksen (Name) Hause legen. (Issens 1801.)

Hier stehe ich unter Gottes Hand,
Die bewahre mich für Sturm, Wasser, Blitz und Brand.
(Schlüte 1754.)

Ich sage noch, gedulde dich,
Gott sorget für uns väterlich;
Gedulde dich und glaube fest,
Daß Gott die Seinen nicht verläßt.
(Elsfleth 1776.)

Ich wohne zufrieden, bin ruhig und still,
Erwarte das Glück, so wie es Gott will.
(Waddens 1757.)

Jehovah ist mein Sonn und Schild,
Auf ihn kann ich fest bauen.
Der Brunn, draus all mein Segen quillt,
Ihm will ich ewig trauen. (Neuenkirchen.)

kehr bei uns ein, Herr Jesu Christ,
Weil du der rechte Hausherr bist.
(Streek bei Hatten 1712.)

Lang gewacht,
Maer still geswegen,
Nooit gedacht
En doch gekregen. (Sandhatten.)

Menschengedanken gerathen selten,
Was Gott will, das muß gelten. (Seefeld.)

Mensch, o schaue von der Erden
Nach des hohen Himmels Haus,
Dieses muß verlassen werden,
Dorten jagt dich niemand aus.

Mensch, suche die künftige Stätte,
Thu Buße im Glauben und bete,
So segnet der Herr dein irdisches Haus,
Er krönet dich ewig, das bleibt nicht aus.
(Weserdeich 1786.)

Mit Gott fange ich es an,
Ihm will ich das meine befohlen han.
(Oldenburg 1677.)

Mit Gott ist dieser Bau vollbracht,
O Vater, halte du die Wacht,
All Unglücksfall abkehre.
Beglücke uns an Seel und Leib,
Mit deinem Segen bei uns bleib,
Dem Herrn sei Preis und Ehre. (Oldendorf 1792.)

Mitleiden acht ich nicht,
Der Neid kann mir nicht schaden,
Wenn ich was recht ist, thu,
Bin ich bei Gott in Gnaden. (Oldenburg.)

Mögen Hasser hassen,
Mag der Neid mißgönnen —
Was uns Gott will gönnen,
Muß der Neid uns lassen. (Wardenburg.)

O Gott, dies Haus bewahr
Für Unglück und Gefahr
Und halt dasselbe lang aufrecht
Bei unsern Erben und Geschlecht. (Blexen 1786.)

O Mensch, thu recht und fürchte Gott,
Hin geht die Zeit, her kommt der Tod.
(Sonnenuhr in Atens.)

Sei, Gott, mit uns und diesem Haus
Und die hier gehen ein und aus,
Laß uns nach deinem Willen thun
Und Gottes Segen auf uns ruhn. (Eghorn 1853.)

Siebzehnhundert sechzig sechs hab allhie ein Haus erricht,
Siebzehnhundert sechzig acht ward es durch den Brand zernicht,
Zwei Monate nach dem Brand, o Gott, durch deine Güte
Baut ich's von neuem auf, für Unglück es behüte.
(Börninghausen.)

Vater, dessen Macht die Welt
Und was drinnen ist, erhält,
Sei gelobt für deine Gaben,
Die wir jetzt genossen haben. (Wehnersfeld 1867.)

Was mit Gott wird angefangen,
Das wird ein gutes Ende erlangen. (Altensch.)

Wenn Menschenrath scheint aus zu sein,
So stellt sich Gottes Hülfe ein. (Elsfleth.)

Wer ein- und ausgeht diese Thür,
Der soll bedenken für und für,
Daß unser Herr Jesus Christ
Die rechte Thür zum Himmel ist.
(Stenum, Holzkamp.)

Wer Gott vertraut,
Hat wohl gebaut
Im Himmel und auf Erden.
Wer sich verläßt
Auf Jesum Christ,
Dem muß der Himmel werden.
(Wiarder Altendeich, Holzkamp.)

Wer sich durch Fleiß und Sparsamkeit
Ein Häuschen baut in dieser Zeit
Und nicht vergißt des Himmels droben,
Den wollen wir sammt und sonders loben. (Damme.)

Wie Gott uns geholfen, dies Haus zu erbauen,
So wolle er stets es in Gnaden anschauen. (Westerburg.)

Wir bauen Häuser stark und feste
Und sind doch nur fremde Gäste.
Da wir sollen ewig sein,
Da bauen wir gar selten ein. (Stedingen 1714.)

Bohlthun und fröhlich sein
Ist das beste auf der Erde.
Hier bekommt man Bier und Wein
Und auch Futter für die Pferde. (Wirtshaus zu Loy.)

Strafrecht vor zweihundert Jahren.



Die Strafrechtspflege ist, seitdem sie (für Oldenburg zunächst seit 1858) ihre gegenwärtigen Formen angenommen hat, dem ganzen Volke näher getreten und gleichsam vertraut geworden. Die Oeffentlichkeit aller Verhandlungen gestattet einem jeden, den Straffall, der ihn um des Vergehens oder um einer der hineinverslochtenen Personen willen besonders interessiert, von Anfang bis zu Ende an sich vorüberziehen zu lassen. Die Tagesblätter bringen Mitteilungen, aus welchen auch weitere Kreise jeden nur einigermaßen wichtigen Fall in seinen Hauptpunkten kennen zu lernen vermögen. Und was noch mehr, viele unter uns sind berufen, selbst an der Strafrechtspflege entscheidend mitzuwirken, die einen auf der höchsten Stufe, in den feierlichsten Formen, wenn es sich um Verbrechen handelt, als Geschworene, die anderen als Schöffen bei den Polizeigerichten, wo es sich zwar nur um geringfügige Uebertretungen handelt, die Entscheidung aber doch manchmal eben so schwer ist als bei jenen größeren und mit härteren Strafen bedrohten Gesetzesverletzungen. Nur die Mittelstufe, die Aburteilung der Vergehen, ist bis jetzt dem Juristen von Fach vorbehalten geblieben.

Wie drückend auch manchmal die Verantwortlichkeit auf dem Geschworenen lasten mag, wenn er sich auf die Schuldfrage des Richters zu ja oder nein entscheiden muß, eine Beruhigung bleibt ihm: wenn er nach innerster Ueberzeugung sein schuldig ausspricht, so sind es zwar schwere Strafen, die den Verbrecher treffen, aber er weiß, daß die Strafen an sich die Menschlichkeit nicht verletzen und daß sie in menschlichem, wohlwollendem Geiste in Ausführung gebracht werden. Außer der Geldstrafe, die für einzelne Vergehen und die meisten Polizeiübertretungen bei-

behalten ist, kennen wir eigentlich nur die Freiheitsstrafe, deren beide Unterarten, Gefängnis und Zuchthaus, wenig von einander unterschieden sind und eine Behandlung des Bestraften mit sich führen, die in den Augen einiger eher zu milde als zu hart ist.

In alten Zeiten begnügte man sich nicht mit so wenigen Strafen. Man hatte ihrer eine ganze Reihe und unter ihnen manche, die eine in unseren Augen unerlaubte Demütigung oder körperliche Peinigung enthielten und teils für sich, teils in Verbindung mit anderen Strafen angewandt wurden. Vor mir liegt ein Protokollbuch der ehemaligen Kanzlei zu Oldenburg, in welches die Strafurteile jener Behörden aus den Jahren 1641 bis 1692 eingetragen sind. Die Urteile sind sehr kurz und schwerlich vollzählig eingezeichnet, aber sie gewähren doch einige Uebersicht der Strafen, welche in jener Zeit in unserem Ländchen erkannt und ausgeführt wurden.

Schon bei oberflächlicher Ansicht der Protokolle empfängt man den Eindruck, daß die Ausführung der Strafen damals eine ungleich wohlfeilere gewesen sein müsse, als jetzt, und eine genaue Prüfung dient nur dazu, den Eindruck zur Gewißheit zu erheben. Das Gefängniswesen muß recht wenig gekostet haben. Zwar fehlte es nicht an Gefängnislocalen. Da war ein „Diter Loch“ und eine „Jägerstube“, deren Belegenheit wir nicht weiter kennen. Da war ferner die Harenpförtnererei und der Heiligengeistturm und die Heiligengeistkirche und vermutlich noch eins, das schlichtweg das Gefängnis hieß. Wenn wir nach einzelnen Fällen schließen dürfen, so diente die Jägerstube als leichter Arrest für Leute, bei denen man Rücksichten nehmen wollte, das Diter Loch als vorläufiger Gewahrsam für Leute niederen Standes und zur Abbüßung von Polizeistrafsachen. In die Heiligengeistkirche kamen Untersuchungsgefangene und rückten in den Turm hinauf, wenn die Untersuchung sich auf eine längere Dauer anließ. Die Pförtnererei am Harenthor war ein Strafgefängnis. Abgesehen von der Untersuchungshaft, die unter Umständen natürlich geraume Zeit dauern konnte, saß fast niemand lange in Haft. Die Strafen zählen immer nur nach Tagen, höchstens Wochen, und trafen meist nur Polizeiübertretungen und leichte Diebstähle; nur einmal findet sich für Ehebruch, der im allgemeinen sehr schwer geahndet wurde, Gefängnisstrafe von 10 Tagen erkannt. Um die Haft empfindlicher zu machen, wurde in der Regel nur Wasser und Brot gereicht.

Wollte man schwere Freiheitsstrafen verhängen, so verurteilte man den Verbrecher zur Zwangsarbeit an irgend einem

öffentlichen Werke z. B. an dem Borwerke Drielake oder an dem neuen Navelin, einem Festungswerke bei dem Harenthor, in der Regel aber an dem Ellenser Damm, dessen Legung schon im Jahre 1615 beendigt war, der aber, wie es scheint zu militärischen Zwecken, bis zum Tode Anton Günthers im Jahre 1667 unausgesetzt schwere Arbeiten erforderte. Erkannt wurde die Zwangsarbeit auf $\frac{1}{2}$, 1, 2, 3, 4 oder auch mehr Jahre, auch auf Lebenslang in einem Falle und ein ander mal auf „eine Zeit lang“. Hatten die Verurteilten Vermögen, so mußten sie sich selbst beköstigen. Es war damals die Zwangsarbeit für den Staat noch gewinnbringend, während jetzt jeder Zuchthäusler und jeder Zwangsarbeiter bare Kosten verursacht. Die Arbeit am Ellenserdamm wird in ausnehmend vielen Fällen zuerkannt, und fast alle Verbrechen, die überhaupt in dem Protokollbuche vorkommen, wurden auch, wenigstens in einigen Fällen, mit dieser Strafe belegt, so Totschlag, Mißhandlung eines Vaters, Körperverletzung, Widersezung gegen Beamte, Injurien, Ehebruch, Bigamie, schwerer Diebstahl, Fehlerei u. s. w. Nach dem Tode des Grafen Anton Günther verschwindet die Zwangsarbeit aus den Urteilen.

Noch einträglicher waren die Geldstrafen, nur daß deren Gebiet notwendig kleiner sein mußte, weil die wenigsten Verbrecher Geldstrafen von Belang zu zahlen vermochten. Sie kommen am häufigsten vor bei Ehebruch, zwischen 100 und 250 $\text{r}\text{.}\text{f}$ schwankend, dann in mehr vereinzeltten Fällen: Blutschande 150 $\text{r}\text{.}\text{f}$, Unzucht 60 $\text{r}\text{.}\text{f}$, Mißhandlung 50 $\text{r}\text{.}\text{f}$, Widersezung 200 $\text{r}\text{.}\text{f}$, Betrug 60 $\text{r}\text{.}\text{f}$, Körperverletzung mit tödlichem Erfolge 200 $\text{r}\text{.}\text{f}$. Auch wird mitunter zur Wahl gestellt: Staupenschlag oder 80 $\text{r}\text{.}\text{f}$ beim Diebstahl, Pranger stehen und Durchschlagung der Hand mit einem Messer oder 500 $\text{r}\text{.}\text{f}$ bei einer Verwundung.

Am häufigsten unter allen Strafen tritt die Landesverweisung auf, bald auf eine bestimmte Zeit von 2, 3, 4 oder mehreren Jahren, bald auf ewig. Zwischen Einheimischen und Fremden wurde kein Unterschied gemacht; ob die Nachbarstaaten die Verbannten auch aufnehmen wollten, darnach wurde nicht gefragt. Die Strafe war ungemein leicht auszuführen, aber man kann sich vorstellen, welche Menge von unheimlichen, auf Bettel und Diebstahl hingewiesenen Heimatlosen entstehen mußte, zumal in einer Zeit, wo Deutschland durch den dreißigjährigen Krieg ohnehin mit Gefindel der schlimmsten Art überfüllt war. Die Ausführung geschah in der Weise, daß nach Verkündigung

des Urtheils der Scharfrichter den Verurtheilten vor das gelegenste Thor führte und ihn da schwören ließ, das Land nicht wieder zu betreten und Untersuchung und Strafe an niemand zu rächen. Dies letztere nannte man Urfehde schwören und verlangte es auch von einem sonstigen Angeschuldigten oder Verurtheilten, wenn man fürchtete, daß derselbe Untersuchungshaft, Folter oder Strafe zu rächen versuchen werde. In späterer Zeit mochte man es unpassend finden, daß der Scharfrichter die Ausgewiesenen schwören lasse und nahm ihnen den Eid auf dem Gerichte ab. Ein solcher Eid lautete im Jahre 1691: „Nachdem mir deswegen, daß ich meiner vorigen Urfehde nicht nachgelebet, sondern wieder ins Land kommen, der Staupenschlag und ewige Landesverweisung, auf's neue zuerkannt worden, so schwöre ich hiermit einen leiblichen Eid zu Gott, daß ich deshalb an niemand, wer der auch sei, mich weder mit Worten noch Werken rächen, viel weniger solches durch andere thun, noch ihnen angeben, auch von neuem an in dreien Tagen dieses Land wieder räumen und so lange ich lebe, weder nachts noch tages, darin wieder kommen will. So wahr mir Gott helfe und sein heiliges Wort!“ Dies ist übrigens die kürzeste Eidesformel, die in dem Buche steht, die meisten lauten weit länger. Die Landesverweisung kam bei allen möglichen Verbrechen zur Anwendung, wie denn überhaupt das Gericht nach damaligen Gesetzen selten zur Erkennung ganz bestimmter Strafen für bestimmte Verbrechen genötigt war, sondern nach seinem Ermessen unter den verschiedenen Strafen wählen konnte. Die Landesverweisung war in der Regel mit einer oder mehreren Ehren- oder Körperstrafen verbunden.

Unter den Ehrenstrafen wird die Kirchenbuße einige male ausgesprochen, namentlich in Fällen des Ehebruchs und der Beleidigung von Eltern und einmal auch eines Predigers. Die Kirchenbuße bestand, wenn wir nicht irren, zu dieser Zeit darin, daß der Uebertreter vor dem Altare knieend seine Sünden anhören und abbitten mußte. Unserm Protokollbuch nach kommt sie nur in Verbindung mit Geldbuße oder Landesverweisung vor; das Consistorium, das damals auch eine Strafgewalt hatte, wird sie ohne Zweifel viel häufiger und auch allein ausgesprochen haben. Abbitte und Ehrenerklärung vor Gericht ist bei Beleidigungen einige male mit kleinen Gefängnisstrafen verbunden.

Die hauptsächlichste Ehrenstrafe ist das Ausstellen am Pranger oder Schandpfahl, plattd. Kaat. Zwei oder mehrere

Stunden lang oder während der Kirchzeit stand der Sträfling an einem Pfahl, mit Eisen angeschlossen, und mußte die Beschimpfungen des Pöbels und der Kinder ertragen, und nicht selten war er auch noch körperlichen Injurien ausgesetzt, indem der Pöbel mit faulen Äpfeln oder Eiern, wenn nicht gar mit Steinen nach ihm warf. Einzelne mußten auch wegen desselben Vergehens mehrere mal am Schandpfahl stehen, z. B. an zwei oder drei Sonntagen nach einander. Um den Zuschauern gleich einen Begriff davon zu geben, wessen der Ausgestellte sich schuldig gemacht hatte, hing man diesem ein Papier an, auf welchem das Vergehen zu lesen war, oder band ihm, wenn er gestohlen hatte, einen Teil der gestohlenen Sachen an den Hals z. B.: „Kohl, Bretter und eiserne Bolzen.“ Eben so deutete man schwere Strafen, die dem Schuldigen zuerkannt, aber aus Gnade erlassen waren, staubildlich an. Wenn er Prügel verdient hatte, aber damit verschont werden sollte, mußte er eine Kute auf dem Rücken tragen. Bei schweren Diebstählen, auf die nach dem Gesetze der Galgen stand, wurde ihm ein Strang um den Hals gelegt. Das Ausstehen am Pranger traf am meisten Diebe, Fälscher, Betrüger, Landstreicher, liederliche Frauenzimmer. Der Kaak in Oldenburg hat oft seinen Platz wechseln müssen. Er stand bald an dieser, bald an jener Ecke des Marktes, zeitweilig auch auf dem Baumhose am Schloßplatze. Bekanntlich reicht seine Anwendung noch weit in dieses Jahrhundert hinein, aber in letzter Zeit hatte er keinen ständigen Platz mehr, sondern wurde nur hingestellt, wenn er gebraucht wurde. Schreiber dieses sah ihn in den dreißiger Jahren etwa mitten auf dem Marktplatze in Function.

Die Brandmarkung geschah dadurch, daß dem Verbrecher mit einem glühenden eisernen Stempel gewisse Buchstaben auf die Stirn gedrückt und eingepreßt wurden. Sie kam nur bei sehr schwer gravierten Dieben vor und ist uns bei Durchblätterung des Protokollbuchs nur zwei oder drei mal aufgefallen und zwar in Verbindung teils mit Zwangsarbeit am Ellenfer Dam, teils mit ewiger Landesverweisung. Welchem Schicksale mochte ein so in die Fremde gestoßener Verbrecher entgegen gehen!

Unter den Körperstrafen herrscht das Stäupen vor, ein Streichen mit Ruten, das in der Regel durch den Scharfrichter und zwar öffentlich ausgeführt wurde. Die Anwendung war sehr häufig, bald für sich allein, bald in Verbindung mit dem Pranger oder der Landesverweisung oder mit beiden Strafen,

und für alle Verbrechen wurde diese Strafe passend erachtet. Das gewöhnliche Nutenstreichen im geschlossenen Raume, die niedrigste Körperstrafe, ist einige male erkannt, war aber im allgemeinen wohl für den hohen Gerichtshof zu unbedeutend und blieb dem untersten Richter vorbehalten. Auf der Grenze zwischen körperlicher Züchtigung und den verstümmelnden Strafen stand eine Strafe, die unserm Lande eigentümlich war, während im übrigen das hiesige Strassystem dem allgemeinen deutschen Strafrechte entsprach. Im Jahre 1638 hatte Anton Günther eine Verordnung erlassen, durch welche der häufige Gebrauch der Waffen bei Schlägereien unterdrückt werden sollte. Dieselbe bestimmte, daß jeder, der eine Waffe gegen einen anderen zücke, ohne ihn zu verwunden, drei Stunden am Pfahle stehen sollte, auf den Pfahl seien seine Waffen zu stecken. Sei eine Verwundung ohne tödliche Folgen geschehen, so solle der Thäter ebenfalls drei Stunden am Pfahl stehen, das Messer ihm aber durch die Hand geschlagen werden. Sei die Wunde tödlich, aber durch besondere Kunst dennoch geheilt worden, so solle der Thäter die Hand verlieren. Sei die Verwundung tödlich mit tödlichem Erfolge, so solle ihm die Hand abgehauen, er selbst aber hingerichtet werden. Das Protokollbuch zeigt, daß die Strafen, namentlich das Durchschlagen der Hand, was uns zunächst hier interessiert, mehrmals, wenn auch nicht eben oft, erkannt und ausgeführt wurden. Wir finden einmal angemerkt, daß ein Bruder, ein andermal, daß einer der Freunde (Verwandten) des Verurteilten diesem das Messer durch die Hand geschlagen habe, ohne Zweifel, weil man die entehrende Berührung des Scharfrichters vermeiden wollte.

Unter den verstümmelnden Strafen ist die leichteste das Abhauen der zwei vorderen Finger der rechten Hand. Es war damit bedroht der Meineid, der ziemlich häufig vorkam, denn man rechnete dahin auch den Bruch des eidlichen Versprechens, das Land zu räumen und nicht wieder zu betreten. Ausgesprochen ward diese Strafe öfter, aber ausgeführt, so viel wir gesehen, niemals; noch öfter wurde gleich im Urteile ausgesprochen, man habe zwar diese Strafe erkennen können, aber aus Gnade es bei Pranger, Stäupen und ewiger Landesverweisung bewenden lassen.

Das Abhauen der Hand, das hienächst folgte, sollte für sich allein stattfinden, wenn eine tödliche Messer-Verwundung nicht tödlich gewesen war. Wir finden es einmal und zwar in Verbindung mit ewiger Landesverweisung in einem Falle, wo

wirklich der Tod eingetreten war; die Todesstrafe wurde erlassen. Dester erscheint es zur Schärfung der Todesstrafe. Das Abhauen der Hand kam zwar in manchen deutschen Staaten vor, war aber nicht gemeinrechtlich und bei uns nur durch die erwähnte Verordnung Anton Günthers eingeführt.

Von den Todesstrafen begegnen uns in unserm Protokolle 1. das Lebendig-Verbrennen. Mit dem Feuertode war bedroht die Brandstiftung. Wir finden ihn aber nur zweimal ausgesprochen. Das eine mal ist es zweifelhaft, ob er zur Ausführung kam, das andere mal wurde der Verurteilte dahin begnadigt, daß ihm vorher der Kopf abgeschlagen werden solle. Einmal auch wird eine Brandstifterin zum Schwerte verurteilt, aber zu Stäupen und ewiger Landesverweisung begnadigt. — 2. Das Rädern, welches darin bestand, daß dem Verbrecher bei der Hinrichtung entweder mittelst eines über dem Verbrecher in Schwung gesetzten Rades oder mittelst eiserner Keulen die Glieder zerschmettert wurden. Man unterschied dabei das Rädern von oben herab, wobei der Anfang mit dem s. g. Gnadenstoß auf Brust oder Genick gemacht, und von unten auf, wobei mit dem Zerschmettern der Arme und Beine begonnen und erst zuletzt der Bruststoß gegeben ward. Alsdann ward der Leichnam auf ein Rad geflochten und mit demselben auf einer hohen Stange ausgestellt. Ueber die Anwendung dieser Strafe liegen zwei Fälle vor. Ein Mörder wurde verurteilt, daß er „mit dem Rade von oben hinunter zu zerstoßen“ und also vom Leben zum Tode hinzurichten sei, und es liegt nicht vor, daß das Urtheil gemildert worden. In einem zweiten Falle war dies der Verlauf: Von einem Ehepaar, das seinen Sohn getödet hatte, wurde der Mann verurteilt, daß er „mit glühenden Zangen anzugreifen, darauf zu radbrechen, und wann solches geschehen, dessen Corper aufs Rad zu legen, die Frau hingegen in einen Sack zu stecken und darinnen zu verbrennen seye.“ Dann heißt es: „Ist zur Dvelgonne exequiret, aber dabei dem Gerichte daselbst zugeschrieben worden, daß nach abgesprochenem Urtheil der Mann Umme Minnets mit den glühenden Zangen verschont, mit der übrigen Strafe aber solle belegen werden, das Weib aber mit dem Schwert begnadet werden sollte, wobei denn auf Ihro Hochgr. Gnaden ferneren Befehl dem Gericht zur Dvelgonne kund gemacht worden, gestalt Ihro Hochgr. Gnaden gnädigst wollten, daß der Scharfrichter dem Vatter Umme Minnets bei dem ersten oder andern Stoß also bald Halß und das Herze abstoßen und also fernerer Empfind-

lichkeit damit entheben solle, welches sie jedoch dem Scharfrichter alleine in der Stille beizubringen hätten." — 3. Ertränken. Kindesmörderinnen sollten nach dem Gesetze in einen Sack gesteckt und ertränkt werden. Wir finden auch mehrere Urtheile, welche diese Todesstrafe verhängen, aber jedesmal erfolgt aus Gnade eine Umwandlung in Hinrichtung durch das Schwert, theils schon im Urtheil selbst, theils erst auf dem Richtplatz. Ursprünglich galt das Ertränken, das nur für Frauen eingeführt war, für eine mildere Strafe als das Enthaupten. — 4. Erhängen. Der Galgen war für gefährliche Diebe bestimmt, die entweder schon öfters bestraft waren oder Pferde von der Weide gestohlen hatten, oder in Kirchen eingebrochen waren u. s. w. Die Praxis des Gerichts war milder als das gemeine Strafrecht, aber es ist doch eine ganze Reihe von Urtheilen wegen Diebstahls da, die auf Strang lauten und auch zur Execution gelangt sind. Das Erhängen hatte stets etwas Beschimpfendes. — 5. Hinrichtung durch das Schwert. Dies ist die mildeste Art der Todesstrafe, die aber freilich wieder auf mehrfache Art geschärft werden konnte. Zu diesen Schärfungen, wie sie im Protokollbuche vorkommen, gehört: Das Abhauen der Hand vor der Hinrichtung, wovon schon die Rede gewesen — es ist mehrfach zur Ausführung gelangt. Ferner das Reissen mit glühenden Zangen — ist einmal erkannt, aber erlassen. — Oder der Körper wurde nach der Enthauptung auf das Rad geflochten, der Kopf auf eine Stange gesteckt — dies ist öfter exequiert. — 6. Das Erschießen. Einem, der wegen Todschlags zum Schwerte verurteilt war, vermutlich eine Militärperson, wurde auf sein Bitten eröffnet, „daß Ihr Hochgr. Gnaden ihn mit dem harquibousiren begnaden wollte, inmaßen dann darauf die executio allhie auff dem marcke gegen den Klockthurn über so balde volnzogen worden.“

Damit ist die Reihe der Strafen, welche unser Protokollbuch kennt, erschöpft. Was wir von unserer Strafrechtspflege vor 200 Jahren gesehen haben, zeigt, daß sie milder war als das Gesetz, aber immer noch grausam genug, um uns des Fortschritts, den wir gemacht, mit ganzem Herzen freuen zu können. Die Landesverweisungen der eigenen Staatsbürger waren mit einem geordneten Staatswesen durchaus unvereinbarlich und kommen nirgends mehr vor. Die Verstümmelungen des menschlichen Körpers im Namen der Gerechtigkeit sind in allen civilisirten Staaten verschwunden, die Prügelstrafe hat sich in wenigen Ländern noch eine schwankende Existenz gewahrt.

Die Todesstrafe dagegen gilt noch beinahe in der ganzen Welt. Gesetzlich ist bei uns die Todesstrafe abgeschafft im Jahre 1849, später aber durch die Reichsgesetzgebung wieder eingeführt, jedoch für sehr beschränkte Fälle; zur Anwendung gekommen ist sie in den letzten 60 Jahren nur einmal, im Jahre 1842, an einem Manne, der seine schwangere Braut ermordet hatte. Wenige unter uns sind Zeugen einer Hinrichtung gewesen, während vor 200 Jahren schwerlich ein erwachsener Mensch lebte, der nicht mehreren beigewohnt hätte. Trotz der häufigen Anwendung war die Todesstrafe in ihrer Ausführung mit einem feierlichen und würdevollen Ceremoniell umgeben, so daß jede Hinrichtung als ein wichtiges Ereignis auftrat, das die Teilnahme und Aufmerksamkeit des Volkes in Anspruch nahm und ohne Zweifel auch auf sich zog. Das Protokollbuch enthält eine Aufzeichnung, wie es bei einer Hinrichtung hergehen solle, die uns der Mitteilung wert zu sein scheint. Einige Anmerkungen fügen wir zur Erklärung nach.

Vorschriften über das Verfahren bei Hinrichtungen,

oder kurze Nachricht, was ordnungsgemäß vorher zu bestellen, wenn ein armer Sünder allhier soll hingerichtet werden. 1659, den 5. Mai.

1. Wenn das Verbrechen also bewandt, daß der Verbrecher am Leben gestraft werden soll und Ihre Hochgräfl. Gnaden gnädig befehlen, mit der Hinrichtung zu verfahren, so wird dem armen Sünder etwa am dritten Tage vorher, dem Herkommen nach, durch den Burggrafen das Leben abgekündigt, jedoch nicht die Todesart dabei angedeutet, der dann denselben aus dem Gefängnis in die Jägerstube bringen und bis zum Hinunterführen von den Dammlenten und Ofternburgern bewachen läßt.

2. Damit er nun getröstet, mit dem h. Nachtmahl bedient und in christlicher Geduld zum seligen Abschied vorbereitet werde, machet der Herr Superintendent, auf geschöhenes Andeuten, die Verordnung, daß er von den Predigern fleißig besucht wird.

3. Der Herr Drost trifft die Vorkehrung, daß die etwa zur Hinrichtung erforderlichen Gegenstände und Werkzeuge bei Zeiten fertig gemacht, an den gehörigen Ort gebracht, die Wagen auch, welche die Prediger und den armen Sünder hinausfahren, bestellet, der Kreis gewöhnlichermaßen geschlagen und, da nötig, einige Soldaten mit hinaus commandiert werden.

4. Bürgermeister und Rat liegt ob, auf geschöhene Anzeige in der Stadt auf den folgenden Tag ein peinlich Halsgericht ansagen, auch die Gerichtsstätte unter der Rose mit Tisch, Stühlen und Bänken versehen zu lassen.

5. Inzwischen wird das Urtheil in der Kanzlei abgefäßt, die peinliche Klage aber vom Fiscal aus den Acten gezogen und erstlich den Herren Räten, ob etwas dabei zu erinnern, hernach dem Staatsanwalt (procurator fisci) zur Durchsicht zugestellt.

6. Dem Scharfrichter wird anbefohlen, sich mit seinen Knechten zur Vollstreckung der Hinrichtung bereit zu halten und des Morgens zeitlich früh auf der Kanzlei aufzuwarten.

7. Wenn nun das peinliche Halsgericht gehalten werden soll, welches gemeinlich zwischen 9 und 10 Uhr des Morgens geschieht, gehet der Herr Droft wie auch die Herren Räte von der Kanzlei nach der Rose unterm Rathhaus und nehmen ihre Stelle ein.

8. Inzwischen führt der Hausvogt oder in dessen Abwesenheit der Untervogt den armen Sünder, der an den Händen gebunden und vom Scharfrichter und seinen Knechten begleitet wird, vom Schloß herunter, und wenn er an die Ecke des Kirchhofs kommt, wird von dem Stadtdiener die Betglocke gezogen.

9. Indem er nun vor Gericht erscheint, hegt der Richter stehend das peinliche Halsgericht mit gewissen Förmlichkeiten und besteht im Namen Sr. Erlaucht dem anwesenden Hausvogt oder in seiner Abwesenheit dem Burgvogt des Delinquenten Verbrechen vorzubringen und denselben darüber anzuklagen.

10. Dieser bittet um Zuziehung des Staatsanwalts, welcher die Anklage öffentlich abliest.

11. Wenn solches geschehen, fragt der Richter den Angeklagten, ob er der Klage oder That geständig sei.

12. Wenn er geständig oder auch dessen durch Zeugen oder sonst genügend überführt ist, publiciert der Gerichtschreiber das abgefaste Urteil.

13. Und der Richter befiehlt darauf dem Scharfrichter, das Urteil an dem armen Sünder zu vollziehen.

14. Wenn dann der Scharfrichter um sicher Geleit und Schutz bittet, da es ihm etwa mißlingen sollte, so wird ihm dasselbe vom Richter versprochen und allen Anwesenden bei hoher willkürlicher Strafe geboten, sich an dem Scharfrichter nicht zu vergreifen, sondern die Ahndung der Obrigkeit heimzustellen.

15. Wegen Ihrer Hochgräfl. Gnaden pflegt der Herr Droft oder sonst jemand der Hinrichtung draußen beizuwohnen und dem armen Sünder bei der Ausführung die beiden jüngsten Prediger beigeordnet zu werden; wenn auch ein Predigtag vorhergeht, so wird auf der Kanzel für den armen Sünder gebetet.

16. Dieses Orts ist der herkömmliche Platz für Hinrichtungen draußen bei der Justiz; wenn aber dem Verurteilten die Gnade widerfährt, daß er einen Sarg bekommt (wofür gemeinlich etwas für fromme Zwecke gegeben wird), so geschieht dieselbe auch wohl vor der Osternburg.

17. Die Gnade wird in Abwesenheit des Herrn Drosten durch den Richter draußen an der Richtstätte dem armen Sünder angekündigt und derselbe durch den Untervogt wieder hereingebracht, wenn er anderwärts bestraft werden soll.

Von anderer Handschrift steht darunter: Ita semper observatum est (so ist es immer gehalten). Allein dreißig Jahre darauf finden wir eine Hinrichtung in einigen nicht unwesentlichen Punkten anders beschrieben. Eine Trine Meyers war eines „an ihrem leiblichen Kinde begangenen Mordes“ schuldig befunden und wurde deshalb hingerichtet. Dem sehr kurzen

Protokolle liegt eine Nachricht über den Hergang der Hinrichtung an:

Einige Nachricht in Strassachen, vornehmlich in betreff der Hinrichtung.

Als die inhaftiert gewesene Kindesmörderin Trine Meyers ihr begangenes Verbrechen vielfältig bekannt und deswegen 1689 den 18. Jan. dahin verurteilt worden, daß sie mit dem Schwerte vom Leben zum Tode gebracht, der Leib auf ein Rad gelegt und geflochten, auch der Kopf derselben auf den Staken genagelt werden soll, so ist dasjenige, was vor und während der Ausführung der Hinrichtung geschehen, folgendermaßen notiert und aufgezeichnet worden.

Dem z. J. Hausvogt Hinzken ist vier Tage vor der Hinrichtung anbefohlen worden, daß die hiezu nötigen Gegenstände, als ein Stock und Pfahl mit zwei oder drei Stricken, eine Leiter, eiserne Kette (drei Ellen) mit einem paar Krampen, wie auch einen großen Nagel durch den Kopf anfertigen lassen sollte.

Den Tag hernach, also drei Tage vor der Hinrichtung, ist der Delinquentin, nachdem dieselbe in ein bequemes Logement geführt und dabei befohlen worden, daß sie nunmehr besser tractiert werden sollte, durch den Hausvogt der Tod, jedoch ohne Angabe der Todesart, angekündigt worden.

Den Tag vor der Hinrichtung ist dem Hausvogt anbefohlen worden, einen Wagen, welchen Cord Bruns jedesmal in solchen Fällen hergeben muß, zuerst für die Delinquentin, hernach aber einen für die beiden untersten Priester für Geld bestellen zu lassen.

Sodann ist dem Ausrufer angedeutet worden, daß er morgendes Tages, wenn die Delinquentin über den Markt am Glockenturm vorbei nach der Richtstätte fahren würde, sollte er die Betglocke neun mal anziehen.

Wie nun des andern Morgens als am Freitage, nachdem vorher in der Predigt die arme Sünderin mit in das allgemeine Gebet geschlossen, sie auf die Kanzlei gefordert und derselben ihr begangenes großes Verbrechen nochmals vorgehalten, diese auch freiwillig in Beisein vieler herumstehender Leute wiederum gestanden, so ist ihr darauf das Urteil gesprochen und ostberührte Delinquentin demnach dem Scharfrichter zur Execution überliefert und hierauf nach der Richtstätte geführt worden. So nun die Execution geschehen, muß der Küster auf der Osternburg mit seinen Schülern allemal das „Gott der Vater wohn' uns bei“ singen und solches zu drei unterschiedlichen Malen wiederholen.

Zu 1. Was für eine Stellung der Burggraf hatte, wissen wir nicht anzugeben; vermutlich war es ein Beamter, der die Burg nebst Zubehör unter Aufsicht hatte. Eigentümlich ist es, daß dem Verbrecher der Tod angekündigt wurde, ehe noch das Urteil gesprochen war; überhaupt läßt der ganze Hergang deutlich erkennen, daß der eigentliche Urteilspruch bereits zu einer leeren Form herabgesunken war. — Die Bewohner des Kirchspiels Osternburg, der Dämme und der Mühlenstraße waren unmittelbar der Burg unterworfen und dieser zu mannigfachen persönlichen Diensten verpflichtet. Mit den Eingefessenen

der Landgemeinde Oldenburg zusammen bildeten sie die Hausvogtei Oldenburg, die Vogtei, welche unmittelbar der Burg oder dem Hause Oldenburg untergeordnet war. Die erstgenannten waren insbesondere zu Hülfeleistungen bei Hinrichtungen verpflichtet, wohl deshalb, weil der alte herrschaftliche Richtplatz jenseits der Osternburg, nämlich am Wege nach Freyenbrück, etwa an der Stelle lag, wo jetzt der Cavallerie-Exercierplatz sich befindet. Bis 1645 hatten die Eingefessenen auf dem Damm, in der Mühlenstraße, Osternburg, die Bümmersteder und „Streichs-Leute“ (zum Streel, jetzt zur Gemeinde Hatten gehörig) seit undenklichen Jahren auch die Leiter am Hochgerichte aufrichten und abnehmen müssen. Weil sie aber dadurch in den Augen „unbedachtsamer Leute“ unehrlich geworden waren und z. B. zu keinen Aemtern, Zünften und Gilden zugelassen wurden, so ward ihnen im genannten Jahre diese Last abgenommen und gegen einmalige Vergütung von 50 ^{fl} dem Scharfrichter Matthias Ewerts übertragen.

Zu 4. Unter der Rose heißt: im Ratskeller. Der Keller unter dem Rathhause hieß unter der Rose oder auch schlichtweg die Rose, vielleicht weil das Gewölbe sich in einer Verzierung, die einer Rose glich, zusammenschloß. Der Name Rose war für die Beratungszimmer der Ratskeller nicht bloß in Oldenburg, sondern vielerwärts gebräuchlich. Bei manchen im Protokollbuch verzeichneten Urteilen steht auch ausdrücklich angegeben: publicatum sub rosa — verkündet unter der Rose.

Zu 8. Wenn der Verurteilte vom Schlosse nach dem Rathhause gebracht werden sollte, mußte er notwendig über die Brücke, welche bei der Hauptwache über die Haren führt. Gegen den inneren Damm und die Palaisbrücke waren Schloß und Schloßplatz durch eine Mauer abgeschnitten, so daß man, um vom Schlosse und zu Wagen nach dem Damnthore zu gelangen, über den Schloßplatz, dann über die Brücke neben der Hauptwache, über den Markt, die Penzenportbrücke neben dem Kammergebäude und über den inneren Damm fahren mußte.

Zu 16. „Vor der Osternburg“ wird die Strecke von der Cäcilienbrücke bis an den Kreuzweg neben der ehemaligen Artillerie-Caserne sein. Ein Beispiel der Anwendung milderer Formen findet sich in dem Protokollbuch vermerkt. Tönnies Dagerath, einer angesehenen Bürgerfamilie zu Oldenburg angehörig, war wegen Brudermordes verurteilt, daß ihm die mörderische Hand abgeschlagen und er dann mit dem Schwerte

hingerichtet werden solle (1643). Auf Bitte des Verurteilten wurde vom Grafen bestimmt, „daß 1. des armen Sunders negste agnaten und blutsfreunde den Corper von der Gerichts- stette wegnehmen vnd ohne verlengerung nach dem Osterborger Kirchhoff bringen vnd begraben mögen; 2. weiln ged. armen Sunders fraw schweres leibes vnd partui vicina, soll das geleute eingestellet verpleiben, gleichwoll alles ohne praejuditz vnd daß es in künfftig zu keiner consequenß gezogen werden soll.“

Edo Wimeken der Ältere.

Ein Geschichtsbild aus den friesischen Marschen.

Edo Wimeken wohnte seit längerer Zeit zu Dangast in einem Steinhause mitten im Walde, das ihm seine Frau Etta zugebracht hatte. Er war aus vornehmem Geschlecht und hatte sich in den Kämpfen gegen die Oldenburger rühmlich hervorgethan. Deshalb wählte ihn die Landsgemeinde von Nustringen oberhalb der Bude zu ihrem Häuptlinge, namentlich damit er die Angriffe der Grafen von Oldenburg mit kräftiger Hand abwehre, und übergaben ihm die befestigte Kirche im Bant.

Im Jahre 1359 wurde Edo auch Häuptling von Vestringen und Wangerland. Hier war es nicht die Sorge um einen äußeren Feind, was Edo die Würde verschaffte, sondern die Zerrüttung der inneren Verhältnisse. Manche von den Richtern gehörten Familien an, in denen das Amt thatsächlich zu einem erblichen geworden war. Sie hatten sich feste Häuser gebaut und suchten nun, gestützt auf Ansehen und Reichthum, sich zu kleinen Häuptlingen, meist je für ein Kirchspiel, aufzuwerfen. Einzelnen gelang dies, und ihre Erfolge reizten die übrigen. Die Gemeinden aber wehrten sich gegen die ungewohnte Dienstbarkeit und fanden vielleicht in der Eifersucht einzelner jener Kirchspiels-Häuptlinge Unterstützung. Die beiden Ländchen gerieten durch diese Kämpfe in einen Zustand der Gesetzlosigkeit, in welchem niemand gehorchen wollte und jeder sein Recht mit der eigenen Faust durchzuführen versuchte. Da waren es die Richter, welche Edo Wimeken hereinriefen. Was für Abmachungen zwischen ihnen und Edo stattgehabt haben, wissen wir nicht, aber wir sehen, daß einzelne kleine Häuptlinge noch nach beinahe dreißig Jahren unabhängig im Lande saßen. Denjenigen

Richtern, die in der angedeuteten Weise sich in festen Häusern eine wirkliche Gewalt über ihre Nachbarn erworben hatten, wird ihr Besitz gewährleistet sein, im übrigen aber wird Edo sich die oberste Gewalt selbst angeeignet haben. Die Marschen scheint Edo leicht gewonnen zu haben; Zeven und die Geestkirchspiele mußte er mit Gewalt bezwingen. Zeven wurde zuerst angegriffen und besiegt. Es übergab Edo die Münze, ein wichtiges Attribut der Landeshoheit, und gestattete ihm, innerhalb des Ortes, wo es ihm am besten gefiele, eine Burg zu bauen, deren Unterhaltung die Destringer und Wangerer mit übernahmen. Auch die drei Kirchspiele Schortens, Kleverns und Sandel mußten sich unterwerfen, nachdem die Nustringer die sehr feste Kirche zu Kleverns nach kräftigem Widerstande erobert hatten. Einer der angesehensten Richter, Tanno Iben zu Sandel, scheint an dem Widerstande teilgenommen zu haben, mußte sich aber ebenfalls der überlegenen Gewalt fügen.

Edo suchte sich die neuen Erwerbungen zu sichern, indem er noch in demselben Jahre die Burg zu Zeven erbaute und die Kirchen zu Hohenkirchen und Schortens befestigte, ferner mit Hilfe der Harlinger die Friedeburg erbaute, gegen die Räuber, wie die Chronik sagt, aber es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Burg namentlich auch gegen die Grafen von Oldenburg zu schützen bestimmt war. Im Jahre 1383 fügte Edo dann noch die Sibetsburg im Banter Kirchspiele hinzu. Destringen, Wangerland und beide Teile von Nustringen halfen bei dem Bau der Feste, die, am Ausfluß der schiffbaren Made gelegen, die Jade beherrschte. Den Namen Sibetsburg erhielt sie übrigens erst unter Edo's Nachfolger Sibet; bis dahin hieß sie Edenburg oder öfter noch die Burg im Bant.

Von Edo's Verhältnis zu seinen Nachbarn wie zu seinen Unterthanen erfahren wir in nächster Zeit nicht viel. Eine Notiz, daß im Jahre 1361 Reno, Häuptling des Brokmerlandes bei Aurich, mit seinem Volke in Destringen eingebrochen sei und die Kirche zu Schortens niedergebrannt habe, steht ganz vereinzelt und läßt weder Ursache noch schließlichen Verlauf der Fehde erkennen. Eine bedeutendere und ausführlich erzählte Unternehmung fällt in das Jahr 1384.

Wir meinen jenen Zug gegen den Häuptling im Stadlande, Hayo Huffleken, der mit der völligen Besiegung und Gefangennahme des letzteren endigte. Edo hatte an dem Zuge teilgenommen, weil Hayo ihn persönlich schwer beleidigt hatte. Edo hatte jenem seine Halbschwester Jarst oder Gerste ver-

mählt, und Hayo hatte sie verstoßen und ein Kebsweib zu sich genommen. Die Auslieferung Hayo's war ein Teil der Beute, die Edo in den Verträgen mit Bremen und Oldenburg zum voraus sich bedungen hatte. Hayo weinte, als er sein Schicksal erfuhr, und wäre lieber in der Bremer Hand geblieben; allein die Bremer hatten ihr Wort gegeben. Seine Furcht war nur zu begründet. Edo nahm ihn mit auf seine Burg, setzte ihn in den Stock und peinigte ihn schwer, ließ ihn längere Zeit hungern, und dann ließ er ihn mittelst eines härenen Seiles in der Mitte des Leibes durchwinden, d. i. durchschneiden.

Jarst blieb nicht lange Witwe. Edo vermählte sie mit Ulrich dem Älteren zu Seebiek, dem sie noch drei Töchter und einen Sohn gebar. Zu den Nachkommen einer der Töchter gehörte die Familie Boing, die später aus dieser Verwandtschaft heraus Ansprüche auf Edo's Nachlaß erhob und Edo's Nachfolgern viel Unruhe bereitete.

Nicht lange darauf bekam Edo im eigenen Gebiet zu thun. Es war im Jahre 1387, als eines Tages Jolef Siberens, den Edo Wiemeken als Vogt auf den Kirchturm zu Schortens gesetzt hatte, von Nustringen her durch Akum geritten kam. Er war trunkenen Mutes und trieb allerlei Unfug, indem er den Leuten Schimpf und Schaden anthat und die Arbeiter vom Felde wegging. Das Kirchspiel Akum stand damals unter der Herrschaft von Wilmet Tannen, der in Glarendorf seine Burg hatte. Als Jolef Siberens durch Akum kam, war Wilmet nicht zu Hause, aber nach seiner Rückkehr klagten ihm seine Unterthanen, wie übel sie behandelt seien. Wilmet warf sich mit einigen Begleitern zu Pferde und eilte nach Schortens, wo es ihm gelang, Jolef Siberens zu ergreifen. Wilmet mußte sich sagen, daß Edo diese Selbsthülfe schwerlich ungerochen lassen werde, und wußte, daß sein eigenes Haus zu Glarendorf nicht Sicherheit genug bot, um darauf den Gefangenen zu bergen; deshalb brachte er denselben zu der Sengwarder Kirche, auf welcher sein Vetter Tiart Hedden gebot. Tiart überließ ihm die Kirche und zog sich auf sein Haus Tiardeshusen zurück.

Sobald Edo Wiemeken von diesen Vorgängen Kunde erhalten, zog er mit seinem Verwandten Poppeke Inen von Inhausen vor die Sengwarder Kirche und eroberte sie. Wilmet Tannen blüßte sein Unternehmen mit dem Tode durchs Schwert; seinem Vetter Tiart Hedden gelang es zu entkommen. Die Burgen beider Vettern wurden zerstört, die Güter eingezogen,



und das Kirchspiel Akum kam auf diese Weise in den unmittelbaren Besitz von Edo.

Edo wollte auch die Kirche zu Sengwarden niederwerfen, aber Poppcke Inen und das ganze Kirchspiel baten dagegen, und Poppcke Inen erbot sich, selbst auf die Kirche zu ziehen und sie so besetzt zu halten, daß niemand davon Schaden geschehen könne. Edo war das zufrieden, Poppcke bezog die Kirche und setzte auf seine eigene Burg einen Verwalter, namens Taddede Boisen. Allein bald fand Poppcke diesen Zustand unbehaglich, ja gefährlich. Er bestellte Hedde Ranken als Befehlshaber der Kirche zu Sengwarden und wollte auf seiner eigenen Burg wohnen. Zu spät. Taddede fühlte sich warm und wohl auf der Burg und ließ ihn nicht ein. Poppcke mußte ruhig eine Gelegenheit abwarten, die sich denn auch bald darbot. Einige Knechte waren mit Tagesgrauen von der Burg gegangen und hatten, vielleicht bestochen, das Steinhaus und die Zugbrücke offen gelassen. Poppcke drang ein und fand den ungetreuen Taddede Boisen im Bette liegen. Er „haute ihm den Kopf vor die Füße“.

Noch in demselben Jahre 1387 geriet Poppcke Inen selbst mit Edo in Fehde. Poppcke Inen war Sohn von Ino Tiarkesna, einem der vornehmsten Richter in Destrungen, der Edo mit ins Land gerufen. Seine Burg Inhausen im südlichen Teil des Kirchspiels Sengwarden, war vermutlich vom Vater erbaut und nach ihm benannt. Wie der Vater Ino war auch Poppcke ein getreuer Anhänger von Edo, ja beide waren nahe verschwägert, denn Edo's Sohn Dodeko hatte sich mit Poppcke's Tochter Hise vermählt. Aber grade aus der Verschwägerung sollte der Zwist entspringen. Dodeko starb kinderlos, und die Witwe begab sich wieder in ihres Vaters Haus. Poppcke verlangte die Rückgabe der Aussteuer seiner Tochter, fand aber bei Edo kein Gehör. Dies führte zur offenen Feindschaft. Zu schwach, um für sich allein auf einen Sieg rechnen zu dürfen, suchte Poppcke Verbündete. Die verwitwete Tochter Hise vermählte er mit Marten Sidsen zu Berum, aber einen mächtigeren Freund gewann er in Widsfeld Keensen, Häuptling im Nüricher- und Brokmerland. Schon waren Feldzugsplan und Stelldichein verabredet. Poppcke zog vor Schortens, wo Widsfeld ihn treffen sollte. Allein statt des letzteren kam ein Brief, es seien Hindernisse eingetreten, Poppcke möge abziehen. Poppcke begab sich auf den Rückweg, aber da stieß er auf Edo Wimeken. Er hätte entweichen können, aber

das verbot ihm sein Stolz; er ließ sich auf ein Gefecht ein, in welchem ihm das Pferd unterm Leibe erstochen wurde. Wie es scheint, wollte Poppeke sich gefangen geben, allein Edo Wimeken zog die Hand von ihm ab, worauf einer namens Alverik Melippes (Melpsen) ihn erschlug.

Auf Poppeke's Burg Inhausen, die Edo einnahm und zerstörte, saßen jetzt nur noch die Witwe Algelt und eine unverheiratete Tochter Hillert. Diese Frauen brauchte Edo nicht zu fürchten, wohl aber fürchtete er Marten Sidsen und Widfeld Keensen, die von jenen auf die Burg gerufen werden konnten. Er scheute sich, die Frauen aus ihrem Hause zu treiben, aber er scheute sich nicht, ihnen zuzumuten, was ihnen vielleicht noch weher that. Er zwang Hillert, den ihm getreuen Iko Dnneken als Gemahl zu sich auf die Burg zu nehmen, und Algelt, bei diesem Schwiegersohn zu bleiben. Iko Dnneken war nicht reich. Eine feindliche Nachricht sagt sogar, er sei so arm gewesen, daß er einst einen Mann, den er erschlagen, nicht habe bezahlen können. Deshalb habe er fliehen müssen, bis seine Verwandten den Mann gegolten hätten. Andererseits behauptet Iko in seinem Testamente, daß er Edo für Einräumung der Burg 500 blaue Gulden habe zahlen müssen, was schon ein Stümmchen ausmachte. Jedenfalls war er aus angesehenem Geschlecht. Sein Vater Grote Dnneke war mit einer Schwester des bekannten Häuptlings Dide Lubben im Stadlande verheiratet, und der Vater sowohl wie Iko's Bruder Gerold oder Gerke werden als Häuptlinge mehrfach genannt. Wie es scheint, gehörte die Familie nach Rustringen. Die Absicht, in welcher Edo sich seinen Lehnsman ausgewählt hatte, wurde in vollem Maße erreicht. Iko Dnneken blieb bis zu seinem 1454 erfolgten Tode ein getreuer Anhänger von Edo und seinen Nachfolgern und teilte Leid und Freud mit ihnen. Ein einziger Zwist um gewisse Ländereien (1436) scheint weder lange noch heftig gedauert zu haben, jedenfalls wurde er freundschaftlich erledigt. Dennoch sollte nochmals aus dem kleinen Inhausen mancherlei Verwirrung und Unheil über Feverland kommen*).

*) Uebrigens hat der Bremische Chronist Renner, der 1583 starb, einige Züge über Iko Dnnekens Einsetzung in Inhausen, die von der vorstehenden aus viel älteren Quellen geschöpften Darstellung abweichen, aber allerdings sie mehr ergänzen als berichtigen. Poppeke Inen, sagt er, hatte seine Tochter Hillert mit Iko Dnneken verlobt, als dieser elf Jahr alt war, und als Brautchatz die Hälfte des Hauses Inhausen und seines sonstigen Besitztums ausgelobt, aber natürlich konnte die Ehe

Edo Wimeken war ein Seeräuber, wie es alle friesischen Häuptlinge waren, deren Besitzungen nach ihrer Lage dies gestatteten. Eine Schande war dies kaum. Raubte doch damals der Adel im ganzen deutschen Reiche. Hatte jemand noch eine Gewissensregung, so sagte er eine Fehde an, zu der ein Vorwand leicht gefunden war, und dann war das Rauben Rechtens. Die friesischen Häuptlinge trieben den Seeraub in zweierlei Weise. Einmal, indem sie Schiffe ausrüsteten, welche den Handelsfahrzeugen aufslauerten und Schiff, Mannschaft und Ladung abfingen und heimbrachten — wenn sie es nicht für zweckmäßiger hielten, Schiff und Mannschaft in das Meer sinken zu lassen. Das andere mal, indem sie gewerbsmäßigen Seeräubern, jenen Vitalienbrüdern oder Pikendelern, welche zu Ende des vierzehnten und tief in das fünfzehnte Jahrhundert hinein die deutschen Meere unsicher machten, bei sich Zuflucht gewährten und dafür an ihrer Beute teilnahmen. In die Nordsee kamen die Vitalienbrüder freilich erst in den allerletzten Jahren des vierzehnten Jahrhunderts, aber bis dahin trieben die Häuptlinge die Räuberei um so eifriger auf eigene Hand. Edo war unter ihnen einer der schlimmsten, aber wenige auch hatten dazu eine gleich günstige Gelegenheit. Die Edoburg (Sibetsburg) lag an der Mündung der Made in die Jade und war so fest, daß sie keinen Handstreich zu fürchten hatte. Schiffer und Gut fanden in ihr Schutz, während der Feind, wenn er nicht sehr stark war, eine Verfolgung bis hierher gar nicht wagen durfte.

War ihnen auch jede Beute ohne Rücksicht auf ihren Ursprung recht, so machten doch die seeraubenden Friesen mitunter Unterscheidungen, da es immerhin nicht ganz gleichgültig war, wen sie sich zum Feinde machten.

Mit keinem Gemeinwesen hatte Rustringen mehr Berührungen als mit Bremen. Dorthin setzte es am bequemsten die Producte seiner Landwirtschaft ab, von dorthier bezog es am leichtesten, was ihm an Nahrungsmitteln oder sonstigen Bedürfnissen des Lebens mangelte. Die Unterbrechung dieser Beziehungen war lästig und nachtheilig. Und Bremen war grade

wegen Ifo's Jugend nicht zum Vollzug gebracht werden. Als Poppele Ifo erschlagen war und Edo Wimeken sich der Burg bemächtigt hatte, entfloß Ifo. Doch seine Freunde riefen ihn zurück, und Edo Wimeken übertrug ihm die Burg, nachdem Ifo ihm 500 blaue Gulden bezahlt und durch sechs Zeugen seine Ansprüche nachgewiesen hatte. Diese Darstellung entspricht in einigen Punkten genau dem Testamente des Ifo Dnneken.

damals in sich und nach außen kräftig und besaß in seinen Schiffen eine Macht, mit der es Ausstrungen jederzeit erreichen konnte, und daß diese Macht etwas durchzusetzen vermochte, hatte Ausstrungen mehr als einmal zu seinem Schaden erfahren. So waren denn die Friesen an Weser und Jade im allgemeinen gewiß geneigt, mit Bremen Frieden zu halten. Andererseits waren aber auch die Anlässe, aus denen Zwistigkeiten entstehen konnten, nur zu häufig. Die Begegnung der Schiffe, die auf Seeraub ausgingen, mit den zahlreichen Bremer Rauffahrern, mochte leicht zu Zank und Gewaltthat führen, zumal da die Rauffahrer manchmal feindliches Gut an Bord hatten. Auch gab es auf beiden Seiten unbändige Männer, die auf eigene Faust Räubereien und andern Frevel verübten, für die dann die Landsleute verantwortlich gemacht wurden. Endlich stießen auch Häuptlinge und Stadt in ihren Bestrebungen nach Machterweiterung auf einander und wurden durch die Verhältnisse gewissermaßen gezwungen, ihre Kräfte an einander zu messen. Also an Anlaß zu Fehden und auch an wirklich durchgeführten Fehden mit Bremen mangelte es nicht.

Noch im Jahre 1384 hatte Edo mit seinem Freunde, dem Häuptling Sibet Hunrikes, als Bundesgenosse von Bremen an dem Zuge gegen Hayo Husselen teilgenommen. Es muß nachher zu einer Entzweiung mit Bremen gekommen sein, die am 15. Juni 1388 durch einen Frieden oder vielmehr Waffenstillstand auf vier Jahre ihr Ende fand. Nach den Versprechungen, die Edo und sein erwähnter Freund Sibet Hunrikes gaben, läßt sich vermuten, was Bremen den Häuptlingen vorwarf. Sie gelobten, in den vier Jahren den Kaufmann auf der Reise nach und von Bremen mit Schiffen und Gütern zu Wasser und zu Lande getreulich zu schützen und, wenn Schiffe auf den Sand gerieten oder Schiffbruch litten, zur Rettung von Schiff und Gut behülflich zu sein. Auch wollen sie bei etwaigem Streit mit den Häuptlingen von Blexen und Rodenkirchen (die in halber Abhängigkeit von Bremen standen) zuerst die Vermittlung von Bremen anrufen. Also Seeraub, Strandrecht, Raubereien mit den friesischen Schützlingen der Stadt. Eigentümlich ist folgende Bestimmung: Wenn Edo und Sibet in ihren Mißthelligkeiten mit den Häuptlingen zu Blexen und Rodenkirchen zu Feindseligkeiten schreiten, weil ihnen der Vergleichsvorschlag von Bremen nicht gefällt, so darf Bremen den letzteren beistehen; im übrigen aber soll der Waffenstillstand in Kraft bleiben. Doch kommt Ähnliches öfter vor.

Beliebttere Feinde als die Bremer waren die Holländer, die ausgedehnten Seehandel trieben und nicht nahe genug wohnten, um den Rustringern Furcht einzulösen. Den Bremern, so wird angedeutet, war die Belästigung der Holländischen Schiffer durch die Rustringer nicht unlieb. Edo und fast alle seine Nachfolger haben mit den Holländern zu schaffen gehabt. Anno 1376, so meldet eine jeversche Chronik, raubte Edo Wismeken auf die Holländer seewärts. Wie die Holländer behaupteten, that indes Edo dies fortwährend, bis im Jahre 1388 ein listiger Streich ihn in die Hände der Holländer brachte. Die Erzählungen hiervon, wie sie etwa hundert Jahre später bei den Jeverischen in Umlauf waren, haben etwas Sagenhaftes. Die Länder, heißt es, welche Edo beherrschte, sind für große und kleine Schiffe zugänglich und haben deswegen viele Märkte, wo die fremden Kaufleute gern verkehrten, namentlich auch die Holländer, die von Edo Gunst und Freundschaft erfuhren. Denn zwischen den Ostfriesen, insonderheit Edo, und den Holländern herrschte allgemeiner Friede. Da kamen ums Jahr 1389 (ältere Quellen sagen 1388) bei Bartholomäi (24. Aug.) etliche Holländer mit zwei Schiffen auf die Made und legten bei Schaar an, als wären sie Kaufleute, die ihren Geschäften nachgingen. Edo lud die Schiffer mit ihrem Volke auf die Edoburg, damit sie sich mit ihm möchten fröhlich machen. Sie blieben bei ihm zwei Tage und zwei Nächte bis an den dritten Tag; da luden sie ihn ein, nun mit ihnen zu ihren Schiffen zu kommen, da wollten sie ihn ehren mit zwei Fässern Wein, und als er arglos kam, banden sie ihm Hände und Füße und führten ihn als Gefangenen seewärts erst nach Stavoren, dann nach dem Haag. Mehrere von Edo's Leuten wurden bei der Gefangennahme erschlagen, andere mit nach Holland geschleppt und so schlecht behandelt, daß einige davon im Gefängnis starben.

So die Jeverischen. Die Holländer wollten in späterer Zeit von der ganzen Sache nichts wissen und gaben allenfalls zu, aus ihrer Heimat verbannte Landsleute möchten mit Edo Freundschaft gehalten und später gebrochen haben. Allein die Hauptsache, daß Holländer Edo gefangen genommen und der Amtmann des Grafen von Holland zu Stavoren ihn gefangen gehalten hat, läßt sich nicht weglegen. Die drei Lande Rustringen, Vestringen und Wangerland lösten Edo, nachdem er vier Jahre in Gefangenschaft gewesen, mit 14000 bairischen Gulden aus, ein Beweis, daß Edo den Landen für unentbehrlich

galt, oder aber, daß sein Regiment fest genug eingewurzelt war, um auch in seiner Abwesenheit den Unterthanen die bedeutende Summe abzuwingen.

Ohne Zweifel hat Edo, als er seine Freiheit wieder erlangte, den Holländern eine Urfehde geschworen und eidlich Vergessenheit alles Geschehenen gelobt, und urkundlich wissen wir, daß im Jahre 1421 Edo's Nachfolger Sibet mit dem Grafen von Holland übereinkam, daß Edo's Gefangenschaft und alles Leid, was Holländer und Zeversche sich wegen derselben angethan, als gegenseitig aufgewogen und gänzlich abgethan gelten solle; indessen derartige Eide und Verträge wurden gehalten, so lange es paßte. Edo selbst eröffnete bereits im Jahre 1392 seine Raubzüge gegen die Holländer aufs neue, und ein ganzes Jahrhundert hindurch beriefen sich die Zeverschen auf Edo's Gefangenschaft, wenn es ihnen darauf ankam, für den Seeraub gegen die Holländer einen Vorwand zu nennen.

Die Chroniken pflegen nach der holländischen Gefangenschaft, den Jahreszahlen folgend, Mitteilungen über Edo's Familienverhältnisse zu machen, und füllen damit zugleich eine Pause aus, die hier in der staatlichen Geschichte (man verzeihe den Ausdruck) eintritt. Im Jahre 1392, so erzählen sie, verheiratete Edo seine Tochter Frouwa mit Lubbe Sibets. Dodeko, der einzige Sohn, war, wie wir gesehen, 1387 vermählt, aber kinderlos gestorben, und auf Frouwa beruhte die ganze Hoffnung Edo's, seinen Namen fortzusetzen. Frouwa gebar ihrem Gatten einen Sohn Sibet und eine Tochter Keinolt (Kennelt, Kinnelt). Hajo Harldes, den man als drittes und zwar ältestes Kind dieser Ehe aufführt, war ein Sohn von Lubbe Sibet, aber nicht von Frouwa, sondern ebenso wie ein dritter Bruder Ineke Tannen, ein Sohn Lubbe's aus zweiter Ehe mit Eva, einer Tochter des Tanno Duren zu Witmund, aus dem Geschlechte der Kankena. Diese Verhältnisse waren besonders auch deshalb von Wichtigkeit, weil Edo durch seinen Schwiegersohn Lubbe Sibets, der ein Sohn seines alten Freundes Sibet Hunrikes war, in Butjadingen unter den Häuptlingen neue Verwandte und Anhänger gewann.

Inzwischen kamen auch die Vitalienbrüder in die Nordsee. Wie die Nordsee hatte die Ostsee seit jeher ihre Seeräuber gehabt, die nicht selten unter adeligen Anführern standen und neben dem Zwecke des Beutemachens auch wohl politische Zwecke verfolgten, indem sie sich einer kriegsführenden Partei anschlossen.

Die Vitalienbrüder waren solche Parteigänger zur See in großem Maßstabe.

Im Jahre 1391 war zwischen den Anhängern des gefangenen schwedischen Königs Albrecht von Mecklenburg und der Königin Margarete von Dänemark ein Kampf um die schwedische Hauptstadt Stockholm entbrannt. Albrecht's Freunde, zumeist Deutsche, hielten die Stadt besetzt, wurden aber durch Margarete belagert. Die Herzöge von Mecklenburg unterstützten die Belagerten nach Kräften, und da es sich namentlich auch darum handelte, dieselben mit Lebensmitteln zu versehen, so gab man in Rostock und Wismar Kaperbriefe aus für solche Schiffer, die die Versorgung Stockholms mit Lebensmitteln übernehmen wollten, und gestattete ihnen, als Kriegsführende die dänischen und schwedischen Küsten zu plündern. Die Kaperbriefe fanden ausnehmende Nachfrage. Die Piraten, die bisher in der Ostsee gehaust hatten, aber grade in den letzten Jahren mehr in ihre Schlupfwinkel gescheucht waren, machten jetzt sich heraus, um unter der Form Rechts ihr Geschäft wieder aufzunehmen. Aber auch was sonst Mut im Herzen und Kraft im Arm fühlte und das frische wechselnde Abenteuer dem seßhaften Leben vorzog, eilte zur Ostsee, und bald bildete sich eine große freie Kampfgenossenschaft zur See, welche sich nach ihrem Zwecke Vitalien-, d. i. Victualienbrüder, oder nach der Art, wie sie ihre Beute teilten, die Likendeler, Gleichteiler, nannten.

Adelige waren auch jetzt meist ihre Anführer, und viele Adelige dienten auf den Schiffen, um sich zunächst Beute zu erwerben, später vielleicht die Führung eines eigenen Schiffes zu gewinnen.

Anfänglich und mit gutem Erfolg bemühten sich die Vitalienbrüder in der That hauptsächlich um die Verproviantierung der schwedischen Hauptstadt, aber bald trat die Plünderung in den Vordergrund. Sie ergriffen Besitz von den Inseln Gothland und Wisby, und nun beherrschten sie die ganze Ostsee, behandelten Freund und Feind mit gleicher Unparteilichkeit, indem sie alle plünderten, und schienen fast das alte Wikingertum in einer neuen, den veränderten Verhältnissen angepaßten Form wieder herstellen zu wollen. „Gottes Freund und aller Welt Feind“ war ihr Wahlspruch. Kein Wunder, daß bald alle Welt ihr Feind wurde.

Auf Betreiben der Hansestädte, deren Handel bei diesen Zuständen völlig daniederlag, wurde der nordische Krieg 1395 durch Frieden beendet, und nun wandten sich die Küstenstaaten,

die nordischen Reiche, die Hansestädte und der deutsche Orden in Preußen gegen die Vitalienbrüder. Die Genossenschaft wurde zersprengt, und viele Mitglieder gingen abenteuernd hier und dort zu Grunde, der größte Teil aber begab sich in die Nordsee. Ein Rest blieb auch in der Ostsee und wurde von einzelnen an der Küste wohnenden Fürsten sogar zeitweilig unterstützt und verwandt, aber das Hauptfeld für die Vitalienbrüder wurde doch fortan die Nordsee.

Hier fanden sie bei den Friesen willkommene Aufnahme. Es heißt bei ostfriesischen Schriftstellern, daß Edo Wimeken der erste gewesen sei, der ihnen Zuflucht geboten habe; in der That aber war Witsold, der Bruder und Vormund von Keno tom Broke, derjenige, der vor allen im Jahre 1396 Seeräuber aufnahm und ungeachtet der Bitten der Hansestädte hegte. Indessen hat kein Häuptling dem andern einen Vorsprung vor den übrigen gegönnt. Längs der ganzen Küste bis zur Ems hin öffneten die Häuptlinge die Einfahrten und gewährten in Burgen und festen Kirchen den Räubern einen Rückzugspunkt, in dem sie sich und ihre Beute geborgen halten durften. Mancherlei Vorteile waren es, welche die Häuptlinge aus dieser Verbindung ziehen konnten. Zunächst konnten sie einen fest bestimmten Anteil an dem Raube beanspruchen. Sodann ergab die Verwertung des Raubes gute Gelegenheit zum Gewinn. Endlich, und dies ist hoch anzuschlagen, waren die verwegenen Gefellen die besten Helfer in allen Fehden mit den Nachbarn und anderen Feinden, und in manchem Kampfe sehen wir die Vitalienbrüder tapfer an der Seite ihrer Schutzherren streiten. Natürlich war es für die Handelsstädte an der Nordsee, Bremen, Hamburg und auch Lübeck, das zwar nicht nach seiner Lage, aber doch seinem Handel nach hier mitzählte, eine Lebensfrage, diese Piraterie nicht aufkommen zu lassen oder doch thunlichst rasch zu unterdrücken, und namentlich Hamburg ging mit schonungsloser Thatkraft vor, allein die Aufgabe war eine schwierigere als in der Ostsee, weil die Nordsee ein viel freieres Gewässer ist und ein Ausweichen leichter gestattet und weil die zahlreichen Schlupfwinkel an der friesischen Küste das gejagte Wild manchmal unmittelbar vor dem Schusse verbargen. Das Hanseschiff, das ein Seeräuberschiff mit Leichtigkeit bewältigt hätte, mußte vor den steinernen Mauern der Burgen und Kirchen machtlos wieder umkehren.

Aus dem Sommer 1397 liegt ein Vertrag vor, den Edo und seine Butjadinger Freunde mit Bremen schlossen — er

enthält noch keine Hindeutung auf die Vitalienbrüder, sondern Versprechungen, den Kaufmann zu schützen, kein Strandrecht zu üben u. s. w. in ähnlicher Weise, wie es der Vertrag von 1388 that; aber schon im folgenden Jahre sind die bösen Gäste da. Sie waren da, und übel müssen sie bereits gehaust haben, aber kräftig fuhren auch sofort die Städte dazwischen. Mit großer bewaffneter Macht, welche von Herren und Städten zusammengebracht war, zogen sie aus und schlossen, wie es scheint, die Vitalienbrüder in Edo's Gewässern ein. Einen förmlichen Sieg errangen sie nicht, aber am 4. Juli 1398 stellte Edo den Städten Lübeck, Bremen und Hamburg eine Urkunde aus, welche beweist, daß er sich zu dauerndem Widerstande unfähig fühlte. Er will, so verspricht er, die Vitalienbrüder, alt und jung, die er zur Zeit bei sich hat und denen er Geleit gegeben auf sein Schloß und in sein Gebiet, von sich lassen, so daß sie weg ziehen sollen zu Lande — und nicht zu Wasser — binnen acht Tagen; er will auch künftig keine Vitalienbrüder oder andere Leute, die den Hansestädten oder ihren Kaufleuten Schaden gethan haben oder thun, auf seinem Schlosse oder in seinem Gebiete hausen noch hegen. Fände sich jemand, der die Städte oder den Kaufmann beschädigen wollte, den will er von Stund an von sich lassen, so bald er dies erfährt. Alles Gut, das auf sein Schloß und in sein Gebiet gekommen ist, will er den Städten und ihren Kaufleuten herauskehren, sobald jemand beschwört, daß es in eine Hansestadt gehört. Bis nächsten Ostern soll daher alles Gut, das dem Kaufmann genommen ist, beisammen bleiben. Mit Edo geloben dies verschiedene Häuptlinge von Ober- und Unter-Rustringen, und Graf Christian von Oldenburg nebst einigen Dienstmannen hängt als Zeuge sein Siegel an die Urkunde. In einer besonderen Urkunde übernimmt Graf Christian selbst die Bürgschaft, daß Edo Wimeken die Vitalienbrüder wie versprochen entlassen wird, bis auf vier, die er bis Ostern bei sich behalten mag. Ob diese vier bei Aussonderung des Hansefischen Gutes mit thätig sein sollten? Was dem Grafen zu seiner Bürgschaft bewog, vermögen wir nicht zu sagen. Uebrigens bemerken selbst Hansefische Geschichtsquellen, daß Edo die Vitalianer gegen seine Feinde die Holländer gerufen und geleitet habe.

Edo mag für eine kurze Zeit Ruhe gehalten haben, aber von der ganzen Küste aus dauerte das Rauben fort; sogar die Städte Groningen und Doctum und der Graf Konrad von Oldenburg hegten Vitalianer in ihren Gebieten. Gütliche Vor-

stellungen, die die Hansestädte im Jahre 1399 nach allen Seiten richteten, blieben ohne Erfolg, und die Hansestädte sahen sich 1400 zu neuen Rüstungen genötigt. Keno tom Broke, der mächtigste Häuptling in Ostfriesland, und eine Anzahl seiner Anhänger gelobten zwar in feierlichster Form am 24. Februar 1400 den Hansestädten, daß sie nicht nur selbst keine Vitalienbrüder halten, sondern sich auch mit aller ihrer Macht gegen die Seeräuber und ihre Heger und Förderer kehren würden, allein die Städte gaben auf bloße Versprechungen nicht viel. Da überdies Graf Konrad von Oldenburg, Groningen und andere westliche Städte, an welche abermalige Aufforderungen zur Entlassung der Vitalianer ergangen waren, sich nicht einmal zu bestimmten Zusagen verstanden hatten, beschloßen die Städte, sofort mit Waffengewalt einzuschreiten. Eine Flotte sammelte sich nach und nach in Hamburg und segelte am 22. April von dort ab nach der Ems, wo sie alsbald auf Vitalienbrüder stieß. Achtzig von diesen wurden im Kampfe erschlagen oder über Bord geworfen, dreißig gefangen genommen und hingerichtet. Emden ergab sich, andere Piratenherbergen wie Witmund, Grothusen u. s. w. wurden erobert und zerstört, ganz Ostfriesland zum Frieden gezwungen. Etwa 200 Vitalienbrüder wurden in oder nach den Kämpfen getötet, die meisten aber hatten die See gewonnen und sich einstweilen nach allen Richtungen zerstreut. Gleichzeitig etwa überzogen die Bremer in Verbindung mit Graf Moritz von Oldenburg und dem Adel des Bremischen Stifts Stadland und Butjadingen und zwangen die dortigen Häuptlinge zur Huldigung.

Die Niederwerfung Ostfrieslands ergibt sich aus einer Urkunde vom 23. Mai 1400, in welcher 32 Häuptlinge und Landschaften, denen sich einige Tage darauf noch einige anschlossen, den Abgeordneten der Hansestädte gelobten, nie und nimmermehr Vitalienbrüder oder andere Räuber zu hegen und zu dulden, vielmehr mit aller Kraft dahin zu wirken, daß die Räuber vertilgt werden. Einige Bestimmungen über Zölle und über das Strandrecht, natürlich im Sinne der Handelsstädte, bilden den Schluß.

Unter den Ausstellern der Urkunden waren Rustringer: Edo Wimeken, Häuptling im Rustringer Viertel, Lubbe Sibets (zu Burchave), Nanko Duresson und Siasse Duresson (zu Oldesum), Folkert Jagensson (Dangast), Gerke Dinkson (Friesfischer Wede?), Dide Lubbenson zu Rodenkirchen, Hayo Kließson zu Barel, Eggo Heringes und Peko Egkardesson (Blexen), Tanto

von Langwarden. Für Destrungen sind zu rechnen: Destringerland, die Bauerleute d. i. Einwohner von Zever, junge Folkolf zu Schortens (Nepsholt und Goedens lassen wir fort). Für Wangerland Hilbert Meyene, Häuptling zu Laurens (d. i. Landeswarfen) und Hohenkirchen. Das Verzeichniß ergibt, daß eigentlich alle unsere Friesen beschuldigt oder doch verdächtig waren, Vitalienbrüder zu hegen.

Die meisten dieser Raubgesellen waren, wie wir sahen, bei Annäherung der Hamburgischen Flotte von den friesischen Küsten entflohen. Unter ihnen waren die beiden berühmtesten oder berüchtigtsten, Godeke Michaels und Klaus Störtebeker, die schon in der Ostsee sich einen gefürchteten Namen gemacht und in der Nordsee ihr Raubgewerbe mit gleicher Kühnheit und gleichem Erfolge fortgesetzt hatten. Die Sage hat sich in vielerlei Gestaltungen an die beiden Namen geknüpft, und es ist schwer, den geschichtlichen Kern herauszuschälen. Auch in unserem Lande hat das Volk sich die beiden Männer, die ihm, ob auch Räuber, doch Helden dünkten, anzueignen versucht. In Volkers bei Blexen, heißt es, sei ihr Haupthafen gewesen, und selbst das eine Meile vor Oldenburg belegene Holle soll manchmal ihr Zufluchtsort gewesen sein. Mehr Recht wird die ostfriesische Ueberlieferung haben, die Marienhafse als ihre Landfestе bezeichnen; aber immerhin werden auch in Rustringen ihre Schiffe dann und wann vor Anker gelegen haben. Im Jahre 1401 kamen sie wieder hervor aus der Ferne, um die bekannten Gewässer nach Beute zu durchstreifen. Allein sie trieben ihrem Untergange entgegen, und Klaus Störtebeker war der erste, den das Schicksal ereilte. Mit einer kleinen Flotte hielt er sich, es war noch im Frühling 1401, in der Wesermündung nicht weit von Helgoland auf, als eine Hamburgische Flotte von Englandsfahrern, begleitet von wohlgerüsteten Kriegsschiffen, ihm begegnete. Es kam zum Kampfe, und Störtebeker unterlag. Mehrere Schiffe wurden in den Grund gebohrt, andere genommen. Gegen vierzig wurden im Kampfe getötet, etwa siebenzig, darunter Störtebeker, gefangen genommen, nach Hamburg gebracht und dort hingerichtet. Im Herbst wurde auch Godeke Michaels von derselben Hamburgischen Flotte überwältigt. Der Kampf scheint noch blutiger gewesen zu sein, als der im Frühling, und etwa achtzig Seeräuber wurden gefangen nach Hamburg geführt und ebenfalls hingerichtet. Ein Schiff, das Godeke Michaels den Holländern abgenommen und mit seinen Leuten besetzt hatte, war von ihm vor dem Kampfe weg-

geschickt und suchte sich nach der Tade zu retten. Als es sich von den Hamburgern verfolgt sah, warf es einen Teil der Ladung, viele Tonnen Bier, über Bord, um besser in eins der seichten Seitengewässer schlüpfen zu können, allein vergeblich; es wurde genommen und ebenfalls nach Hamburg gebracht. Edo Wimeken schrieb zwar an den Hamburger Rat, daß dies Schiff ein Kauffschiff und die Bemannung ganz unschuldige Leute seien und verlangte Freilassung, aber der Rat hielt fest und machte sich aus dem Erlöse von Schiff und Ladung für einen Teil seiner Kriegskosten bezahlt.

Der Untergang der beiden berühmtesten Piratenführer und die Strenge des Hamburger Rats mag doch den übrigen Vitalienbrüdern keinen geringen Schrecken eingejagt haben, und mancher von ihnen mag sich aus einem Seeräuber zu einem schlichten Soldknecht bekehrt haben, der zwar weniger Gewinn, aber dafür im Falle der Gefangennahme doch die Behandlung eines ehrlichen Kriegsmannes zu erwarten hatte. Aber vernichtet waren die Vitalienbrüder keineswegs. Manche ostfriesische Häuptlinge hegten sie nach wie vor, und die Hansestädte hatten fortwährend zu drohen und zu verhandeln und wohl auch einmal kräftig dreinzufahren. Daß unsere Küsten, daß insbesondere Edo Wimeken beteiligt gewesen seien, hören wir in den nächsten Jahren nicht.

Edo Wimeken wird indessen in dieser Zeit nicht der Ruhe gepflogen haben. Ostfriesland war von Parteiungen und Bürgerkriegen zerrissen, und Edo blieb denselben nicht fern. Das Haus tom Brok, dessen Träger seit 1399 Keno war, hatte sich zur ersten Macht in Ostfriesland aufgeschwungen und hatte fortwährend zu kämpfen, um seinen Besitz zu erhalten und zu mehren. Seine stärksten Gegner waren Hisko, Propst und Häuptling zu Emden, und im Bunde mit ihm Edo Wimeken, aber sie konnten sein Aufsteigen nicht hindern und mußten froh sein, daß sie selbst ohne allzu große Verluste sich aus den Fehden herauszogen. Näheres erfahren wir über diese letzteren, namentlich was Edo angeht, nicht, aber einzelne Folgen lassen sich erkennen.

Chronikalischen Aufzeichnungen folgend und durch glaubwürdige Urkunden aus späterer Zeit unterstützt, haben wir Edo zum Häuptling von Rustringen, Destrungen und Wangerland werden sehen, und noch 1392 konnten wir anmerken, daß die drei Lande ihn aus holländischer Gefangenschaft ausgelöst hätten. In allen Urkunden, die nun folgen, wird dieser ausgedehnten

Herrschaft nicht mehr gedacht, sondern Edo nur noch als Häuptling in Rustringen oder Rustringer Verdendel bezeichnet. Ja, wir sahen, daß jene Urkunde vom 23. Mai 1400, welche Ostfriesland den Hansestädten wegen der Vitalienbrüder ausstellte, unter den Vertragsschließenden eine ganze Reihe von Häuptlingen aus dem Verdendel boven Tade, die Landschaft Destrigen, die Bauerschaft Zever und einen Häuptling aus Schortens, ferner einen Häuptling über Hohenkirchen aufzählt. Man muß also annehmen, daß Destrigen, mit Ausnahme von Schortens, das einen Häuptling hatte, eine freie Landesgemeinde, ebenso Zever eine freie Kirchspielsgemeinde bildete, endlich daß Wangerland unter einem besonderen Häuptling stand. Also die ganze Herrschaft zersprengt und Edo auf die Rustringer Marschkirchspiele an der jeverschen Seite zurückgedrängt. Nicht fremde Eroberer hatten Edo's Gebiet verkleinert, es müssen, wenn auch durch äußere Fehden unterstützt, innere Aufstände gewesen sein, in denen ein Teil sich frei machte, in anderen der Kirchspielshäuptling dem Landeshäuptling den Sieg abgewann. So 1400. Um dieselbe Zeit war Destringfelde im Besitz von Keno's Partei. Im Jahre 1408 war aber auch der fremde Eroberer eingedrungen, denn Keno tom Brof konnte in einer Urkunde vom 24. Mai dieses Jahres unter seinen Besitzungen auch das Destringerland mit nennen. Wie das alles so gekommen, davon findet sich keine Spur. Bei alledem blieb Edo einer der angesehensten und mächtigsten Häuptlinge des östlichen Frieslandes. Sein überaus festes Schloß im Bant und dessen günstige Lage machten ihn dazu.

In diesen kleinen Herrschaften gab es, wenigstens zur Zeit, keine feste Politik. Bündnisse wurden geschlossen und abgerissen, Freundschaften zerstört und Feindschaften versöhnt, wie es das Interesse des Augenblicks zu gebieten schien. So finden wir 1409 und 1410 Edo im Bunde mit Keno tom Brof, während Hiseke von Emden dessen Gegner geblieben war. Die gemeinsame Feindschaft gegen die Holländer hatte sie zusammengeführt, und diesen möglichst viel Schaden zuzufügen, wirkten sie einmütig zusammen, und Edo vergaß oder ließ doch gut sein, daß Keno dort gebot, wo einst er selbst das Regiment geführt hatte.

Das erste Auftreten Edo's seit 1401, über das uns Kunde geworden, fällt indessen in das Jahr 1407. Um zur Beherrschung der stets unruhigen und räuberischen Weserfriesen einen Stützpunkt zu gewinnen, beschloßen die Bremer an der Heete, also an der Grenze zwischen Stadland und Butjadingen,

eine Burg zu erbauen und führten den Bau im Laufe des Jahres 1407 auch wirklich aus; im Herbst stand die Friedeburg fertig da. Vor und während des Baues hielten sie eine bedeutende Streitmacht in der Nähe, die bald hier bald dort Angriffe abzuwehren oder ihnen zuvorzukommen hatte. Die Butjadinger Häuptlinge hatten Vitalienbrüder herangezogen, die grade damals zahlreich an der Küste herumschwärmten und z. B. bei Wangeroge in großer Menge versammelt waren. Auch die Friesen oberhalb der Jade, unter ihnen Edo Wimeken, waren bereit, ein Werk zu stören, das ihrer aller Freiheit bedrohte. Allein die Bremer wußten in mancherlei Streifzügen die Gegner unschädlich zu machen oder zu schrecken. Als der Bau fertig war, rührten sich auch die Oldenburger Grafen und unternahmen einen Zug nach Friesland, unzweifelhaft mit dem letzten Zwecke, die Burg zu zerstören, und Edo Wimeken gesellte sich auch diesen als Bundesgenosse zu. Aber den Bremern blieb das Glück hold, und die Oldenburger erlitten eine schwere Niederlage, in der Graf Christian gefangen genommen wurde. Daß Edo zu einem thätigen Eingreifen gekommen sei, erfahren wir nicht.

Edo's Aufmerksamkeit blieb fortan, wie es scheint, neben der Befehdung der Holländer hauptsächlich der Entwicklung der Dinge zwischen Weser und Jade zugewandt. Die Butjadinger Häuptlinge, denen Edo durch Verwandtschaft nahe stand, hatten einen alten Haß gegen Dide Lubben, den Häuptling im Stadlande, und dies führte zu fortwährenden Fehden, an denen auch Edo sich beteiligte. Dide Lubben hatte sich zum Lehnsmanne der Bremer gemacht und mußte den letzteren bei allen ihren Zügen gegen die Butjadinger Hülfe leisten, aber jener alte Haß ging weiter, als die politische Stellung Dide's erklärlich macht. Denn es kommt vor, daß die Butjadinger mit den Bremern einen festen Frieden machten, aber sich eine Fehde mit Dide vorbehielten. Dies geschah im Jahre 1410, und Edo steht an der Spitze der Häuptlinge, welche die Verträge schlossen. Die Fehde bekam diesmal den Butjadingern schlecht, denn Lubbe Sibets von Burhave, Edo's Schwiegersohn, wurde von Dide Lubben gefangen und mußte sich mit schwerem Gelde lösen. Ob die Sühne, die der Fehde folgte, die feindlichen Häuptlinge einander genähert hat? Bremen muß es geglaubt haben. Denn als in den nächsten Jahren Dide Lubben übermütig ward, seine Abhängigkeit von Bremen vergaß und samt seinem älteren Sohne der Stadt zu vielen Beschwerden Anlaß gab,

nannte die Stadt unter den Klagepunkten auch die, daß er in einem Falle mit Edo einseitig Friede gemacht und die Bremer in der Fehde habe sitzen lassen, ferner daß er Edo um Hülfe zur Zerstörung der Friedeburg angegangen sei. Wie dem auch gewesen sein mag, als Bremen 1414 auszog, um den aufständigen Lehnsman ungeschädlich zu machen, schloß sich Edo nicht an Dide, sondern an Bremen an, und bei der Belagerung und Eroberung von Esenshamm, der letzten und festesten Kirche in Dide's Besitz, war Edo mit einer kleinen Kriegsmacht thätig. Dide wurde vollständig besiegt und aus seinem Lande verbannt; in der Urfehde, die er am 6. Mai 1414 in herkömmlicher Weise schwor, mußte er zugleich geloben, sich an des Rates zu Bremen Helfern, unter denen auch Edo Wimeken genannt ist, nicht zu rächen.

Und das ist das letzte mal, daß Edo als lebend erwähnt wird; sein Todesjahr wird nirgends, wenigstens nirgends richtig angegeben, sondern meist viel zu früh. Der Tod wird indes bald erfolgt sein, 1418 ist bereits sein Enkel Sibet an der Regierung. Unter allen Umständen muß Edo sehr alt geworden sein. Seit seiner Wahl zum Häuptlinge in Rustringen, 1355 bis 1414, sind fast sechzig Jahre verstrichen, und schon vorher soll er lange auf Dangast gewohnt und sich im Kriege gegen die Oldenburger berühmt gemacht haben. Dennoch finden wir keinen ausreichenden Grund, die Jahreszahlen 1355 u. s. w. zu beanstanden, da sie der allgemeinen Entwicklung der friesischen Dinge, der Umwandlung der freien Landesgemeinden in Häuptlingschaften sehr gut entsprechen. Aber noch eine zweite chronologische Schwierigkeit tritt uns in Edo's Geschichte entgegen. Jarst, die Halbschwester Edo's, war in erster Ehe mit Hayo Hussken, in zweiter Ehe, die frühestens 1384 eingegangen sein kann, da in diesem Jahre Hayo Hussken getötet wurde, mit Ulrik von Seediak verheiratet. In letzterer Ehe gebar sie einen Sohn und drei Töchter. Nun behauptet Hole Edsen, ein Seitenverwandter von Edo, Nachkomme von Jarst, in seinem Testamente vom 16. August 1461, Edo habe seine Schwester mit Hayo Hussken vermählt und vollständig ausgestattet, ehe er zum Häuptling von Rustringen erkoren — das gäbe also eine fast dreißigjährige erste Ehe mit Hayo, welcher nach Hole Edsens Zeugnis dann noch die ziemlich fruchtbare Ehe mit Ulrik folgte. Und die versammelten Aelterleute der drei Jeverschen Lande behaupten im Jahre 1449 sogar, daß Edo seine Schwester mit Ulrik bereits verheiratet gehabt, als er zum Häuptlinge in

Kustringen erwählt wurde, so daß die Wahl nach 1384 hätte fallen müssen. Wir halten diese Behauptungen von der frühen Verheiratung und Ausstattung der Jarst für sogenannte fromme Lügen, erfunden, um die regierende Familie gegen die Erbansprüche der Familie Boing, die von Jarst abstammte, zu rechtfertigen. Wir stoßen auf noch derbere offizielle Lügen.

Der alte Bruschius sagt von Edo: „Es war ein tapferer, kluger und verständiger Herr, der durch seinen freundlichen und liebenswürdigen Charakter die Herzen aller seiner Landesleute gewonnen hatte.“ Klug, tapfer und auch thatkräftig war Edo gewiß; die übrigen Eigenschaften, die ihm Bruschius nachrühmt*), müssen wir dahin gestellt sein lassen, wenn wir auch zugeben, daß er in Schonungslosigkeit und Grausamkeit das bei anderen friesischen Häuptlingen übliche Maß nicht weit überschritten haben mag. Uebrigens rühmen ihm jene 1449 versammelten Aelterleute nach, daß er die Eingefessenen bei ihrer alten Freiheit gelassen, d. h. mit Abgaben und Diensten nicht beschwert habe.

*) An einer andern Stelle (S. 42) giebt aber auch dieser zu: „Doch ist auch nicht weniger wahr, daß man ihn wider manche Vorwürfe, besonders der Härte und Grausamkeit, wohl schwerlich ganz verteidigen kann, obgleich durch die Betrachtung der Umstände der damaligen Zeiten und der Notwendigkeit, sich in seiner neuen und ihm so sauer und streitig gemachten Regierung zu behaupten, vieles kann gemildert und entschuldigt werden.“

Wie ist der Vorspuk zu erklären?

Ich habe die Mußestunden einiger Jahre darauf verwandt, den Aberglauben und die Sagen des Herzogtums Oldenburg zu sammeln*), und bei dieser Arbeit die Erfahrung gemacht, daß kein Zweig des Aberglaubens sich lebendiger erhalten hat als der Glaube an Vorspuk. Selbst in halbwegs gebildeten Kreisen grünt und blüht derselbe weiter. Dies mußte mich veranlassen, den Ursachen dieser Erscheinung nachzuspüren und insbesondere nach einer natürlichen Erklärung des Vorspuks zu suchen. Wie ich mir den Vorspuk zurecht gelegt habe, mag auch andere interessieren. Wünschenswert wäre es freilich, wenn ein Fachmann, etwa ein Irrenarzt von wissenschaftlichem Geiste (bei Professor Perty finde ich diesen nicht), die Sache studieren wollte.

Der deutsche Aberglaube befaßt die Aeberreste der heidnischen Religion unserer Vorfahren, aber beeinflusst und umgestaltet durch all die tausend Factoren, welche in unserer Culturgeschichte wirksam gewesen sind, zumeist durch die Religion, welcher das Heidentum hat Platz machen müssen, die christliche. Die Religion der heidnischen Deutschen beherrschte, wie die Religion eines jeden jugendlichen Volkes, ein weiteres Gebiet, als jetzt der Religion zugestanden wird. Sie enthielt nicht nur das Gefühl der Abhängigkeit von Gott, sondern auch das Gefühl der Abhängigkeit von Naturgesetzen, die der Gläubige aber als solche noch nicht erkannt hatte, die er vielmehr aus

*) Aberglaube und Sagen aus dem Herzogtum Oldenburg. Herausgegeben von L. Strackerjan. 2 Bde. Oldenburg, 1867. Druck und Verlag von Gerhard Stalling.

dem jedesmal unmittelbar eingreifenden, die gewöhnlichen Naturgesetze störenden und überspringenden Handeln eines Gottes ableitete. Die Gesetze, welche jetzt in einer ganzen Reihe von Wissenschaften erforscht und gelehrt werden, welche den Gegenstand der Physik, der Chemie, der Meteorologie, der Astronomie, kurz den Gegenstand der gesamten Naturwissenschaften bilden, sind für ein jugendliches Volk noch nicht vorhanden, und alles, was einem solchen in natürlichem Sinne unbegreiflich ist, trägt es hinüber in das Gebiet des Uebernatürlichen, seiner Religion.

Die alten Götter sind aus dem heutigen Aberglauben fast verschwunden. Nur blaß und kaum erkennbar treten ihre Gestalten in einigen Sagen, Märchen, Bräuchen noch hervor. Zäheren Lebens ist der Glaube, welcher natürliche Dinge auf übernatürliche Ursachen zurückführt. Dem Ungebildeten, welcher von den Naturgesetzen noch kaum eine Ahnung hat, müssen tausend Vorgänge unbegreiflich bleiben, welche dem Kundigen einfach, ja alltäglich erscheinen. Der Abstand zwischen dem einzelnen schwachen Menschen und dem geistigen Gott ist jenem zu groß, er muß ihn ausfüllen; denn eine Erkenntnis, die das vermöchte, fehlt ihm. Er füllt ihn aber aus einmal, indem er Gott näher an sich heranzieht und ihm Eigenschaften und Thätigkeiten beilegt, die ihm nach seiner Denkweise das Unerklärliche erklären, er thut es zweitens, indem er zwischen sich und Gott andere Wesen oder auch Gesetze stellt, Gesetze, die neben den natürlichen und göttlichen Gesetzen hergehen, die Gott und allem, was unmittelbar mit ihm im Zusammenhange steht, namentlich den zum christlichen Cultus gehörigen Dingen und Handlungen, zwar meistens unterliegen, aber doch an die natürlichen Gesetze nicht gebunden sind, sondern dieselben vielfach durchkreuzen. Ursprünglich zumeist wohl aus Eigenschaften heidnischer Götter hervorgegangen, haben diese Gesetze etwas von ihrem religiösen Charakter behalten, aber sie stehen außerhalb der zur Herrschaft gelangten christlichen Religion.

Diese Gesetze sind falsch, aber sie sind nicht eigentlich dumm. Es schafft sie nicht der einzelne unwissende Mensch, es schafft sie in tausendjähriger Arbeit das Volk als ein Gesamtwesen, und was ein Volk mit guten Anlagen des Verstandes und der Phantasie erzeugt, selbst ohne seine Forscher und Gelehrten erzeugt, kann wohl irrig, aber es kann nicht albern und abgeschmackt sein. Es wird nicht an einzelnen Auswüchsen fehlen, die dumm und albern genannt werden mögen, aber die

Grundlagen sogar eines Aberglaubens, d. h. des uralten volksmäßigen, müssen, wenn nicht in Wirklichkeit, so doch für die poetische Anschauung eine gewisse Wahrheit besitzen.

Nehmen wir z. B. das Gesetz der Sympathie, ein Gesetz, das in dem gegenwärtigen Aberglauben eine große Tragweite hat. Sein Sinn geht etwa dahin, daß ein Vorgang, der sich an einem Gegenstande ereignet, sich auch an einem anderen Gegenstande ereignen muß, der mit jenem in geheimnißvoller körperlicher oder gedachter Verbindung steht. Wenn am Himmel ungewöhnliche Erscheinungen sichtbar werden, wenn ein Komet sich zeigt oder ein rotglühendes Nordlicht, so wird auch auf Erden Ungewöhnliches hervortreten, Pest oder Ueberschwemmung oder Krieg und das Vergießen roten Blutes. Wenn ich in einen Faden so viel Knoten knüpfe, als ich Warzen habe, und den Faden vergrabe, so werden meine Warzen vergehen, wie der Faden mit den Knoten in der Erde verfault. Wenn man die Krankheit von einem kranken Gliede gleichsam mit den Fingern wegnimmt und an den abnehmenden Mond schleudert, so verschwindet sie mit der Mondscheibe, und wiederum Speck und Fleisch werden im Kessel größer, wenn man ein Schwein bei zunehmendem Monde schlachtet. Das alles ist ja nicht wahr, aber es steckt doch darin ein Gefühl von dem Zusammenhange und der Wechselwirkung aller Dinge, das man gewiß nicht als schlechthin sinnlos bezeichnen darf.

Ein anderes Gesetz ist das des Spukes. Es genügt dem Naturvolke nicht, daß etwas einmal geschieht und damit vorbei ist, und namentlich wichtige Ereignisse will es sich vorbereiten, will es nachwirken sehen, und weil es die wirkliche Entwicklung nicht zu durchschauen vermag, läßt es denselben in halbfertigen Vorläufern aus dem Nichts hervorgehen, läßt es das, was Thatsache gewesen ist, vermittelst halbvernichteter Wiederholung in das Nichts zurückkehren. Ereignisse und Dinge werfen ihren Schatten gleichermaßen vorwärts und rückwärts. Der Mensch stirbt und wird begraben, ehe er wirklich tot ist; er lebt nach seinem Tode noch eine Zeit lang auf der Erde fort, beides nicht körperlich, aber auch nicht rein geistig, sondern den Sinnen wahrnehmbar. Einen solchen Zwischenzustand nach dem Tode anzunehmen, scheint auf gewissen Culturstufen ein unabweisliches Bedürfnis der menschlichen Seele zu sein, und es ist am Ende nur consequent, dann auch vor das Leben einen ähnlichen Uebergang zu legen. Jenachdem der Spuk die Wirklichkeit vorbildet oder fortsetzt, heißt er Vorspuk oder Nachspuk.

Der Vorspuk also, um bei diesem zu bleiben, besteht darin, daß ein zukünftiges Ereignis sich im voraus ankündigt durch einen Vorgang, der sinnlich wahrnehmbar ist, aber dennoch nicht wirklich, sondern nur scheinbar geschieht. In der Regel wirken die ankündigenden Thatsachen, ganz oder zu einem Teile, gradese auf die Sinne ein, wie es künftig die angekündigten thun werden. Mitunter aber sind die Vorzeichen nur sinnbildlicher Art, namentlich bedeutet ein weißes oder blaues Flämmchen den Tod eines Menschen. Wahrgenommen werden die ankündigenden Thatsachen hauptsächlich durch das Gesicht und das Gehör; Gefühl und Geruch empfinden sie seltener, von Geschmack ist mir kein Beispiel bekannt.

Das ist der Vorspuk, und es scheint mir an dieser Stelle nicht nötig zu sein, durch Mitteilung einzelner Fälle die obigen Sätze zu erläutern oder zu beleben. Einige Beispiele werde ich ohnehin im weiteren Verlaufe beizubringen haben. Die ganze Dogmatik des Vorspukglaubens nebst zahlreichen Belegen findet man in meiner bereits angezogenen Sammlung von Aberglauben u. s. w. Bd. I, S. 117—152.

Ich weiß es wohl, daß einige Philosophen, und darunter von den berühmtesten einige, es für unmöglich erklären, die Nichtexistenz des Spukes zu beweisen. Desungeachtet nehme ich mir heraus, den Glauben an Vorspuk für Aberglauben zu halten. Ich vermag es nicht zu fassen, und ich leugne, daß ein Ding, das nicht existiert, körperlich gar nicht vorhanden ist, auf meine Sinne einwirken kann, d. h. thatsächlich und nicht bloß in meiner Einbildung. Und existierend, körperlich existierend, sollen ja grade und können die Dinge nicht sein. Woher auch kämen sie, wo blieben sie?

Ohne Zweifel geschieht es auch in Ostfriesland nicht selten, daß jemand, der auf einem Fahrwege geht, plötzlich im Gehen mehrmals in die Höhe steigen muß und dann wieder hinabfällt. Er ist alsdann einem vorspukenden Leichenzuge begegnet und ohne etwas zu sehen über Deichsel, Wagen und Sarg gestiegen. Nun, ich kann und muß es für unmöglich halten, daß jemand auf einem Sarge gehe, der vielleicht erst wochen- oder monatelang nachher zusammengezimmert wird.

Früher hielt die oldenburgisch-hanseatische Brigade zu wiederholten malen ein Uebungslager bei dem Dorfe Habbrügge, und die socialen, zum Teil auch die ökonomischen Beziehungen der unwohnenden Landleute wurden dadurch jedesmal auf einige Wochen vollständig umgekehrt. Aber ehe man noch von einem

Lager etwas wußte, zwei Jahre vor der ersten Errichtung, mußte einmal ein Habbrügger Bauer über das Feld. Plötzlich sieht er lauter Zelte um sich, und wie er sich davon machen will, fällt er mehrere male über etwas, was er nicht sieht, und hört nur, daß er tüchtig ausgelacht wird. Dann verschwand plötzlich der ganze Spuk. Als zwei Jahre später der Vorspuk auskam, sah er, daß es die Zeltleinen gewesen waren, über die er gefallen war, und Soldaten hatten ihn ausgelacht. Ist das glaublich? Auch hier fehlt mir jede Vorstellung, wie eine Zeltleine, die ruhig im Zeughause zu Oldenburg liegt, es fertig bringen konnte, ihren Geist oder Doppelgänger, ich weiß nicht was, auf das Habbrügger Feld zu schicken, um dort einem wandernden Bauern zwischen die Beine zu geraten.

Das sind nur scheinbar krasse Beispiele. Wenn mein Tastsinn Dinge, die nicht existieren, nicht wahrnehmen kann, können es auch meine anderen Sinne nicht. Was keine Luftschwingungen zu erzeugen vermag, kann auch nicht gehört werden, und Luftschwingungen zu erzeugen vermögen nur wirkliche materielle Dinge. Die Sehkraft hat es mit feineren Schwingungen zu thun, aber doch mit Schwingungen, und wir kommen über das Materielle auch hier nicht hinweg. Also eines ist unrichtig: entweder die Sinne machen keine Wahrnehmung, oder was wahrgenommen wird, ist auch wirklich vorhanden, etwas Körperliches. Der Vorspuk, wie ihn das Volk sich denkt, steht mit den Naturgesetzen in Widerspruch.

Der Gläubige wird sich durch solche Erwägungen freilich nicht irre machen lassen, denn für ihn liegt auch der Vorspuk gar nicht innerhalb der Naturgesetze, sondern ist etwas Uebernatürliches. Dagegen läßt sich denn allerdings nicht viel sagen, nur daß ich überhaupt keine Durchbrechung der Naturgesetze kenne. Wenn es je Wunder gegeben hat, so ist doch ihre Zeit vorüber. Wer Wunder glauben will, spare sie wenigstens für eine ernsthafte Gelegenheit auf, für eine Zeit, wo die Welt aus ihren Fugen zu gehen droht, wo die Menschheit in wüster Verwirrung ihren Pfad verloren hat, und verschwende sie nicht, damit sie den unbedeutenden Vorfällen des täglichen Lebens einen matten Abklatsch ohne Sinn und Bedeutung vorausschicken. Welch seltsame Eitelkeit, ja welche abgeschmackte Aufgeblasenheit, wenn jener Bauer glaubt, irgend eine übernatürliche Gewalt, d. h. doch wohl: Gott selbst, durchbreche die uralte, von ihm selbst geschaffene Ordnung der Dinge, um ihm

ein unverständliches Abbild eines militärischen Uebungslagers zu geben!

Aber wie sind denn die tausend Vorspußgeschichten zu erklären, die von glaubhaften Leuten erzählt und bezeugt werden, ja in sich selbst, so wunderbar sie sind, doch den Charakter der Glaubwürdigkeit zu tragen scheinen?

Am leichtesten, denke ich, kommt man mit jenen wenig interessanten, aber desto häufigeren Fällen ins Reine, wo jemand einen unbedeutenden Umstand spukweise wahrgenommen hat und später bei einem wichtigen Ereignisse wieder, nun aber wirklich und natürlich wahrnimmt. Die Schere auf dem Tische hat ohne ersichtliche Ursache geklirrt — bald darauf wird sie zur Anfertigung eines Leichenhemdes gebraucht, denn im Nachbarhause ist jemand gestorben. Teller und Tassen klingen und klappern — nicht lange nachher ist aus traurigem oder fröhlichem Anlasse eine Gesellschaft zu bewirten u. dgl. mehr. Dort klirrt dann die Schere, hier klappern und klingen Tassen und Teller grade so, und damit ist dann der Vorspuß „ausgethan“. Oder Moschusgeruch läßt sich verspüren, obwohl kein Moschus im Hause ist, aber nach einiger Zeit wird wirklich Moschus gebraucht, um die letzten Schmerzen eines Sterbenden zu lindern.

Daß solche Vorspußzeichen häufig vorkommen, ist nicht zu verwundern. Wer erlebt es nicht, daß er ein Geräusch hört, ohne daß er sich die Veranlassung genau erklären kann? Wer hat Lust und Zeit, wer hat die scharfe Beobachtungsgabe, wer hat zugleich hinreichende Kenntnisse, um derselben sofort mit Erfolg nachzuspüren? Vielleicht ist eine Maus unverschämt gewesen, vielleicht ist ein halbgeschlossenes Schloß am Schranke vollends eingesprungen und hat den Borten eine leise Erschütterung gegeben, vielleicht zieht sich bei wechselnder Wärme oder Feuchtigkeit der Luft ein Tisch und knackt, genug es giebt so viele Vielleichts, daß die Aufzählung ermüden müßte. Der verständige Mensch läßt sich durch derartige Töne nicht weiter stören; er weiß, daß fortwährend um ihn herum jene Gesetze der Physik wirken, daß Wind und Menschen oder Tiere in Bewegung sein können, und überzeugt sich allenfalle, daß keine Feuergefahr droht, kein Dieb sich naht, kein Fenster klappert, das zerbrechen könnte, und wenn er das gethan, so läßt er es auf sich beruhen. Wer aber eine geschäftige Phantasie hat, wer von Natur furchtsam und zum Schwarzsehen geneigt ist, wessen Geist von Kindheit an mit abergläubischen Vorstellungen und Spukgeschichten genährt ist, dem kommen sofort Gedanken

an eine übernatürliche Erscheinung. Das unbedeutende Geräusch prägt sich seinem Gedächtnisse ein und liegt dort wohl verwahrt bis zur künftigen Erfüllung. Denn die Erfüllung muß kommen. Ist's keine Beerdigung, so ist's eine Hochzeit, ist's keine Hochzeit, so ist's eine Kindtaufe, eine Verlobung oder was sonst noch, wenn nicht im eigenen, so doch im Nachbarhause oder im Hause eines Verwandten. Und so einförmig und wechsellös ist selbst auf dem Lande das Leben nicht, daß nicht eins dieser wichtigen Ereignisse in kürzerer oder längerer Frist eintreten müßte. Da wiederholt sich denn das Geräusch, „aber auch grade so“, sagt der Gläubige. Ich aber sage, vielleicht ziemlich genau so, vielleicht mit ganz entfernter Ähnlichkeit.

Bekanntlich gehört schon eine gewisse Sammlung dazu und setzt eine große Übung, wenn nicht auch noch eine besondere Begabung des Gedächtnisses voraus, wenn ein gelernter Musiker ohne Hülfe eines Instrumentes einen bestimmten Ton, a zum Beispiel, bloß seiner Höhe nach angeben kann, sollte er ihn auch viele tausendmal gehört haben. Stellen wir dagegen eine Frau, deren Ohr ungeübt, geschweige denn durch besondere Studien ausgebildet ist, die nun gelegentlich einen Ton gehört hat, der um seiner Unerklärlichkeit willen sie in Aufregung versetzt hat, der also nur einmal und wegen der Aufregung unklar aufgefaßt ist. Wie viel Wahrscheinlichkeit ist vorhanden, daß sie nach Wochen oder Monaten noch eine deutliche Erinnerung an jenen Ton haben werde? Offenbar wird in der anderen Aufregung, die sie bei einem wichtigen Ereignisse in ihrer oder einer befreundeten Familie empfindet, ein halbwegs ähnlicher Ton ihr den vormals gehörten in das Gedächtnis zurückrufen; beide erscheinen ihr nun als ein und derselbe und werden von ihr in einen geheimnißvollen Zusammenhang gebracht.

Was von den vorस्पukenden Tönen gesagt ist, gilt noch mehr von den Gerüchen. Die Nase ist ein weit launenhafteres Organ als das Ohr; ihr Gedächtnis, um mich so auszudrücken, ist sehr schwach, ihre Phantasie sehr kräftig, und man kann sich auf sie durchaus nicht verlassen. Derselbe Mensch kann denselben Stoff bald angenehm, bald widerlich von Geruch finden. Und grade der Moschusgeruch, welcher neben dem Kaffeegeruch am häufigsten im Vorspuk auftritt, hat in Haus und Stall und auf dem Hofe nur zu viel ihm ähnliche Verwandte. Ueber diese Art von Vorspuk kommen wir, wie ich meine, ohne Schwierigkeiten hinweg.

Etwas anders, aber nicht schwieriger, steht es mit dem

sinnbildlichen Vorspuk des Todes durch Flämmchen. Nicht nur im Vorspuk, sondern auch im Nachspuk gilt ein Flämmchen manchmal als Sinnbild der Seele. Wo ein Gemordeter begraben liegt, tanzen Flämmchen auf dem Rasen, in Gestalt eines Flämmchens erscheint eine verstorbene Mutter ihren Kindern u. s. w. Und in der That ist nichts natürlicher, als die Seele und das warme Leben im Gegensatz zu dem kalten, toten Körper als Feuer oder Flämmchen sich vorzustellen; es muß das erste Bild sein, das sich dem Menschen bietet, wenn er der Seele eine sichtbare Gestalt zu geben versucht. Für den Vorspuk liegt es dann aber nahe, ein Flämmchen, das er erblickt, für eine Seele zu halten, die vom Körper zu scheiden im Begriff ist. Und er sieht Flämmchen in Unmenge. Er sieht sie überall, wo ein Licht ist, das er sich nicht zu erklären vermag, mag es nun in einer Laterne getragen werden oder aus einem Fenster scheinen oder als Irrlicht, Meteorlicht, Sanct Elmsfeuer oder wie sonst ohne Zuthun von Menschen dem Auge sich darbieten. Der Vorspuk sieht sogar noch mehr Lichter, als wirklich da sind. Es ist bekannt, daß eine Lichtempfindung auch durch einen innerhalb des Auges geschehenden Vorgang entstehen kann. Stark angegriffene, überarbeitete, unter Blutzudrang leidende Augen empfangen oder, wenn man lieber will, erzeugen Eindrücke wie von feurigen Kreisen oder Punkten oder fallenden Funken. Wenn aber ein phantasiereicher, wenig mit dem Verstande arbeitender Mensch so viele unerklärte Lichter sieht, wenn er ferner bei jedem Flämmchen seiner ganzen Vorstellungsart zufolge an eine Seele denkt, die von ihrem Körper getrennt ist, muß da nicht auch mitunter das Gesicht auskommen? Täuschungen über den Ort bleiben natürlich nicht aus. Ortsbestimmungen im Dunkeln sind stets unsicher; sie werden noch unsicherer in der Furcht, und das untreue schwankende Gedächtnis gehorcht hinterher der Phantasie und stellt das erblickte oder eingebildete Licht dahin, wo es das nachfolgende Ereignis haben will. Wie viel Lichterscheinungen aber mögen ohne Erfüllung geblieben sein? Auch darin ist das Gedächtnis ungetreu, daß es aufbewahrt und festhält, was zur Bestätigung einer vorgefaßten Meinung dient, dagegen zur Seite schiebt und vergißt, was zu dieser nicht paßt.

Die bisher behandelten Arten von Vorspuk bieten also keine erheblichen Schwierigkeiten und sind auch für das große Publikum wohl schon abgethan. Was dem einen oder andern, selbst aus gebildeteren Kreisen, noch Zweifel erregt, was einige

hie und da noch mit einem leichten behaglichen oder auch unbehaglichen Schauern berührt, das sind die Vorspuksgesichte, welchen ein ganzer Vorgang sich zeigt, ein Begräbnis, eine Kriegserscheinung, die geisterhafte Erscheinung eines sterbenden Verwandten u. s. w., und wenn man, wie einzeln geschehen ist, sich auf die von mir selbst mitgetheilten Geschichten beruft, wie sie das Volk sich erzählt hat, so betone ich zunächst, daß nach meiner festen Ueberzeugung auch nicht eine einzige so passiert ist, wie sie von mir erzählt ist, obwohl ich mir natürlich nicht die geringste Fälschung erlaube habe.

Es liegt nahe, daß der Aberglaube auch absichtlich genährt wird, um ausgebeutet zu werden. Die Not ist erfinderisch, und auf die Dummheit der Leute zu speculieren, ist seit alten Zeiten ein beliebtes Mittel gewesen, um namentlich ohne Arbeit Geld zu verdienen. Wir alle wissen von Kartenlegerinnen, die mit Glück ihre Weisheit für bar Geld oder Lebensmittel verkaufen, obgleich sie selbst sicher nur in den seltensten Fällen, vielleicht niemals an die Wahrheit ihrer Orakelsprüche glauben. Und Aehnliches geschieht im Gebiete des Spukes. Eine unschuldige Täuschung der Art habe ich selbst als Knabe erlebt. Ein alter Staubbewohner, der als Spukseher berühmt war und dem wir manchmal lästig waren, wenn wir auf dem Holzhaufen neben seinem Hause spielten, ließ aussprengen, er habe einen von uns von dem Holze fallen und den Hals brechen sehen. Er wollte uns damit wegschrecken und erreichte seinen Zweck wenigstens für einen Tag. Sein Gesicht kam aber nicht aus, und wir Knaben merkten recht wohl, daß er gelogen hatte. Nicht immer hat die Erfindung von Spukgeschichten so harmlose Veranlassungen, oft genug wird es Eitelkeit sein, die sich wichtig machen will, oder Habgier, die Gesichte erzählt, um Geld oder Geldeswert zu erlangen. So muß der Glaube, daß ein spukweise gesehener Hausbrand durch Nothenspenden an arme Leute abgewendet oder doch verzögert werden könne, die Armen in Versuchung führen, recht viele Häuser brennen zu sehen, und es kann nicht auffallen, wenn man erfährt, daß hauptsächlich die Häuser geiziger und hartherziger Leute brennend gesehen werden.

Viel bewußte Lüge steckt in den Vorspuksgeschichten, aber es kommt mir nicht in den Sinn, den ganzen Vorspuk auf absichtliche Lüge zurückzuführen zu wollen. Ehe die Lüge anfing, sich einzumischen, mußte der Glaube schon vorhanden sein. Wir werden uns also nach anderen Gründen umzusehen haben.

Zunächst constatiere ich, daß recht wenig Gesichte allgemein bekannt werden, ehe sie ausgekommen sind, und zwar fast nur Gesichte der Art, die man etwa historische Prophezeiungen nennen könnte. Und diese, erlaube ich mir einzuschalten, haben wieder recht wenig Aussicht auf Erfüllung. Man hat Dampf- wagen, oder was man als solche auslegt, gesehen zu Bockeloch, bei Damme, bei Sandersfeld. Daß bei Damme eine Eisenbahn gebaut werde, ist leider wenig wahrscheinlich, und dann würde sich noch fragen, ob sie grade über die Stelle laufen würde, wo sie gesehen sein soll. Daß aber durch Bockeloch oder bei Sandersfeld sich je eine Locomotive bewegen wird, ist kaum denkbar. Die Bremer Bahn hat eine andere Richtung bereits bekommen; die ostfriesische wird sicher nicht das ausgedehnte Moor im Westen durchschneiden, um nur über Bockeloch nach Thrhove zu gelangen*). Ein Gesicht anderer Art besagt, daß, wenn ein gewisses Stück Land hinter der Kirche zu Wiarden unter den Pflug kommen würde, die Türken das Land überziehen würden. Nun, das Land ist aufgebrochen schon seit mehreren Jahren, aber die Türken sind noch nicht da und scheinen auch wenig aufgelegt zu der Reise. Manche Kriegs- und Schlachtgesichte sind schon recht, ich möchte sagen reichlich alt, ohne der Erfüllung sichtbar irgend näher gerückt zu sein. — Bei allen ausführlicheren Vorspuksgeschichten, die mir zugegangen sind und nicht zu dieser historischen Art gehören, werden Gesicht und Erfüllung nicht mehr getrennt, die Erfüllung wird schon miterzählt und deckt dann das Vorgesicht allerdings ganz genau. Wohl behaupten manche Geschichten, daß der Vorspuk nicht nur gesehen, sondern auch erzählt sei, ehe er ausgekommen, aber dies ist eine Behauptung, die um nichts besser beglaubigt ist als der übrige Inhalt, die wir aufs Wort hinnehmen müssen, von deren Wahrheit wir uns nicht mehr überzeugen können, sie ist ein Teil der Geschichte. Einzelne, allerdings wenige Fälle habe ich sogar ermittelt, in welchen der Spukseher sein Gesicht nur in dunkeln, abgerissenen Aeußerungen vorher mitgeteilt haben soll.

Daraus wage ich den Schluß zu ziehen, daß sich das Gesicht sehr oft nach der Erfüllung strecken und ihr anpassen muß. Wie im Munde der Leute aus einer Mücke eine Elephant wird, ist ja eine bekannte Sache. Das folgende Beispiel, das ich erfinde, hat m. E. nichts Unwahrscheinliches an sich. Der

*) Wie es denn auch nicht geschehen ist (R. S.).

alte Müller hat seinem Nachbarn schon lange angesehen, daß er sehr vollblütig ist, und da derselbe recht unvorsichtig lebt, sich gedacht, „der kann auch mal einen plötzlichen Tod haben.“ Noch vor drei Wochen ist ihm der Gedanke lebhaft aufgestiegen. Nun stirbt der Nachbar, ein noch junger Mann, und Müller muß der Leiche das Geleit geben. Auf dem Wege nach dem Sterbehause beschäftigt ihn die Erinnerung an seine früheren Gedanken, und wie er nun seinen Freund Fischer trifft, denkt er, „ich will ihm sagen, daß ich den Tod lange vermutet habe;“ er sagt ihm dies aber nicht so kahl weg, sondern in seiner bildlichen Weise: „Ja, Fischer, da müssen wir beiden alten Leute nun hinter dem Sarge da hergehen, aber das habe ich schon vor drei Wochen deutlich vorausgesehen.“ Fischer hat den Verstorbenen stets für einen besonders gesunden und kräftigen Mann gehalten, aber Müller ist ein durchaus glaubwürdiger Mann. „Merkwürdig!“ sagt er zu sich selbst und wendet sich an Hinrichs, „denke dir, der alte Müller hat die Leiche schon vor drei Wochen gesehen, den Sarg und dahinter das Gefolge, auch sich selbst und mich.“ Wie das Geplauder in einem Leichengefolge das mit sich bringt, muß Hinrichs das Gehörte seinem Nachbarn im Zuge weiter erzählen. „Müller“, sagt er, „hat diesen Leichenzug schon vor drei Wochen gesehen, vorauf den Sarg mit den Trägern, dann das Gefolge, und hat die einzelnen Leute erkannt, sich selbst und Fischer und alle, grade so wie wir hier gehen.“ So spinnt sich die Geschichte zu immer größerer Ausführlichkeit wie die neumodischen Schlangen Pharaonis aus sich selbst heraus, und ist etwas Ungewöhnliches bei dem Begräbnisse vorgekommen, so ist das um so interessanter, so hat Müller das natürlich auch gesehen, er hat ja eben alles gesehen. Es muß wunderbarlich zugehen, wenn nicht nach einigen Tagen die Frauen beim Kaffee die Geschichte so zugestutzt haben, daß sie allen Ansprüchen an eine gute Vorspuks-geschichte genügt. Ich behaupte nicht, daß alle Gesichte auf diese Weise zustande kommen. Ich habe zwar mit Absicht die erste Entstehung aus einem Mißverständnisse entspringen lassen, um auch diese Möglichkeit anzudeuten; die Hauptsache aber war mir, zu zeigen, wie leicht aus einem kurzen Worte sich eine ganze Geschichte entwickeln, wie namentlich der spätere Hergang schöpferisch und umbildend auf das Vorhergegangene zurückwirken kann. Die dichterische Kraft des Volkes ist in der That sehr groß. Wie die Volkslieder, die Schwänke, die Märchen und Sagen, so entstehen auch die Spukgeschichten nicht bei Einem

Menschen ganz und fertig; an einen dürftigen Kern setzt sich allmählich eine volle Frucht, das nackte Gerippe umkleidet sich mit Fleisch und gewinnt Leben. Die Kunst zu erzählen, die kleinen Züge, welche die Hauptsache tragen, zu ihrer Hervorhebung und Bestätigung dienen, in solcher Weise an einander zu reihen, daß alles sich wie von selbst ergibt, ist im Volke sehr verbreitet. Geht die einfachste Thatsache durch einige solcher guten Erzähler hindurch, so erhält sie von jedem ein Teil Ausstattung und empfängt zuletzt jene Ausführlichkeit und Rundung, welche sie glaubwürdig und interessant machen. Die Erzählertalente verfahren so nicht absichtlich, sondern unbewußt. Die Phantasie sagt dem ersten, was ein Mann bei einer Gelegenheit gedacht haben müsse, und er erzählt es in Worten, die der Mann zu sich selbst oder anderen gesprochen haben soll. Der zweite hat das Bedürfnis, zur Erklärung des Gesprächs sich die äußeren Umstände und Umgebungen deutlicher auszumalen, und wenn er weiter erzählt, schildert er sie, wie sie nach seiner Anschauung gewesen sein müssen. Hat so die Geschichte ihre rechte Form bekommen, so wandert sie wie geprägtes Geld fast ohne Aenderung von einem zum andern und erhält sich durch Jahrhunderte und Jahrtausende.

Sie wandert wie alle Volksdichtung von einem zum andern, über die Grenzen der Länder, durch das ganze Gebiet der vaterländischen Sprache und noch weiter. Es ist schwer, im Einzelnen nachzuweisen, wie das zugeht, aber die Thatsache steht fest. Das Lied, das unsere Bauernmädchen beim Kartoffelgäten singen, erklingt auch an der polnischen Grenze in Schlesiens und in den Bergen Scandinaviens, die Schwänke und Spukgeschichten, mit denen man sich in bairischen und schwäbischen Spinnstuben lachen und gruseln macht, erzählt man auch in dem Kreise, der sich um den Feuerherd eines oldenburgischen Bauernkruges allabendlich sammelt. Es ist wie mit dem Samen des Grases und der Blumen. Tragen ihn Wind oder Wasser oder Vögel oder haftet er an den Sohlen des Menschen, wo nur ein Stück fruchtbares Erdreich ist, da erscheint er und setzt sich fest und keimt und erwächst zu der Blume, zu dem Grase seiner eigenen Art. So mögen in kriegerischen Zeiten die Soldaten, in friedlichen reisende Handwerksburschen, Fuhrleute, Schiffer, Holzflößer und die Arbeiterscharen, die von einem Lande in das andere ziehen, die Lieder und Geschichten forttragen, und wo sie Empfänglichkeit für Poesie, für Scherz und schauernde Aufregung finden, da setzen sich die hergetragenen fest. Wie aber

Gras und Blume an dem neuen Plage sich in die Natur des Bodens schicken und aus ihm heraus ihre besondere Beschaffenheit annehmen und doch dasselbe Gras, dieselbe Blume bleiben, so auch empfangen die Erzeugnisse der Volkspoesie und namentlich die Erzählungen an jedem Orte ihre besondere Localfarbe, sie bewahren ihren ursprünglichen Charakter; jedoch um an dem neuen Orte zu gedeihen, d. h. geglaubt und weiter erzählt zu werden, dürfen sie den Sitten und Anschauungen des Ortes nicht widerstreiten, sondern müssen sich ihnen anbequemen. Und den kräftigsten Schritt zur Einbürgerung thun sie, indem sie gradezu an dem Orte geboren zu sein behaupten. Die Geschichte, die ein Elslether Schiffer von Danzig mit nach Hause bringt, wenn sie eine Zeit lang in Elsleth gelebt hat, will sie auch schon in Elsleth oder allenfalls in Bremen passirt sein. Die Sammlungen von Sagen und Geschichten aus allen Theilen unseres Vaterlandes bieten dafür zahlreiche Beispiele. Ich hebe eins heraus. Einen Knecht treibt's in der Nacht auf die Hausdiele. Dort sieht er spukweise einen Sarg mit einer Leiche, die er nicht kennt. Um die Person wieder zu erkennen, schneidet er ihr ein Büschel Haare von der Stirn. Am andern Morgen fehlen ihm selbst die Haare an der Stirn, und bald darauf liegt er als Leiche in einem Sarge auf der Hausdiele trotz aller angewandten Vorsicht. Pusen wir die Geschichte ein wenig auf mit Gespräch und Selbstgespräch und bekleiden sie mit einigen passenden Nebenumständen, so ist es eine so schaurige, die Phantasie anregende Geschichte, wie man nur wünschen kann. Und in der That hat sie gefallen. Sie ist mir gemeldet aus dem Stedingerlande, aus Butjadingen, aus Kloppenburg, Wisbek, Dümmerlohausen, und an allen diesen Orten soll sie geschehen sein, kennt man den Namen des Knechtes und des Bauern, in dessen Hause sie geschehen. Ist sie vielleicht an allen diesen Orten geschehen? Ich denke, sie ist nirgends geschehen. Indessen wie sie poetisches Grauen genug in sich hat, um gern gehört und wieder erzählt zu werden, eben so ist sie von solcher Kühnheit, daß sie sehr bestimmt auftreten und genau bekannte Localitäten und Personen zu Trägern wählen mußte, um Glauben beanspruchen zu dürfen. Ich folgere aus dem Vorhergehenden, daß viele der Spukgeschichten, die hier im Lande als hier im Lande geschehen erzählt werden, schon uralt und gar nicht hier entstanden, sondern von außen her eingeführt und nur hiesigen Verhältnissen und Personen neueren Datums angepaßt sind.

Ich meine den Kreis der Vorspuksgeschichten einigermaßen eingeengt zu haben. Aber immerhin, ich gebe es zu, sind wir der Sache bis soweit noch nicht auf dem Grunde. Absichtliche Täuschung und Mißverständnis, die dichterische Gestaltungskraft des Volkes und die Wanderung der einzelnen Geschichten durch die Zeiten und Länder, sie alle lassen noch etwas übrig, das der Erklärung bedarf; immer noch giebt es Fälle, in denen jemand nach seiner Ueberzeugung Vorspuk erlebt hat, der Vorspuk nachher ausgekommen ist, Fälle, in denen man, mag man sonst denken wie man will, dem Erzähler, der den Vorspuk erlebt hat, keinerlei wissenschaftliche Unwahrheit zutrauen darf. Es bleibt da nichts übrig als Selbsttäuschung anzunehmen, und die Quellen der Selbsttäuschung fließen reichlich und an vielen Stellen. Einige allgemeine Beobachtungen, die an früherer Stelle bereits angedeutet waren, muß ich noch einmal etwas ausführlicher zum voraus erörtern.

Wenn ein Naturforscher experimentiert und eine bereits feststehende Ansicht mitbringt, so sind seine Experimente weniger zuverlässig, als wenn er durch die Experimente eine Ansicht erst gewinnen will. Die Experimente und der Eindruck, den sie auf die Sinne machen, bleiben dieselben, aber die Aufnahme der Sinneseindrücke in das Bewußtsein erfolgt leichter, wenn hier bereits verwandte Vorstellungen vorhanden sind, das Widersprechende wird übersehen oder gar den bereits vorhandenen Vorstellungen angepaßt. Ebenso sagt man im Sprichwort: „Was man wünscht, das glaubt man.“ Bei Beurteilung der Lage einer Sache verweilen wir gern bei den Umständen, die unsern Wünschen entsprechen, und lassen sie auf und voll einwirken; was ihnen nicht entspricht, darüber gehen wir ganz oder doch flüchtig hinweg oder legen es unwillkürlich so zurecht, wie es sich mit unseren Wünschen am besten verträgt. Wenn dies bei gebildeten, verständigen Männern, bei Männern der Wissenschaft richtig ist, wie viel mehr muß es da gelten, wo das Gemüthsleben und die Einbildungskraft überwiegen, wo der Verstand nicht zur Kritik geschult ist. Alle äußeren Eindrücke nehmen alsdann die Formen an, welche dem Empfangenden bereits geläufig sind, was in dem Empfangenden bewußt oder unbewußt bereits liegt, nimmt aus den Eindrücken heraus, was gleichartig ist, läßt das Ungleichartige weg und ergänzt die Lücken aus sich heraus; der Empfangende glaubt nicht mehr, was er sieht und hört, sondern er hört und sieht, was er glaubt. Wer an keinen Spuk glaubt, kann auch keinen Spuk

erleben, denn was ihm immer Wunderbares begegne, er wird es sich so oder so erklären, oder wenn er das nicht kann, es unerklärt bei Seite legen. Je mehr einer an Spuk glaubt, desto leichter wird er auch Spuk erleben, denn ihm ist ja der Spuk eine vollständige Erklärung, bei der er sich gern genügen läßt, statt viel nach anderen physischen Ursachen zu suchen. Wenn zwei Spukgläubige über eine verrufene Stelle gehen, wo es nicht geheuer ist, und der eine kennt diese Eigenschaft des Ortes, der andere aber nicht, so wird der erstere viel leichter dort Abenteuer erleben als der andere. Wenn also Ort und Stunde passen, ist der Spukgläubige gewissermaßen vorbereitet, Spuk zu erleben; die Aufregung und die Furcht stellen sich von selbst ein und machen ihn um so unfähiger, die sinnlichen Eindrücke, die er empfängt, gehörig zu beurteilen, die Auffassung ist getrübt, sie haftet an unwesentlichen Dingen, läßt die wesentlichen unbeachtet. Diese mangelhafte Auffassung nachzuweisen, war mir hierbei der Hauptzweck. Nebenbei folgt aber doch wohl auch, daß selbst der Spukgläubige zugestehen müsse, es werde vieles für Spuk angesehen, was vermutlich auch anders zu erklären sei.

Wie verfährt nun aber das Gedächtnis mit der unklaren Auffassung? In meiner gerichtlichen Praxis habe ich oft erfahren, wie im gewöhnlichen Streite um mein und dein die beiden Parteien über eine mit ruhigem Geiste gepflogene Verhandlung durchaus verschiedener Meinung waren. Die eine war bereit, nein zu schwören, und die andere beschwor unbedenklich das ja, obwohl beide durchaus redliche, eines Meines eides unfähige Personen waren. Bei Gerichtsverhandlungen über eine Schlägerei oder einen sonstigen aufregenden Vorfall kann man oft Zeugenaussagen hören, beschworene Aussagen, von denen man gar nicht glauben sollte, daß sie dieselbe Sache betreffen, so verschieden sind sie. Die Auffassung, die in der Aufregung halb blind ist, hat sich von Anfang her nur einzelner Teile bemächtigt, und was ein jeder wahrgenommen hat, verarbeitet er nach seiner Weise in sich. Neigung und Abneigung, spätere Gespräche mit anderen, ähnliche Vorgänge, das alles vermischt sich mit der Erinnerung des ersten Vorgangs und erzeugt dort ein ganz anderes Bild als das ursprünglich aufgenommene. Zuletzt erinnert man sich gar nicht mehr des Erlebten, sondern nur der Rückerinnerung, die man früher einmal gehabt hat, und zwar nunmehr mit allerlei Zuthaten neueren Datums versetzt. Was die Mutter und ältere Ge-

schwister von absonderlichen Vorfällen aus unserer frühesten Kindheit uns oft erzählt haben, dessen glauben wir uns zuletzt selbst zu erinnern, obwohl wir bei genauer Ueberlegung einsehen, daß dies gar nicht möglich ist. Eine wahrheitsliebende Frau erzählte einmal in größerer Gesellschaft, wie sie vor Jahren mit ihrem Manne in einem Wagen vom Deiche herabgestürzt sei. Indes mitten in der Erzählung unterbrach sie ihr Mann: „aber liebe Luise, das warst du ja gar nicht, das war ja meine erste Frau!“ Und so war es. Der Mann hatte die Geschichte so oft in ihrer Gegenwart erzählt: „ich und meine Frau“ war vielleicht das dritte Wort gewesen, sie, die nun seit Jahren seine Frau war, hatte sich so oft in die Lage ihrer Vorgängerin hinein gedacht, daß sie zuletzt in ihrer Vorstellung zur Genossin bei dem Abenteuer geworden war und sich vollständig überzeugt hielt, daß sie den Sturz vom Deiche mit erlebt habe. Daher sagt man auch von einem alten Lügnerzähler mitunter: er hat die Geschichte so oft erzählt, daß er sie selbst glaubt. Die oft erzählten Vorgänge, Handlungen, Worte sind durch die Wiederholung ihm so fest eingeprägt, daß das Bewußtsein der Unwahrheit ganz verloren gegangen ist. Man kann also wohl mit Fug annehmen, daß manche Vorspußgeschichten, namentlich die bis in die kleinsten Umstände durchgeführten, wenn sie auch mit dem Ausdruck, ja mit der Ueberzeugung der Wahrheit von dem erzählt werden, der sie erlebt hat, nicht auf einer wirklichen Erinnerung beruhen, sondern aus allerlei früheren und späteren Erlebnissen und Erinnerungen gemischt, vielleicht aus sehr dunkeln Ahnungen und sehr ungenügenden Erfüllungen nach und nach zu einer Geschichte herausgearbeitet oder, wenn man lieber will, unwillkürlich erwachsen sind.

Aber ich gehe noch weiter. Was von vornherein dunkel und halb unbewußt, in großer Leidenschaft und Aufregung oder in tiefer Verstimmung und ängstlicher Niedergeschlagenheit, sei es äußerlich oder innerlich, erlebt ist, kann sich auch nur in schwachen, unbestimmten Umrissen dem Gedächtnisse einprägen. Kommen nun spätere Erlebnisse, die diese Erinnerungen wachrufen, so wirken die Erlebnisse auch unmittelbar gestaltend auf die Erinnerungen ein und geben ihnen Form und Farbe. Wer die dunkle Ahnung eines Unglücks empfunden hat und die Leiche eines Verwandten oder Freundes herbeitragen sieht, ruft „das habe ich geahnt,“ und er glaubt, grade dies geahnt zu haben, die Ahnung wird ihm zum Gesichte. Wer träumend einen Sarg gesehen und bald darauf in Wirklichkeit einen Leichenzug

sieht, dem wird der Traum zu einem Traume, in welchem hinter dem Sarge der Leichenzug sich ordnete, wie es die Augen sinnlich erblicken. Man kann Aehnliches bei Kindern täglich beobachten. Ein Knabe hatte ein Kameel gesehen und auf dem Kameel einen kleinen Affen in roter Jacke. Nicht lange darauf sieht er einen englischen Offizier in roter Uniform, und ganz erfreut ruft er: „Vater, den kenne ich, der hat auf dem Kameel gefressen.“ Ich weiß nicht, ob die Geschichte wahr ist; jedenfalls könnte sie wahr sein. Die rote Jacke, ein äußerst unwesentliches Ding, war dem Knaben fast allein von dem Affen im Gedächtnis geblieben, und wie er einen roten Rock sieht, glaubt er, ganz unmittelbar dasselbe Wesen vor sich zu haben, das er auf dem Kameel gesehen. Wenn er jetzt zeichnen oder in Worten schildern sollte, was er auf dem Kameel gesehen hat, so würde er nicht die Gestalt eines Affen, sondern grade die des vor ihm stehenden Engländers zeichnen und schildern. Und dem Kinde stehen an mangelhafter Auffassung, schwachem Gedächtnis und lebhafter Einbildungskraft viele Erwachsene, namentlich solche, welche durch Erziehung und Lebensweise nicht an ein verständiges Zergliedern ihrer Eindrücke gewöhnt sind, vollkommen gleich. Ein alter Mann zu Osenerfelde hatte Soldaten im Vorspuk gesehen und sie auf feindliche Franzosen gedeutet, aber der Spuk war auch „ausgethan“, als eine Abteilung friedlicher Oldenburger erschien. Wie ungenau mußte er gesehen und sich erinnern haben, wenn beide Arten von Erfüllung möglich waren, und doch behauptete er, alles ganz genau so gesehen zu haben. Offenbar erhielt das Gesicht erst durch die Erfüllung seinen genaueren Inhalt, und das, meine ich, wird recht oft geschehen.

Noch auf eine Schwäche des Gedächtnisses muß ich zurückkommen. Das Gedächtnis, habe ich schon vorhin gesagt, ist darin ungetreu, daß es aufbewahrt und festhält, was zur Bestätigung einer vorgefaßten Meinung dient, dagegen zur Seite schiebt und vergißt, was zu dieser nicht paßt. Diese Erscheinung ist eben nicht auffallend, denn alle Erinnerung wird geweckt durch Erlebnisse oder Erinnerungen oder Gedanken verwandter Art. An die vorgefaßte Meinung reihen sich alle Bestätigungen an, und jede neue Bestätigung ruft die Meinung und mit ihr alle vorhergegangenen Bestätigungen entweder einzeln oder in einem Gesamteindrucke wieder wach. Die Erfahrungen, die nicht zur Bestätigung dienen, haben keinen solchen Haltpunkt und leben nicht wieder auf, wenn sie auch die ungeheure Mehrzahl bilden. Es gilt z. B. für einen Erfahrungssatz, daß

jemand, von dem man spricht, sehr oft darüber zukommt. Das Sprichwort drückt es ein wenig unhöflich so aus: „Wenn man van'n Düwel spreckt, is he dicke bi.“ Aber wodurch ist denn dieser Satz begründet? Wie unzählige male sprechen wir alle von jemandem, der doch nicht ins Zimmer tritt. Mit welchen Siebenmeilenstiefeln rennen, in wie viele Atome sich zertheilen müßten nicht z. B. Verlobte am Tage, „nachdem es heraus ist,“ wenn sie überall erscheinen wollten, wo von ihnen gesprochen wird. Nein, es ist nichts mit dem Satze. Aber es ist sehr natürlich, daß er entstehen konnte. Trifft es sich einmal, daß jemand, über den wir uns unterhalten haben, unvermutet zu uns kommt, so fällt dies auf, und fällt uns meistens unangenehm auf, denn gar leicht haben wir von ihm etwas gesprochen, was wir vor ihm nicht sagen möchten, jedenfalls stockt das Gespräch, und wir bringen uns das Zusammentreffen zum Bewußtsein, es interessiert, und was interessiert, bleibt unvergessen. Bei dem zweiten male erinnern wir uns des ersten males, beim dritten vielleicht bilden wir uns schon die Regel und denken nicht daran, wie unendlich viel öfter wir von jemandem gesprochen haben, der nicht in unserer Mitte erschien. Ähnlich wie mit diesem Satze geht es mit zahlreichen Wetterregeln und Regeln des Aberglaubens, und ich denke auch mit dem Vorspuke. Es werden eine große Menge Vorspuksfälle erlebt, denen die Erfüllung nicht nachfolgt. In etwas anderer Form behauptet dies der Vorspuks Glaube selbst; dasselbe Ereignis, sagt er, kann viele male vorspuken, sowohl bei denselben spuchfichtigen Menschen als auch bei verschiedenen; das eine Ereignis muß sonach viele Vorspuksgesichte abthun und erledigen. Ich vermute aber, daß auch viele Vorspuksgesichte unerledigt bleiben und der Vergessenheit anheimfallen.

Netzt bleibt mir noch übrig nachzuweisen, daß Menschen Gesichte sehen können, welche sie für vorbedeutende ihrer Anschauung nach halten dürfen.

Es tritt uns da zuerst das Gesicht der Fata morgana, der Luftspiegelungen, entgegen. Berühmt sind die Erscheinungen dieser Art in den Wüsten der heißen Zonen, aber sie fehlen auch uns nicht, und ich selbst habe deren mehrere gesehen. Wenn an warmen Frühlings- oder Sommertagen die Luft feucht und von der Sonne erwärmt ist, hauptsächlich wohl in den Stunden von 10 bis gegen 2 Uhr, kann man auf weiten ebenen Flächen manchmal am Horizonte einen weißen Streifen — einem Gewässer ähnlich — erblicken, und darüber erheben

sich Bäume, Häuser, Kirchtürme, bald kenntlich als solche, die in Wahrheit weiter weg und noch hinter dem Horizonte liegen, bald verschoben und daher unbekannte Gegenden vorstellend. Ich habe solche Spiegelungen nur auf dem Moore gesehen, aber sehr häufig sind dieselben auch in der Marsch. Meilenweite, dem Blicke für gewöhnlich ganz entzogene Gegenstände, Schiffe, die auf der offenen See segeln, werden deutlich und nahe vor das Auge gerückt, zuweilen so deutlich, daß man wirklich den Gegenstand vor sich zu haben meint, häufig aber auch so, daß man weiß, man hat es nur mit einem Trugbilde zu thun. Diese Luftspiegelungen mögen nicht wenigen Spukgesichten zum Grunde liegen, wie ich vermute, namentlich solchen, in denen man Kriegszüge u. dgl. gesehen haben will.

Hieran reihe ich andere Fälle, in denen jemand äußere, wirkliche Sinnesindrücke erlebt, aber falsch gedeutet hat. Sie entstehen am leichtesten in dem Dunkel der Nacht. Wer nachts allein durch ein größeres Gehölz oder über die mit dichtem Nebel bedeckte offene Heide wandert, wird eine eigentümliche Aufregung empfinden. Er braucht nicht an Gespenster zu glauben oder Räuber und Mörder zu fürchten — wenn ihn nicht die Gewöhnung abgestumpft hat, wird ihn eine ganz andere Stimmung beherrschen als etwa beim Spaziergange durch die Straßen einer hellerleuchteten Stadt. Er wandert einsam, um ihn ist es still und fast undurchdringlich dunkel. Die Phantasie, die am Tage durch tausend wechselnde Eindrücke beschäftigt wird, ist auf sich selbst angewiesen und arbeitet in alten Erinnerungen oder Träumen der Zukunft. Das Auge, das Ohr, sonst unermüdlische Vermittler der Außenwelt, lechzen nach Thätigkeit, das verschwimmende Bild der Bäume, das unverständene Rascheln und Knarren, das einzeln aus dem Nichts hervortauht, fassen sie zwar auf, aber nur unvollständig, und die Phantasie müht sich ab, sie zu ergänzen. Ist nun der Wanderer mit reizbaren Nerven begabt, ein wenig furchtsam, hat er in der Kindheit von allerlei Spuk und Gespenstern gehört, so werden seine Gedanken auf diese düsteren Gebiete hin sich richten und je öfter desto länger dahin zurückkehren. War dort vorne nicht ein Mann? nein, er irrte sich, es war ein Pfahl. Aber wie seltsam und unheimlich rauscht es hinter ihm im Laube, ganz nahe, und zu sehen vermag er doch nichts, wie er ängstlich den Blick zurückwirft. Wenn ihm jemand nachschliche! Er beeilt seine Schritte, und siehe dort weiter zur Seite, hinter jener Eiche, ist das nicht wirklich die Gestalt einer

Frau, schwarz und riesengroß? winkt sie nicht mit dem Arme? Unsinn! denkt er, es giebt gar keine Gespenster. Aber wahrhaftig, sie erhebt auch den andern Arm und wendet sich her — und sollte nun etwa ein Rehbock mit seinem Brunstschrei an ihm vorüberlaufen, so wird er in vollster Angst entfliehen und schwören, jene Hainbuche sei eine schwarze Niesin gewesen und der Rehbock vielleicht der Teufel selbst mit Hörnern und tellergroßen glühenden Augen. Wenn das Gemüth von beängstigenden Empfindungen und Vorstellungen eingenommen ist, wenn die Sinne zu Leistungen angestrengt werden, deren sie nicht fähig sind, so verwandeln sich die Eindrücke in die Bilder, die den Geist bereits beschäftigten, und man sieht und hört, nicht was außer einem, sondern was in einem ist, Geschöpfe der eigenen Einbildungskraft. Wie viel Spuk mag in ähnlichen Lagen gesehen, aber verschwiegen sein, weil am Tage der Seher sich schämt oder, wenn er auch selbst noch glaubt, doch den Spott und Unglauben anderer fürchtet. Geschieht nun aber in der That an jener Stelle des Waldes oder auch nur in der Nähe einmal ein Unglück, dann tritt er hervor und meldet sich, daß er es vorhergesehen, und ist auch überzeugt, daß er es gesehen, denn was er eigentlich gesehen hat, weiß er ja selbst nicht.

Waren hier äußere Eindrücke wenigstens Veranlassung des Gesichts, so giebt es ferner eine Menge Gesichte, die rein in uns selbst entstehen, wenn auch zuweilen äußere Einflüsse auf ihre Richtung einwirken. Ich nehme zuerst einen allen bekannten Zustand, den des Träumens. Es ist das Wesen des Traumes, Bilder zu bringen. Eine Situation löst im Traume die andere ab, aber stets erscheint uns die Umgebung, in welche wir versetzt werden, als etwas wirklich außerhalb unser selbst Befindliches, wir sehen die Gegend, die Häuser, die Menschen, wir hören sprechende Stimmen; nicht als ein Erzeugnis unserer eigenen Seele empfinden wir sie, sondern als etwas sinnlich uns gegenüberstehendes. Die meisten Träume haben wir vergessen. Man nimmt an, daß jeder schlafende Mensch fortwährend träumt, man hat durch Beobachtungen ermittelt, daß die Traumbilder sehr rasch wechseln, daß in kurzer Zeit eine unglaublich lange Reihe an unserer Seele vorüberziehen, und nur wenige bleiben uns nach dem Erwachen in der Erinnerung. Aber es fragt sich, ob sie für immer vergessen sind. Erleben wir einmal Aehnliches, so mag das Traumbild auch wieder aufleben als ein Gesicht, das wir vor Zeiten gehabt haben. Vermuthlich hat jeder einmal das Gefühl gehabt — ganz plötzlich pflegt

es zu kommen — „aber dasselbe hast du ja schon einmal erlebt, dieselben Personen dasselbe reden hören und ganz in derselben Umgebung.“ Oft genug sagt einem alsdann der Verstand, daß in solcher Weise wir dasselbe gar nicht haben erleben können. Nun, die wahrscheinlichste Erklärung dieser Erscheinung geht dahin, daß eins der vergessenen Traumbilder dem Erlebniße ähnlich gewesen ist und die Wirklichkeit das schwache Bild wieder erweckt und zugleich nach sich selbst umgeformt hat. Wenn nun jemand, der an Vorspuk glaubt, ein solches zum zweiten male Erleben an sich erfährt, so wird er mit Ueberzeugung der Wahrheit gar leicht sagen, daß er es das erste mal im Vorspuk gesehen hat, da er selbst begreift, daß er es in Wirklichkeit nicht habe sehen können.

Anderer Träume sind so überaus lebendig, daß wir auch nach dem Erwachen nur mit Mühe uns bewußt werden, daß wir geträumt und nicht erlebt haben. Es fehlt sogar nicht an Beispielen, daß Männer, die wohl gewohnt waren, zu denken und auf sich selbst zu achten, durch eigenes Nachdenken einen Traum als solchen nicht erkannt, sondern fortwährend das Bewußtsein eines wirklichen Erlebnisses behalten haben; nicht innerlich in sich, sondern nur durch das Zeugnis anderer und den Widerspruch vorhandener Thatsachen sahen sie ein, daß sie sich getäuscht haben mußten. Auch solche Träume, meine ich, müssen bei manchen Leuten zu Gesichten werden; sie haben dies oder jenes gesehen oder gehört, aber sie wissen, daß es in Wirklichkeit nicht so hat sein können, also ist es im Vorspuk gewesen.

Wie der Gesunde im Traume sich mit einer eingebildeten Welt umgiebt, so der Kranke im Delirium. Wenn im heftigen Fieber das Blut glühend durch die Adern fließt, so verliert der Kranke die Herrschaft über seine Seele. Wirre, unzusammenhängende Bilder folgen eins dem andern, er sieht Gestalten an seinem Bette stehen, er spricht mit ihnen, sucht sie zu verjagen, flieht vor ihnen. Von diesen Bildern mag wenig haften bleiben. Wenn der Kranke genesen ist, wird er nur selten sich ihrer erinnern, und ich will nicht versuchen, diese Fieberphantasien zur Erklärung des Vorspuks mit heran zu ziehen. Aber es giebt eine leichtere Form des Deliriums, die bei äußerem Anschein der Gesundheit eintreten kann, die Ekstase oder, wie man sie namentlich bei vorwiegend religiösem Charakter nennt, die Verzückung. Bei äußerlichem Anschein der Gesundheit, sage ich, denn regelmäßig liegt doch eine Krankheit vor, bald eine

vorübergehende, etwa durch Blutandrang nach dem Gehirn veranlaßte, bald eine dauernde, die nicht selten mit Wahnsinn oder Tod endet. Die Ekstase ist ein Zustand, in welchem der Kranke unter dem Einflusse eines aufgeregten Gemüths seine Seele ganz in einer einzelnen bestimmten Richtung und also mit gesteigerter Kraft in Thätigkeit hält, in dieser Richtung meist zusammenhängend und mit einer Art Bewußtsein denkt, auch mit seinen Sinnen das, was in dieser Richtung liegt, aber auch nur dies wahrnimmt. Seine Reden nehmen einen höheren Schwung an, was an Kenntnissen und Erfahrungen und dichterischer Fähigkeit, zum Teil vielleicht unbewußt, in ihm gelegen hat, wacht auf und verleiht ihm wirkliche Beredsamkeit und den Schein einer höheren Begabung, als er im gewöhnlichen Zustande zeigt. Nicht selten auch sieht er Gesichte, namentlich religiöser Art, und weiß sie mit glänzenden Worten zu schildern. Er prophezeit die Schicksale der Menschheit und des einzelnen Staates, ja einzelner Menschen, und sein inneres Feuer, seine Bestimmtheit und Zuversichtlichkeit verschaffen ihm Glauben. Und doch sieht und spricht er nichts, was nicht schon in ihm gelegen hätte, es ist kein Fall hinlänglich beglaubigt, in welchem ein solcher Kranker wirklich Wahrheiten, welche er nicht schon einmal gehört, ausgesprochen, oder wirklich Kenntnisse, die nicht schon, wenn auch flüchtig, ihm vorgeführt waren, bewiesen hätte. Nur daß, wie bemerkt, alle geistigen und seelischen Kräfte in der einen Richtung aufs höchste angespannt sind und in dieser Richtung auf einen Punkt ihn zu Leistungen befähigten, die ihm im gesunden Zustande niemand zutrauen durfte. Die Gesichte und Prophezeiungen solcher Verzückten aber wurden vielfach als Eingebungen Gottes oder einer sonstigen höheren Macht angesehen, treulich geglaubt und weit verbreitet und laufen teilweise als Aussprüche wahrhafter Propheten weit und lange im Volke um. Man kennt Mittel, diesen Zustand der Verzückung künstlich hervorzurufen, und Priester wilder oder halbwilder Völker wenden sie oftmals an. Es ist nicht zu bezweifeln, daß auch unter den Priestern der heidnischen Deutschen Aehnliches bekannt und in Gebrauch war, um die Gläubigen desto besser zu beherrschen. Vielleicht, daß hierin mit die Keime des Vorspukglaubens liegen; jedenfalls ist der Glaube durch derartige Visionen gestützt und verbreitet.

Verwandt mit den Visionen sind wieder die Hallucinationen, Sinnesindrücke, denen keine äußere Einwirkung zum Grunde liegt, sondern die durch Vorgänge im eigenen Körper, speciell

in dem Sinnesorgane, hervorgerufen werden. Das Bewußtsein im allgemeinen ist ungetrübt, aber der Leidende sieht Erscheinungen und hört Töne, die nicht vorhanden sind. Bei einem gelinden Grade der Krankheit vermag er es noch, sich klar zu machen, daß es eingebildete Erscheinungen und Töne sind, bei einiger Steigerung hört dies Unterscheidungsvermögen auf, und die Sinnesindrücke werden aus der Person hinaus verlegt und von der Phantasie weiter gestaltet und begründet, d. h. um sie zu verstehen, werden ihnen Personen und Dinge zu Trägern und Ursachen gegeben, es entstehen Visionen und Gehörstäuschungen ähnlicher Art wie im Delirium, aber bei einem im übrigen klaren Bewußtsein. Eine sehr häufige, fast jedem bekannte schwache Erscheinung dieser Art ist das Klingen der Ohren, das Flimmern vor den Augen, der letzte Ausläufer ist der Wahnsinn. Aber dazwischen liegt eine unendliche Stufenreihe, und auch von diesen Zwischenstufen mag dem Vorspuksglauben manche Nahrung zugeführt sein.

Gegenwärtig empfängt vielleicht der Vorspuk seinen größten Zufluß aus dem dämmerigen halbawachen Hinträumen phantasiereicher Personen aus den ungebildeten Ständen. Ein junges Volk denkt nur in Bildern, kennt gar keine abstracten Begriffe, sondern bezeichnet selbst die Geistesthätigkeiten durch Vergleiche mit körperlichen Thätigkeiten. Wer sich eine Sache geistig aneignet, faßt sie auf und begreift sie, wer etwas weiß, sieht es, denn wissen heißt ursprünglich sehen, wer sich etwas Falsches denkt, bildet sich etwas ein, wer sich überhaupt etwas denkt, stellt sich etwas vor, wie etwa einen Stuhl oder Tisch. Dieselbe concrete Anschauung hat noch jetzt der einzelne Mensch, bei welchem das Gemüthsleben vorherrscht, der Verstand an abstractes Denken nicht gewöhnt, die Beobachtungsgabe durch Beschäftigung mit dem geistigen und seelischen Leben nach dieser Seite hin nicht geübt ist. Alle Vorstellungen werden ihm in der That zu Bildern und treten um so eher aus ihm heraus und ihm gegenüber, je mehr sein Zustand dem des Schlafens und Träumens sich nähert. Trifft es sich ferner, daß ungewohnte körperliche Ruhe den regelmäßigen Lauf des Blutes, die Functionen des Unterleibes stört, so wird das Gehirn afficiert, und zugleich nehmen die Bilder einen vorwiegend düsteren Charakter an. Wie viele solcher Bilder mögen z. B. vor der Seele eines alten Fischers vorüber ziehen, der nach einem langen Leben voll Gefahren, voll trauriger Ereignisse einsam in seinem Stübchen die Zeit verträumt. Seine Kinder, so viel

ihm die wilde See gelassen hat, sind draußen bei harter Arbeit, er allein sitzt im Hause mit stumpfen Sinnen, unthätig und unfähig, sich zu beschäftigen; halb unbewußt schweifen seine Gedanken von der Vergangenheit zur Zukunft und wieder zur Vergangenheit. Jetzt weilt sein Geist auf dem Meere. In ihrem kleinen, aber raschen Schiffchen haben sie reichen Fang begonnen, aber Nacht und Nebel zwingen sie, den Strand aufzusuchen. Pfeilschnell fliegen sie dahin, sie hören das Rauschen der Wellen und das Klappern der Taue, aber sie sehen nichts, nur das Grau, das immer mehr dunkelnde Grau des Nebels. Da mit einem male ein Krach, eine schwarze ungeheure Masse — dann wußte er nichts mehr. Ihn hatten sie gerettet auf das Schiff, von dem ihre Schaluppe übergesegelt war. Sein Bruder war ertrunken; drei Tage nachher trieb die Flut die Leiche an den Strand. Jetzt sind seine Söhne zur See, alle rüstigen Leute der Insel sind zur See, wo mögen sie fahren? Wenn nun ein Sturm sich erhöhe oder ein Nebeldicht und undurchdringlich wie an jenem Tage! Er sieht, wie die Schiffchen unter den Windstößen umschlagen und versinken oder, wie damals das seinige, unter dem Bug einer Fregatte zerbersten, er sieht, wie die Trümmer auf den Wellen fortgeschaukelt werden, wie die Männer noch einmal aus der Flut auftauchen und dann verschwinden auf ewig. Dann kehrt sein Geist zurück auf die Insel. Er sieht die Leiche seines Bruders am Strande, umringt von Verwandten und Neugierigen, neben ihr halb ohnmächtig die junge, jetzt schon verwitwete Frau. Ein Jahr nur waren sie verheiratet gewesen. Wie lustig hatten sie die Hochzeit gefeiert, wie hatte er selbst getanzt und gejauchzt. Ja, er hat Hochzeiten gesehen und Leichenbegängnisse, von beiden viele, aber der Leichenbegängnisse waren doch mehr und werden auch mehr noch nachfolgen. Sein eigener Tod wird kommen, und schlimmer als dies, vielleicht noch vor ihm werden andere Leute sterben, jüngere als er, seine Nachbarn, seine Kinder sogar, und ihn immer einsamer zurücklassen. So war seines Bruders Leichenzug gewesen, er sieht noch wie heute den Sarg, wie ihn die sechs Träger zum Kirchhofe trugen, unmittelbar dahinter gingen er und sein nun längst verstorbener Vater. So wird sein eigener Leichenzug sein, so der seines alten Freundes, und was er sich ausmalt, tritt ihm als Bild entgegen. Was er sieht, erzählt er nicht, er könnte es auch nicht erzählen, denn gar zu wandelbar, in schwachen Umrissen schweben die Gestalten vorüber, und wenn er es könnte, warum sollte

er es, warum sollte er die Nachbarn, die Kinder, die sich mit der Not des Lebens herumschlagen, mit trüben Gedanken erfüllen? Er schweigt und behält das Erschaute für sich. Wenn nun aber der Freund stirbt und die Leiche den bekannten Totenweg hingetragen wird, hinter ihr das Gefolge, zuerst in altherkömmlicher Ordnung die Verwandten, je nach dem Grade der Verwandtschaft, hierauf die Nachbarn und zuletzt die Leute hinten aus dem Dorfe, dann spricht er und erzählt, wie er das schon vorher gesehen, grade so wie jetzt, nur daß er es nicht habe sagen mögen. Der alte Mann spricht die Wahrheit, er hat es gesehen, er hat sie vielleicht alle begraben sehen, die jetzt noch leben, und es ist kein Zweifel, daß sie auf dieselbe Weise begraben werden, wie er es gesehen. Ganz genau so? Er glaubt es wenigstens. Denn das alte Bild steht ihm nur dunkel vor, er hat auch gar zu viele gesehen, aber was nun seine Augen sinnlich erblicken, wirkt gestaltend in die Vergangenheit zurück, was ihm in matten Umrissen erschienen war, einem stumpfen Gedächtnisse sich eingepägt hatte, schmiegt sich jetzt wieder auflebend der Wirklichkeit an und empfängt von ihr die bestimmteren Formen.

Wenn ich in obigem die Entstehung des Vorspukglaubens und der Vorspukgeschichten zu erklären versucht habe, so bin ich mir wohl bewußt, daß die Darlegung ihre Mängel hat und nicht für jeden vollständig überzeugend ist. Das Dasein eines solchen Aberglaubens läßt sich nie auf einen einzigen Grund zurückführen; es ist immer eine ganze Reihe von Thatsachen bei seiner Erzeugung thätig gewesen und manche vielleicht, die in uralter Vergangenheit verborgen liegen und nicht mehr aufgefunden werden können. Es ist unendlich schwer, sich in die Vorstellungsweise eines jungen lebhaften Naturvolkes zurück zu versetzen, dessen Phantasie z. B. mächtig genug war, die Wolken als wirkliche Klüfte aufzufassen, deren Eutern die Milch als fruchtbarer Regen entströmte, nicht bildlich, sondern im eigentlichen Verstande. Geschichtliche Denkmäler aus solcher Urzeit sind sehr sparsam, schriftliche gar nicht vorhanden, und die Kindheit z. B. des deutschen Volkes etwa nach den Zuständen der jetzt noch wild oder halbwild lebenden Völker zu bemessen, ist sehr bedenklich, da schwerlich eines der letzteren dem unsern an natürlichen Anlagen und Fähigkeiten auch nur nahe kommt, abgesehen von der Verschiedenheit aller äußeren Verhältnisse. In dieser Urzeit werden wir die Entstehung des Vorspukglaubens jedenfalls zu suchen haben. War aber der Glaube in weit

entlegener Vorzeit einmal entstanden und in die Gemüther eingedrungen, so fand er in der Beschaffenheit der menschlichen Seele wie in den äußeren Umgebungen hinlängliche Nahrung, um sich bis auf den heutigen Tag zu erhalten, wenigstens in den Kreisen, welchen wissenschaftliche Bildung und Einsicht in die Naturgesetze bis jetzt versagt geblieben ist. Wer einmal an Spuk glaubt, dem werden sich, wie ich vorhin nachgewiesen zu haben meine, Spukerlebnisse gar leicht darbieten, wie andererseits vor dem Ungläubigen der Spuk sich zurück zieht und verbirgt.

Es seien mir zum Schlusse noch einige Worte gestattet über die Ahnungen, die bei den Gebildeteren an die Stelle des Vorspuks zu treten pflegen. Die unterste Stufe nehmen jene dumpfen, unbestimmten Vorempfindungen, meist trüber Art, ein, welche sich bei nervenschwachen Frauen und hypochondrischen Männern nur zu oft einstellen. Solche Leute mit mangelhaftem Stoffwechsel, stockendem, unregelmäßigem Blutumlauf, denen weder die Zerstreuung des Vergnügens noch der frischen belebenden Arbeit behagt, die häufig in Langeweile den ganzen Tag auf dem Zimmer hinbringen, plagen sich mit selbstgeschaffenen Sorgen und ängstigen sich vor Gefahren, die nur in ihrer eigenen Einbildung existieren. Ihre Phantasie ist nicht stark genug, um ihren Befürchtungen Fleisch und Bein zu geben, Gestalten zu schaffen, die ihnen als fremde, außer ihnen stehende gegenübertreten, es bleibt bei Stimmungen und Empfindungen, die bald an jenem, bald an diesem Gegenstande haften und ihre Verwirklichung erwarten. Auf diese Ahnungen ist durchaus nichts zu geben. Sie sind ein Erzeugnis bloßer körperlicher Krankheit, und gegen eine, die einmal erfüllt werden mag, kommen sicher tausende, die in nichts zerstioben.

Es giebt indessen auch Ahnungen höherer Art. Wenn vorzugsweise auf den Verstand angelegte Menschen die Zukunft oder eine räumlich entfernte Gegenwart zu erforschen suchen, so zerlegen sie sich die bekannte Vergangenheit und Gegenwart möglichst in alle einzelnen Thatsachen, von denen sie Einfluß auf das Unbekannte erwarten. Sie suchen zu ermitteln, wie jede Thatsache wirken muß, stellen das Resultat zusammen, lassen eins das andere modificieren und ziehen endlich aus allen das Schlußresultat. Eine genaue richtige Abwägung aller einwirkenden Ursachen müßte unfehlbar ein richtiges Resultat liefern. Müßte! Ja, wenn es überhaupt möglich wäre, alle wirkenden Kräfte und Maß und Richtung derselben zu ermitteln! Aber

es ist nicht möglich, und darum bleibt auch dem verständigsten Manne die Zukunft ein verschleiertes Bild, das durch den Schleier nur dunkle trügerische Umriffe erblicken läßt. Andere Menschen befassen sich mit dem Zerlegen und Abwägen gar nicht. Was sie fühlen und erleben, was sie in und um sich haben, alles wirkt in einem Gesamteindrucke auf sie ein und weckt in ihnen entsprechende Vorstellungen, die, wenn sie ungesucht kommen, Ahnungen genannt werden mögen. Solche Menschen können gar wohl feiner organisiert sein, besser, wenn auch unbewußt, beobachten, besser, wenn auch wieder unbewußt, das Beobachtete zusammen fassen, als der mit kritischem Verstande und sorgfamer Ueberlegung arbeitende Mensch, sie können also auch richtigere Ahnungen haben, als die Berechnungen des anderen sind. Es gilt alsdann das Wort des Dichters: „Und was kein Verstand der Verständigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.“ Aber diese Ahnungen werden, ihrem Ursprunge getreu, in der Regel dunkel und unbestimmt sein, nur der allgemeine Charakter wird der Zukunft entsprechen. Indessen ist es keineswegs unmöglich, daß sie auch einzeln eine deutlich, scharf gezeichnete Gestalt annehmen; sie grenzen dann unmittelbar an die Gesichte. Ich kann es mir vorstellen, wie etwa jemand, der im Bette liegt, des Einschlafens harrend, dem unzählige traumartige Bilder in raschem Wechsel entstehen und vergehen, mit einem male von dem Gedanken einer ganz bestimmten einzelnen nahen Gefahr oder eines einzelnen bestimmten bevorstehenden Verlustes ergriffen wird, so lebhaft ergriffen wird, daß er für sich die volle persönliche Gewißheit erlangt zu haben meint. Die nach und nach unbewußt aufgenommenen Eindrücke sind durch eines jener vorübergehenden Bilder in Folge einer Gedankenverbindung mit einem male erweckt und zu einem Ganzen verbunden, wie etwa im Winter das Wasser die Kälte aufnimmt, ohne alle Veränderung für das Auge, aber die leiseste Berührung läßt es zu Eiskrystallen zusammenschießen. Sind nun die Eindrücke richtig gewesen, stehen sie in richtigem Verhältnisse zu einander, nun so mag auch die Ahnung ein bestimmtes einzelnes Ereignis richtig vorher sagen. Es ist dies für meine Vorstellung nicht unmöglich, aber ich finde eben deshalb auch nichts Uebernatürliches darin, noch etwa eine verborgene, bisher unerforschte Kraft der Seele. Unbewußte Eindrücke können richtig sein, eins der zahllosen Traumbilder eines Halb wachen kann die Eindrücke zu einem richtigen Ganzen zusammenfügen und diesem

eine concrete Gestalt geben. Aber eine seltene Ausnahme wird es immer bleiben. Unendlich viel öfter werden die Eindrücke einseitig und schief sein, wird die Gedankenverbindung nur einen Teil derselben und unvollständig wieder beleben, wird also auch die Ahnung ein leerer Schatten sein und bleiben.

Ueberhaupt ergiebt sich aus dem Bisherigen, daß das Empfinden von Ahnungen kein übermenschlicher Zustand, kein Zustand größerer geistiger Erwecktheit ist, sondern ein krankhafter oder doch ein solcher, in welchem der Mensch sich eher dem Instinct besitzenden Tiere als etwa einem Engel nähert, in welchem die geistigen Kräfte darniederliegen, das Traumleben vorherrscht. Wer viele Ahnungen empfindet, hat keinen Grund, sich für besonders bevorzugt und etwa für einen Propheten zu halten, sondern eher, seine Lebens- und besonders seine Ernährungswaise einmal genau zu prüfen; vermutlich steckt ein Fehler darin.

Die Schalter Pünke.

Es ist vielfach nachgewiesen und auch dem größeren Publikum nicht mehr unbekannt, daß ein bedeutender Teil unserer Volksüberlieferungen ein gemeinsames Eigentum des ganzen deutschen Volkes, ja nicht selten aller germanischen Völker oder gar darüber hinaus eines noch weiteren Kreises ist.

Aber es wirkt doch immer aufs neue überraschend, wenn man dieselbe Geschichte, denselben Scherz, die an eine bestimmte Dertlichkeit, an eine bestimmte Persönlichkeit unserer Bekanntheit unablöslich geknüpft, ja aus denselben herausgewachsen zu sein schien, plötzlich auf fremdem Boden antrifft und sich klar darüber wird, daß wir auch hier kein locales Product, sondern nur eine mehr oder weniger geschickte Anpassung eines weit verbreiteten, vielleicht uralten Gedankens vor uns haben.

Zwar nicht alle Geschichten, die wir zugleich hier und etwa in Hamburg oder Berlin antreffen, brauchen sich uralter Herkunft zu erfreuen. Auch die Gegenwart bringt dann und wann eine gute Anekdote, einen leidlichen Scherz neu zustande, und die hin- und herfließende Bevölkerung sorgt dafür, daß beide in kurzer Frist von West nach Ost, von Süd nach Nord getragen werden und sich überall heimisch zu machen wissen. Aber je länger und mehr man auf dergleichen achtet, desto mißtrauischer wird man gegen die Ursprünglichkeit mancher Erzählung und manches Wortes, die wir als einheimisches Gewächs der neueren Zeit zu betrachten gewohnt waren. Ist es ja schon zweifelhaft geworden, ob jene früher viel gebrauchte Redensart „Anton, stak den Degen hi“, jene viel erzählte Geschichte mit der Pointe „stak up, grote Jung, lat Herr Kloppenburg dar sitten,“ wirklich von Haus aus uns angehören.

Doch kommen wir endlich auf die Dholter Lünse, die uns einen Beleg jenes allgemeinen Satzes geben soll. Lünse ist, wie nicht jeder Leser und noch weniger jede Leserin wissen wird, der Achsnagel, der Nagel, welcher das Rad auf der Wagenachse festhält, daß es nicht abläuft, und mit der Dholter Lünse hat es folgende Bewandtnis. Vor langen langen Jahren, so erzählen verläumderische Nachbarn, sollen die Einwohner von Dholt arge Holzdiebe gewesen sein und namentlich die Dorsholter Büsche stark bestohlen haben, daher es noch jetzt im Westersteder Kirchspielsliede heißt:

De Dholter hefft de Stävelken-Schoh,
Darmit gah't se na de Dorsholter Büsche to.

Als sie sich einst in diesen Büschen auf ihre gewöhnliche wohlfeile Weise mit Holz versorgt hatten und eiligst mit ihren beladenen Wagen den Rückweg nahmen, brach an dem ersten Wagen eine Lünse, und der Wagen mußte anhalten. Aber jeder Zeitverlust konnte für sie verderblich werden, wenn die Dorsholter was merkten und ihnen nachsetzten. Rasch entschlossen steckte einer seinen Finger in das Loch der Achse, um das Abgleiten des Rades zu verhindern. Aber es dauerte nicht lange, da stiel auf dem schlechten Holzwege das Rad auf den Finger und quetschte ihn so, daß der Mann ausrief: „och holt, och holt!“ Und davon hat nachher das ganze Dorf seinen Namen erhalten.

Klingt der Schwank nicht, als wäre er ein echtes tagenbaren ammersches Kind? Und doch kommt er in seiner Hauptspitze schon vor einer Reihe von Jahrhunderten in ziemlicher Entfernung von hier vor und zwar in Schriften, wo man ihn nicht suchen sollte, nämlich in Rechtsatzungen.

In einer Niederschrift über die Dorfrechte von Köllerthal an der Saar wird ein Forst unter strengen Schutz gestellt. Niemand darf Holz hauen ohne Erlaubnis: „und fare eyn arm man dadurch und breche yme eyn tischenagel, so sol er eynen finger in das loch stoßen und keyne Holz darzu da ynnne hauwen noch snyden in dem forsten.“ Und ebenso wird in westfälischen Dorfsatzungen ausgesprochen, daß ein Fuhrherr, welcher den Dieb einer Wagenlünse auf frischer That ertappt, statt des Nagels den Finger des Thäters in das Loch vor das Rad zuwicken und mit ihm fortfahren soll, bis er zu einem Schmied kommt, der einen anderen Nagel herstellt.

Die Bestimmungen, die wir einem Heftchen von D. Gierke, „Der Humor im deutschen Rechte“, entnehmen, sind nicht etwa ernstlich gemeint, sondern wollen nur einen strengen Schutz des Forstes und des Ackergerätes durch die scherzhafte Uebertreibung kräftig ausdrücken, wie denn ähnliche Scherze mit einem ernsthaften Hinter- und Untergrund in unserem alten Rechte vielfach vorkommen. Aber sie beweisen, daß jene komische Situation, „ein Finger als Wagenlünse“, schon im fünfzehnten Jahrhundert wohl bekannt und gern benutzt war, und unsere Ammerländer werden sich dabei beruhigen müssen, daß sie von dem alten Witze eine geschickte Anwendung gemacht haben.

Eine Herbstdeichschau.

Epistel aus Ellwürden, 1855.



Du guckst an den kurzen Zeilen hernieder
Und wunderst dich baß und guckest wieder:
„Wie? Berse? er, der kaum zu Fuß kann gehn
Und den kein Auge je reiten gesehn,
Er will sich jetzt auf den Pegasus schwingen?
Auf geflügeltem Roß in die Lüfte dringen?
Ich fürchte, ich fürchte, das geht schief!
Er wagt sich zu hoch, drum fällt er tief.“

Kann sein, du magst die Wahrheit sagen;
Ich möcht's aber doch gern einmal wagen.
Mein Pegasus ist ja von Haus aus zahm,
Ich fürchte sogar, ein wenig lahm,
Und fall' ich denn auch, was ist's denn weiter?
Es fällt denn eben ein Sonntagsreiter.
Drum bitt' ich, gönn' mir 'nen kleinen Trab:
Vielleicht geht's ohne Purzelbaum ab. —

Es kann, wer will, im Folgenden lesen,
Wie diesen Herbst die Deichschau gewesen,
Und schildere ich nur einen Tag,
Nach ihm man die anderen bemessen mag. —

Früh morgens — noch spielte die Sonne Verstecken —
Mußt' Hermann — der Arme! — das Amt erwecken,
Und wirklich, nach einiger Mühe gelang's,
Zwar brummend, doch aus dem Bette sprang's.
In Brake sollte die Tour beginnen;
Drum mußten so zeitig wir von hinnen,
So früh uns entwinden Morpheus' Arm,
Der uns umschlang so süß und warm.
Rasch wurde der Kaffee eingesogen,
Ein Stückchen Brot mit hinuntergelogen,
Rasch die Cigarre in Brand gebracht
Und dann sich auf den Wagen gemacht.

Der Wind war westlich, die Luft war graulich,
 Vom Himmel tröpfelt's mehr als taulich.
 War's Regen, war's Nebel, ich weiß es nicht;
 Doch sicher war's naß und gehörig dicht.
 Wir suchten uns mit Shawls und Mäcken,
 So gut es ging, vor dem Wetter zu decken
 Und fuhren dann munter beim letzten Haus
 Aus unserm gepflasterten Dorf hinaus.

Die Marsch ist schön in Sommertagen,
 Wenn die Felder üppige Saaten tragen,
 Der Raps in goldener Blüte steht,
 Im tiefen Grase das Rindvieh geht,
 Wenn die Störche klappern auf ihrem Neste,
 Im Graben die Frösche quaken aufs beste,
 Der Kuckuk schreit, der Tauber girt,
 Die Schwalbe zwitschernd das Haus umschwirrt —
 Gott schütze die Marsch und ihre Bewohner!
 Den Ackerbau und die Viehzucht lohn' er,
 Er schütze vor salzem Wasser das Land,
 Vor Seuchen das Vieh, die Häuser vor Brand!
 Mich aber schüt' er vor ihren Wegen,
 Wenn sie nach wochenlangem Regen
 Zerstört und verdorben sind wie heut,
 Wo sie zu befahren die Pflicht uns gebet.

Jetzt lehnen wir zur linken Kante
 Und schweben ob eines Grabens Rande;
 Dann zieht es uns rechts in die Spur hinab,
 Die hohl uns angähnt wie das Grab.
 Zuerst voll Löcher ein harter Boden,
 Des Stöße uns versetzen den Oden;
 Dann tiefer Morast und schlammiger Gischt,
 Der unter den Rädern knirscht und zischt.
 Zuerst ein Kumpeln, Rütteln und Schütteln,
 Als führe man auf 'nem Damm von Knütteln,
 Und dann ein Schleifen und Ziehn so zäh,
 Als ob ich den Löffel im Kepdi dreh'.

So geht es vorwärts, Fuß vorm Fuße;
 Wir haben die allerschönste Muße,
 Die Gegend zu sehen rings umher;
 Wenn's nur zum Ansehn gewesen wär'!
 Durch alle die -wurpe, -warden und -würden
 Im Zickzack uns die Wege führten;
 Die Pferde keuchen, der Wagen knarrt,
 O weh! wie währet, wie weilet die Fahrt!

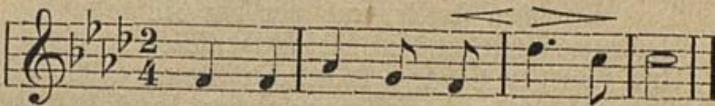
Da, endlich! sehen wir, Welch Vergnügen,
 Am grauen Horizont Brake liegen.
 O Brake, wie freut dein Anblick mich,
 Ich grüß' dich von Herzen, ich grüße dich!

Hoch sehen wir die Masten ragen,
Die bunte Wimpel und Flaggen tragen;
Zur Seite scheinen groß und schwer
Schiffsrümpfe von den Werften daher.
Hoch sehen wir auch den Telegraphen,
Der — wie sein Erbauer — nun soll entschlafen,
Und traurig schon die Arme senkt,
Die sonst so lustig er hat geschwenkt.

O Brate! in dir, so ist's mir versprochen,
Soll all die Anbill werden gerochen,
Die Wetter und Wege uns angethan.
In dir, da halten ein Stündchen wir an,
Ein Stündchen, das wir nach unsern Strapazen
Im Trocknen sitzend können verschwagen.
Gemächlich beim Frühstück — Bouillon vielleicht,
Dann werden Mustern mit Rheinwein gereicht;
Nicht übel ist auch roher Schinken:
Was läßt sich nicht alles dabei trinken!
Bier, Ale, Portwein oder Bordeaux —
O Brate, wie macht mich dein Anblick froh!

Man klagt, daß des Menschen spärliche Freude
Der raschen Zeit zur leichten Beute
Verfallen und schnell verwelken muß,

Mesto



Singt: „Ist von Dauer denn kein Genuß?“
Ach Gott, die Freude Brate zu sehen
Wollt' — aere perennius gar nicht vergehen;
Fast eine Stunde dauert' es noch,
Oh' unser Wagen das Ziel erkroch.

Man spricht von des Menschen bitterem Lose,
Daß ohne Dornen keine Rose
Und keine Freude ohne Leid
Ihm zum Genuße sei bereit.
Mich dünkt, es wär' noch nicht sehr zum Klagen,
Müßt' jeder Dorn nur auch Rosen tragen.
Schon mancher Dorn stach mich genug,
Der nicht 'ne einzige Rose trug.

Als wir vor Grosse's Hause hielten,
Uns mühsam den Röcken und Mänteln entwühlten,
Stand schon vor der Thür die Commission
Und sprach mit etwas pikiertem Ton:
„Die Herren sind lange ausgeblieben
Und lehrten in Geduld uns üben;
Nun müssen wir aber weiter sogleich,
Der Tag ist kurz, und lang der Deich.“

Da haben wir's! hin die behagliche Stunde,
 Hin Wein und Schinken, die Magen und Munde
 Versprochen zur Tröstung nach der Fahrt!
 Ja, hin die Rose duftig und zart,
 Die nach der Dornen Prickeln und Stechen
 Als schönen Preis wir sollten brechen!
 Zur Wahrheit keine Hoffnung ward!
 Ein Narr ist, wer da hofft und harrt!

Wir mußten mit gramersüllten Blicken
 Uns in die bittere Notwendigkeit schicken,
 Verschlungen ein karges Butterbrot,
 Erhaschten ein Gläschen Wein mit Not,
 Und weiter ging's in der alten Weise:
 Wir drangen durch zugeschlammte Gleise,
 Und rumpelten bald auf stößigem Grund,
 Bald sanken wir in 'nen Wasserschlund.

Das Wetter freilich, ich muß es gestehen,
 Ward trockner, der Wind begann sich zu drehen
 Und lief durch Norden herum nach Ost,
 Ein Trost, doch ach, nur ein leidiger Trost.
 Raß waren wir doch nun einmal leider,
 Raß wir und unsere sämtlichen Kleider,
 Und in dem Ostwind scharf und kalt
 Erstarren Menschen und Kleider bald.
 Das Sprechen stockte, und vor der Kühle
 Verkrochen wir uns in die Wagenstühle,
 Und nur der Cigarre bläulicher Rauch
 Bezeugt' den noch weilenden Lebenshauch.
 Ein jeder suchte mit Träumen und Sinnen
 Den Weg bestmöglich sich abzuspinnen.
 Ich habe die Zeit damit verbracht,
 Daß ich dies Knittelgedicht gemacht.
 Es trägt sein Ursprungszeugnis mit sich,
 Ist weder kurzweilig noch wikig,
 Und holpert und stolpert grade so hart
 Und dehnt sich so lange wie unsere Fahrt.

Doch alles Irdische ist vergänglich,
 Und war die Reise noch so länglich,
 Wir kamen doch endlich an das Ziel
 Und rollten hinab nach Großensiel.

Sahst je den Ausgang ihr der Sonne,
 Der Leben webenden Weltenwonne?
 Ihr Städter schlafet, ist mir bang,
 Für solche Genüsse viel zu lang.

Anheimlich nebelbleiches Grauen
 Liegt auf den regungslosen Auen,
 Und nur den Osten färbet leicht
 Der Tag, noch eh' er selbst sich zeigt.

Da drängt sich aus der Dämmerung Schleier
 Ein Ball von glühend-rottem Feuer,
 Der erst die Wolken purpurn malt,
 Dann um der Bäume Wipfel strahlt,
 Nun tausendfach auf des Grases Spitzen
 Entzündet ein Funkeln, Sprühn und Blitzen
 Und endlich rings die ganze Welt
 Mit vollem, warmem Licht erhellt.

Bei solchem Anblick empfindet jeder
 Mehr, als beschreiben kann die Feder,
 Und ähnlich war das Hochgefühl,
 Das wir empfanden zu Großenfiel.

Das Klappern der Schüsseln und der Teller,
 Das Klingen der Gläser aus dem Keller,
 Das ist der rötliche Dämmerungsfaum
 Am weiten grauen Himmelsraum.
 Die lieblich gemischten Wohlgerüche,
 Die zu uns drangen aus der Küche,
 Das sind die Wolken rotbemalt,
 Die Baumeswipfel licht umstrahlt.
 Die Tafel, besetzt mit den vielen Gerichten,
 Lieblich zarten, kräftig dichten,
 Der Flaschen Zahl und Verschiedenheit
 Gleich glitzerndem Taus uns erfreut.
 Und als wir wirklich zu Tisch uns setzten,
 Wirklich Gaumen und Magen lezten,
 Mit Fisch und Braten und allerlei Wein,
 Da knüpften aufs neue den alten Verein
 Leib und Seele, und wie die Teller
 Und Flaschen sich leerten, so ward es heller
 Und wärmer bis in das Herz hinein,
 Als Sonnenwärme und Sonnenschein.

Es waren ein paar fröhliche Stunden,
 Nur leider zu rasch dahingeschwunden;
 Scheint auch die Sonne noch so schön,
 Am Ende muß sie untergehn.
 Ermüdung drückte die Geister nieder,
 Drum brachen wir auf und ruhten wieder
 Nach kurzem Weg im eignen Haus
 Von unsern Leiden und Freuden aus,
 Und dann — doch „nach dem einen Tag
 Ein jeder die andern bemessen mag.“

Wetter = Stimmungen.

Nach der Sturmflut 1855.

Tänzelnd hüpfet der Bach, gleichmäßig gleitet der Strom hin,
Majestätisch und stolz ruht in sich selber das Meer.
Aber erhebt sich der Sturm, so kränfelt zierlich der Bach sich,
Schaufelt den Rachen der Strom, kränzend die Ufer mit Schaum,
Steigt berghoch zu furchtbar brausenden Wogen die Meerflut,
Schlingt in zerstörender Wut Schiffe und Länder hinab.

An schwülem Sommertage.

Erdrückend liegt der Mittag auf der Flur,
Und ruhesuchend birgt sich alles Leben;
Die fleißige Biene selbst fliegt einzeln nur,
Der Blume süße Schätze zu erheben.

Der Vögel munterer Gesang erstirbt,
Kein Laut mehr unterbricht die tiefe Stille,
Nur daß von Zeit zu Zeit noch einsam zirpt
Einschläfernd dort im Horne eine Grille.

Die Blumen senken träumerisch das Haupt,
Es schlummert alles auf den weiten Matten;
So laßt mich schlummern auch, wo dichtbelaubt
Die breite Linde bietet ihre Schatten.

Nänie auf das Opfer eines Schneesturms.

Der Hahn ist tot! Vernahmt ihr schon die Kunde?
Der Hahn ist tot, der junge schöne Hahn!
Zu frühe schlug für ihn die Todesstunde
Und rief ihn ab auf halber Lebensbahn.

Der schwere Schneesturm hat ihn hingestrecktet,
Der kalte Nordwind hat sein Blut erstarrt;
Hier fand man ihn, von dichtem Schnee bedecket,
Der erst sein Mörder, dann sein Grabtuch ward.

Noch heute sah ich ihn bei seinen Schwestern
In Jugendheiterkeit und Jugendkraft;
Jetzt ist er tot, und stumm sitzt auf den Nestern
In tiefer Trauer jetzt die Schwesterschaft.

Wohl mag sie trauern, denn wie er war keiner
Auf allen Höfen ringsherum im Ort,
Und wer ihn kannte, mit den Schwestern wein' er,
Daß ihn der Tod so schnell gerissen fort.

Ein schimmernd Weiß erglänzte sein Gefieder,
Rein wie der Schnee, der jetzt ihn decket hier;
Doch schwarz und goldig schillernd wallte wieder
Des stolzgeschwungnen Schweifes dicke Zier.

Wie flammenzackig stand des Kammes Röte
Gen Himmel auf, verkündend Hohn und Zorn;
Es fragt sein Blick, ob einer Kampf ihm böte,
Zu trocken wage seinem scharfen Sporn.

So konnt' er schreiten, ein, zwei Schritte, prächtig,
Es schwoll die Brust, das Haupt hob sich empor,
Und hell aufschmetternd, wie Drommeten mächtig
Drang siegesgewiß sein Kriegesruf hervor.

Es wagte keiner, und mit würdgem Schritte,
Zur Sanftmut kehrend seinen stolzen Sinn,
Trat er zurück in der Gespielen Mitte,
Die freudig gleich sich sammelten um ihn.

Dann führt' er sie durch seines Hofes Weiten
Und zeigte ihnen Körnchen hie und da,
Und wußte schlan zum Garten sie zu leiten,
Wenn er erspäht, daß keine Menschen nah.

Großmütig ließ er alle andern picken,
Oh selber er ein einzig Körnchen nahm;
Sogar das Täubchen lud er ein mit Nicken,
Wenn eines schüchtern fragend nahe kam.

Und froh und munter immer Klang sein Krähen;
Biegsam, melodisch, hell und rein
Begrüßte er des jungen Tags Erstehen
Und ließ nicht nach bis hin zum Sternenschein.

Jetzt ist er tot, getrennt von seinen Schwestern,
In seiner schönsten Jugend hingerafft;
Jetzt ist er tot, und stumm sitzt auf den Nestern
In tiefer Trauer nun die Schwesterschaft.

(December 1855.)

Ich bleibe zu Hause!

De Wind de weit,
De Regen sleit
Dör Fenstern und dör Muern.

En gräsig Beer!
Wo kommt 't all her?
Un wo lang schall 't noch duern?

De Snigge blifft in ehrem Hus,
Un in ehr Löcksen krumpt de Mus;
Se willt et drög' asluern.

So tröst' ick mi denn of darmit,
Dat ick hier drög' im Drögen sitt;
De buten sünd, möägt truern.

Die räumliche Entwicklung der Stadt Oldenburg

vor und nach dem Freibriefe von 1345.

m Anfange des vierzehnten Jahrhunderts beschränkte sich die Stadt auf den engen Raum, welchen im Süden die alte Haren (jetzt offiziell Hausbeke genannt), im Norden die Gast-, Schütting- und Staustraße umschließen, einen Raum, der etwa ein Drittel der Grundfläche der jetzigen inneren Stadt einnimmt.

Die Haren trat aus dem ehemaligen Harendobben der jetzigen Gaststraße gegenüber an die Stadt heran, umfaßte sie in einem südlichen Halbkreise, sie zugleich von dem Schlosse und dessen Nebengebäuden, Höfen und Gärten trennend, und mündete am Stau in die Hunte. Ehe der Harendobben mit Sand bedeckt war, ließ sich der Lauf der Haren in demselben noch deutlich erkennen, und auch der Name smalle Haren haftete an dem Wässerchen noch lange, nachdem der eigentliche Fluß bereits nach dem Harenthore und am Heiligengeist- und Stauwall hin zum Stau geleitet war.

Die drei genannten Straßen existierten noch nicht. Von da, wo die Haren an die Stadt trat, zog sich zwischen Berg- und Gaststraße, dann zwischen Baumgarten- und Schüttingstraße, vermutlich auch zwischen Ritter- und Staustraße hin ein Wall mit einer Mauer und schützte die Stadt gegen Norden.

Der Wall zwischen Bergstraße und Gaststraße ist verschwunden, aber ein urkundlicher Beweis seiner früheren Existenz ist uns erhalten. Im Jahre 1460 befand sich der Kanonikus Bernd von Lunne, welcher an der „engen Strate“ wohnte,

in einem Grenzstreit mit mehreren Bürgern. Hinter seinem Hause hatte er einen Raum, „dar wandages der olden stad mure plach up to liggende“ (auf der ehemals der alten Stadt Mauer zu liegen pflegte) mit einem Zaune der Länge nach abgegrenzt. Seine Nachbarn hatten Grundstücke „benedden dersulven murstede int nortwest agter des vorg. hern Bernd hoffte unde gesate bi der straten, de na deme gasthuse geit, liggende“ — d. h. unterhalb derselben Mauerstätte nach Nordwesten hinter des vorgenannten Herrn Bernd Gehöft und Besitzung an der Gaststraße liegen. Beachten wir das Nordwest, so ergibt sich, daß südöstlich von der Gaststraße die enge Straße und zwischen beiden die Stätte sich befand, wo die alte Stadtmauer bestanden hatte. Die enge Straße konnte nichts anderes als die jetzige Bergstraße sein. Die Nachbarn glaubten, daß Bernd ihnen zu nahe gekommen sei, und suchten den Zaun zu untergraben. Der Streit wurde indes verglichen, und die Nachbarn Bernds an der Gaststraße verpflichteten sich, daß sie „den wal, dor de muer achter hern Bernden vorg. hofften uppe legghen hefft, nicht en wech graven, verrynneren noch vorbryngen“ wollen. Später ist dies freilich doch geschehen, denn der Wall ist nicht mehr vorhanden, aber im Jahre 1460 scheinen die Reste noch nicht ganz unbedeutend gewesen zu sein. Die Gaststraße wird in mehreren Urkunden, z. B. vom 30. September 1464, als in der Neustadt belegen bezeichnet.

Zwischen Baumgartenstraße und Schüttingstraße hat sich ein Teil des Walles nebst Mauer noch bis auf den heutigen Tag erhalten und zwar ostwärts von des Kaufmanns Kollstede Hause (Langestraße Nr. 37). Obwohl früher und auch in neueren Jahren viel Erde von dort weggeschafft ist, sind doch die Reste immer noch ansehnlich und ihrer früheren Bedeutung nach unverkennbar. Von den Hofplätzen des Kollstede'schen Hauses, des Hauses der Genossenschaftsbank (Schüttingstraße Nr. 20), des Barbiers Westphal (das. Nr. 19) u. s. w. läßt sich dies immerhin interessante Ueberbleibsel des Altertums leicht in Augenschein nehmen. Uebrigens fehlt der urkundliche Beweis auch hier nicht. Denn am 13. Juli 1499 verkaufte der Kanonikus Friedrich Lunenberg ein Haus an der Baumgartenstraße mit dahinter liegendem an die Stätte der alten Mauer grenzendem Garten.

Für die Strecke zwischen Staustraße und Ritterstraße können wir einen gleich bündigen Beweis weder durch Urkunden noch durch Augenschein beibringen, sind aber dennoch nicht im

mindesten zweifelhaft. Einmal weist die ganze Gestalt der ältesten Stadt darauf hin. Nirgends können die nördlich der Baumgartenstraße laufenden Wall und Mauer sich füglich fortgesetzt haben als parallel mit der Staustraße, aber südlich derselben bis in die Nähe der Haren beim Stau. Die älteste Stadt bildete bei dieser Annahme ein wohl abgegrenztes Oval, während bei jeder anderen Voraussetzung eine Unform herauskommen würde. Sodann erscheint die Staustraße als eine von Anfang her dagewesene Fortsetzung der Schüttingstraße, und da letztere, wie wir sehen werden, ein Graben war, so ist die natürlichste Vermutung die, daß der Graben durch die Staustraße in die Haren seinen Abfluß hatte. Möglich ist freilich auch, daß hier, wo der Boden niedriger war und mehrere Gewässer zusammentrafen, Wall und Mauer weniger nötig erschienen und also aufhörten; aber die Abgrenzung der Stadt lief sicherlich der späteren Staustraße parallel auf der inneren Seite derselben. Eine Strecke lang wird auch jedenfalls der Wall noch östlich von der Achternstraße sich fortgesetzt haben.

Oben ist gesagt worden, daß die Haren der Gaststraße gegenüber an die Stadt getreten sei. Allein dies war wohl nur der Hauptarm. Ein kleinerer Arm wird westlich vom Theater, ein dritter in der Nähe des Harenthors sich genähert, beide vielleicht bei der Mündung der Poggenburg in die Harenstraße sich vereinigt und dann längs der Haren-, Schütting- und Staustraße ihren Lauf zu dem Hauptarm am Stau genommen haben. Hierauf deuten die verschiedenen Wasserläufe, welche ältere Karten, z. B. die Hünersche von 1804, auf dem Dobben zeichnen. Ferner spricht hierfür Name und Bodenbeschaffenheit der Harenstraße. Bei Neubauten in der Harenstraße hat sich der Baugrund vielfach als sumpfig erwiesen, so bei Ohmstede und Schäfer, bei Kaufmann Freese, Gärtler Sonnwald (jetzt Buchbinder Timpe), Klempner Böhme, Kaufmann Hornbüffel [hier weniger], (Ecke der Langenstraße Nr. 63, Harenstraße 60, Langestraße 62, Harenstraße 6, 9, 20). Bei Freese, Sonnwald, Böhme fand man sogar Bollwerke von Pfählen, wie sie zur Einengung von Flüssen und Befestigung der Ufer üblich sind. Dazu kommt ferner, daß wir positiv wissen, daß um die Mitte des vierzehnten Jahrhunderts Häuser auf der Haren erbaut werden sollten. In dem Freiheitsbriefe von 1345 sprechen die Grafen aus, daß die Hausplätze, die von den Gräben und den Kohlhöfen gemacht würden, der Stadt gehören sollten. Würden aber auf der Haren Hausplätze ge-

macht, so sollten sie zu einem Drittel der Stadt, zu zwei Dritteln den Grafen gehören. Auch der Name der Poggenburg erklärt sich am einfachsten aus sumpfiger Beschaffenheit einer von Wasser durchzogenen Gegend. Vielleicht mag noch ein weiterer Arm von dem Hauptarme sich dem Laufe der jetzigen Gaststraße entsprechend bis zur Schüttingstraße hingezogen haben, doch liegt ein Beweis hierfür nicht vor.

Die Schüttingstraße liegt auf einem alten Stadtgraben und hieß auch früher *de strate up den graben*. Eine Straße dieses letzteren Namens kommt im fünfzehnten Jahrhundert einige male vor, und zwar immer mit dem Zusätze *up der nyen stad*, in der Neustadt, und von einem Hause an dieser Straße erfahren wir, daß es der Schütting war (vgl. Urkunde vom 15. August 1434, Nachtrag). Im sechzehnten Jahrhundert tritt dann der Name Schüttingstraße auf, anfänglich gleichfalls mit dem Zusätze: in der Neustadt (1522, Juni 3). Der Schluß, daß die Schüttingstraße nach dem an ihr liegenden Schütting benannt, also mit der *Strate up den graben* eine und dieselbe sei, dürfte nicht zu kühn erscheinen. Ich bemerke übrigens, daß der Schütting, welcher an der Grabenstraße stand, nicht der spätere Schütting an der nördlichen Ecke der Schütting- und der Langenstraße war — er war kein Eckhaus. Die Neubauten an der Schüttingstraße haben ebensowohl wie in der Harenstraße einen sumpfigen Untergrund ergeben. Beim Abbruch des Behrenschen Hauses (damals Nr. 13, jetzt Nr. 11) im Jahre 1862 stieß man beim Legen der Fundamente auf eine Humusschicht, anscheinend ein altes Fluß oder Grabenbett, worin man u. a. Hirschgeweihe und Kopf und Gerippe eines Bibers fand. (Medizinisches Correspondenzblatt. 1862. S. 143.)

Bei der Staustraße vermag ich Beweise dafür, daß sie auf einem Graben oder einem Flusse angelegt worden, nicht beizubringen und kann mich nur auf die bereits erörterte Lage derselben berufen.

Nördlich von Haren und Stadtgräben dehnten sich die Gärten, Ackerländereien und Wiesen der Eingefessenen aus. Der einzige Weg von der Stadt aus scheint die Langenstraße gewesen zu sein, damals von Kollsteden Haus (Mündung der Schüttingstraße) nordwärts ein bloßer Weg, der sich, wie Geestwege lieben, in sanften Windungen dahinzog. An dem Wege lagen zu beiden Seiten, schief aufstoßend, wie gleichfalls bei den Eschen unserer Geest die Regel, die Garten- und Ackerstücke. Häuser gab es noch nicht, bis man draußen weit hinaus auf

das Siechenhaus stieß, an dem Platze, wo nach der jetzigen Straßeneinteilung die Alexanderstraße beginnt, beim Gasthof zum grauen Kopf. Es war dies ein Haus zur Aufnahme kranker, namentlich am Ausfatz leidender Reisender. Die Gertrudenskapelle wird ebenfalls schon gestanden haben. Etwas weiter hin und etwas mehr nach Osten am Wege nach Donnerschwee kamen einzelne bäuerliche Häuser vor, sie bildeten das Dorf Schlotten, wenn ich nicht irre, in der Nähe der Hoyerschen Brauerei belegen. Noch weiter nach Donnerschwee lag ein adeliges Gut Beverbefe, etwa in der Gegend der chemischen Bleicherei. Jenseits der Gertrudenskapelle lag das Dorf Enharden (Ehner), bestehend aus vier Bauernhäusern, die das Rittergeschlecht von Porsenberg von den Grafen von Tecklenburg zu Lehn hatte. Links vom Alexanderwege lagen zunächst Gärten und Wiesen, weiterhin folgte sumpfige Heide, wohin die Bewohner von Oldenburg und zum Teil einige benachbarte Bauern Vieh und Pferde trieben, eine Wüste ohne feste Grenzen. In der ganzen Gegend lagen zwischen den Aekern, Wiesen und Gärten noch manche unangebaute Flächen, die man zum Sand- und Lehmgraben oder als Schafweide benutzte, wie es gerade paßte.

Westlich von Oldenburg lagen in der Harenniederung sumpfige Wiesen, zum großen Teil den Rittern von Eversen gehörig. Das einzige Haus dort war die Harenmühle (jetzt Ammerländischer Hof, Ofenerstraße 34), ebenfalls den Rittern von Eversen gehörig, aber im Obereigentum des Propstes zu Wildeshausen. Der Harenesch wurde wohl schon damals von der Stadt aus landwirtschaftlich benutzt. Nördlicher lag das Ziegelhaus der Grafen, anscheinend näher der Haren als der jetzige Ziegelhof.

Westlich an beiden Seiten der Hunte lagen die Wiesen, näher dem Orte schon in ziemlich sorgfältiger Cultur, weiterhin aber mit vielen Bäumen und Gesträuchen besetzt, kein Wald, aber ein Bruchland mit ungenügender Abwässerung und lange Zeiten des Jahres hindurch überschwemmt.

Im Süden endlich lag das Schloß mit seinem Zubehör. Der Schloßbering umfaßte die ganze Fläche zwischen Hunte und Haren, einschließlich des Jordans (die Grundstücke zwischen Mühlenstraße, Haren, Hunte, wo jetzt die Post mit Zubehör und die Poststraße) und der Mühlenstraße östlich der Haren. Das Schloß selbst stand auf der Stelle des jetzigen, war aber ohne Zweifel durch Wall und Graben noch besonders wieder

geschützt, vermutlich nur geringen Umfangs. Den übrigen Teil des Beringes nahmen Wirtschaftsgebäude, Marställe und Gärten ein, vielleicht daß auch Werkstätten, Magazine u. dgl. sich dort fanden. An der Hunte war die große Wassermühle bereits vorhanden; anscheinend gab es schon damals zwei, die eine an der eigentlichen Hunte, die andere an einem Arme, der gleich oberhalb der großen Mühle rechts zum Deljestrich führte, nicht am Damm, sondern neben dem Hause von A. Haake (alte Huntestraße Nr. 1). Gegen den inneren Damm war der Schloßbering durch eine Mauer abgesperrt.

Der innere Damm und überhaupt der ganze Damm bis zur Osternburg war noch ein Weg ohne Häuser. Der Huntearm, an welchem jetzt die Dammmühle steht, war noch nicht vorhanden; im übrigen war der Damm schon damals reich an Brücken, da die Haren am Casinoplatz, die Hunte und das jetzt meist Deljestrich genannte Wasser diesseits der Osternburg zu überschreiten war. Auf der Osternburg setzte sich der Weg fort in der Richtung auf Kreyenbrück und Bümmerstede. Ein Sommerweg führte indes östlich nach Blankenburg und dem Wüstenlande, über den Wüstenländer Fußberg bis Drielake, dann über den Klambeker Weg und ferner über den Deich bis Sprump, wo der fahrbare Binnendeich Brokdeich sich anschloß.

Ein Dorf Osternburg existierte noch nicht; es gab dort zwei Bauern und vielleicht einige auf deren Gründen sitzende Höter. Die Bauernhäuser standen da, wo jetzt das Haus des Geh. Ober-Reg.-R. Hofmeister (Kloppenburgers Chaussee 59) und dessen Nachbarhaus im Süden sich befinden. Die Wiesen an der oberen Hunte gehörten teils diesen Bauern, teils aber den Grafen, namentlich auch die Dammkoppel. Auch hier war an manchen Stellen noch Baumwuchs, wo jetzt nur Gras geduldet wird, insbesondere trug die große herrschaftliche Wiese Buschhagen, nahe dem Cavallerie-Exercierplatze, noch Holz.

Im Eversten endlich saßen zwischen Holz und Moor die Ritter von Everßen auf einem Hause, dessen Stelle nicht ermittelt ist, von der Sage aber dahin verlegt wird, wo jetzt die Bodenburg, auch Junkerec genannt, steht. Die von Everßen waren reich begütert, und ihre Gründe erstreckten sich, wenngleich nicht ohne Unterbrechungen, vom Harenesch bis an die obere Hunte und wieder vom Moore bis an die Mauern von Oldenburg. Das Moor selbst gehörte zumeist den Grafen, welche die Oldenburger an der Nutzung durch Torfstich teilnehmen ließen.

Oldenburg hatte vermutlich nach Norden hin nur ein Thor, vor der langen Straße zwischen den Häusern von Kollstede und Bäcker Gode (jetzt Hoyers Alfensidegeschäft Nr. 59); dasselbe wird in Urkunden vom 11. März 1434 und 15. Juli 1514 zur Bezeichnung der Lage von Häusern erwähnt: by der olden porten, heißt es beide male. Wall und Mauer waren sicherlich hier, wo der Feind am leichtesten an die Stadt kommen konnte, am höchsten und stärksten, und daher kommt es wohl auch, daß noch jetzt an dieser Stelle die Langenstraße am höchsten liegt. Vor der Mähternstraße scheint nie ein Thor gestanden zu haben.

Am entgegengesetzten Ende der Stadt, zwischen dieser und dem inneren Damm am Casinoplatz stand die Penzenpforte, ebenfalls eine Hauptpforte, da sie den Verkehr nach Süden durchließ und imstande sein mußte, die südwärts andringenden Feinde abzuwehren.

Nach dem Eversten hinaus führte noch kein öffentlicher Weg, sondern nur ein Privatweg der Herren von Everfen, oder richtiger eine bloße Auswegung, die wohl nur im Sommer passierbar war. In dieser ältesten Zeit war an der Strecke von der Gaststraße bis zur Penzenpforte überhaupt weder Wall noch Mauer, und man verließ sich auf den Schutz, den Sumpf und Gewässer boten.

Dagegen muß am Stau schon damals irgend eine Deffnung in der Befestigung gewesen sein, da sonst nicht nur die landwirtschaftliche Nutzung der Ländereien an der unteren Hunte, sondern namentlich auch die Schifffahrt zu sehr erschwert worden wäre.

Endlich stellte eine Brücke über die Haren neben der Hauptwache mit einem Thore darauf die Verbindung zwischen Stadt und Schloßbering her.

Innerhalb der Stadt waren die beiden Kirchen St. Lamberti und St. Nicolai bereits vorhanden, jede von einem Kirchhofe umgeben. Der Lambertikirchhof reichte weit auf den Marktplatz hinauf, so daß letzterer kaum die Hälfte seines jetzigen Raumes einnahm. Südlich vom Lambertikirchhofe an der Haren und zwar östlich vom Penzenthore stand das Augustinerkloster, etwa 1307 erbaut, an Stelle des jetzigen Kammergebäudes. Die Nicolaikirche mit ihrem Hofe befand sich an der Kleinkirchenstraße, hinter den Häusern von Kaufmann Ahlers, Uhrmacher Haake (Langestraße 48, 49) u. s. w. Ob ein Rathhaus schon existierte, ist unbekannt.

Die Straßen in diesem Bezirk der ältesten Stadt mögen dieselben gewesen sein wie jetzt, nur daß sie stellenweise noch enger und durch Vorbauten der Häuser beschränkt waren. Sämtliche Straßen waren Sackstraßen, mit Ausnahme der Langenstraße, die je eine Auswegung durch das Thor ins Freie hatte — alle anderen stießen auf einen Fluß oder einen Wall. Die Mühlenstraße war auf der Schloßseite wohl noch nicht vorhanden; auf der Stadtseite endigte sie an der Haren. Ein Rätsel liegt in dem Namen der Baumgartenstraße. Lag an ihr ein Baumgarten, d. i. Obstgarten? Führte sie zu einem solchen? Eins von beiden ist wahrscheinlich, aber es wird niemals zu ermitteln sein, was das richtige und wann es richtig gewesen ist.

Dies also war der Zustand der Stadt in den ersten Jahrzehnten nach 1300. Aber die wachsende Einwohnerzahl fand bald in dem engen Umkreise keinen Platz mehr. In den vierziger Jahren muß die Stadt einen bedeutenden Aufschwung genommen haben, denn gleichzeitig wurde nicht nur eine beträchtliche Erweiterung des städtischen Bezirks ausgeführt, sondern die Einwohner wurden auch von den Grafen aus der Hörigkeit, in der sie bisher gestanden, entlassen und den nunmehr freien Bürgern ward eine Verfassung gegeben, welche ihnen nach manchen Seiten hin eine große Selbständigkeit verlieh. Ein besonderer Anlaß für diese Maßregeln ist nicht bekannt. Hamelmann in seiner Chronik und nach ihm von Halem in seiner Geschichte meinen, Dankbarkeit für die Hülfe der Bürger in der Schlacht auf der Tungelemarsch sei es gewesen, was die Grafen zur Erteilung des Freibriefes bewogen habe, allein die Schlacht auf der Tungelemarsch, in welcher der oldenburgische Graf den Ritter Köbke von Westerholt und seine Bundesgenossen überwand, hat, den besten Nachrichten zufolge, bereits im Jahre 1270 stattgefunden, während der Freibrief am 6. Januar 1345 ausgestellt ist. Der wirkliche Grund lag aber aller Wahrscheinlichkeit nach in der steigenden Bedeutung des Ortes, der durch seine an Zahl und Reichthum zunehmende Bürgerschaft den Grafen zu Schutz und Trutz immer nützlicher wurde, und in dem Wunsche der Grafen, durch Förderung seines Gedeihens die eigene kriegerische Macht zu verstärken. Dabei ist nicht ausgeschlossen, daß die Grafen bereits thatsächlich erprobt hatten, welche Dienste eine so zur Hand wohnende zahlreiche Mannschaft zu leisten imstande sei.

Genug, am 6. Januar 1345 gaben die Grafen, welche

damals in Oldenburg regierten, einerseits Graf Konrad und seine Söhne, andererseits Graf Johann und seine Brüder, Söhne des Grafen Johann, eines verstorbenen älteren Bruders von Konrad, die Stadt frei, ordneten die Gerichtsbarkeit und begrenzten die Gerechtfame, welche sie sich vorbehielten, von denen, welche sie der Stadt zugestanden, genau ab. Der Freibrief erscheint der Form nach wie eine reine Gnadengabe der Grafen, aber der Umstand, daß der Stadtmagistrat im Besitze eines Entwurfes ist, läßt vermuten, daß über Form und Inhalt vorher Verhandlungen zwischen Grafen und Stadt gepflogen sind. Dieser Freibrief nun enthält auch Bestimmungen, welche beweisen, daß gerade damals eine Erweiterung der Stadt vor sich ging.

Zunächst eine bereits erwähnte Stelle: Vortmer de wurde, de van den Graven unde van den koelhoeven ghemaket werdet, de scole der stath tohoren. Neben were dat thar wurden up der Haren wurde maket, de seculden dat therdendel der stath unde de twe del uns tohoren unde unsen erven, unde de wurde to schyngtene allyke got. Hochdeutsch etwa: „Ferner die Hausplätze, die von den Gräben und den Kohlgärten gemacht werden, die sollen der Stadt gehören“ — ohne Zweifel, weil die Stadtgräben von der Stadt selbst angelegt waren und zwar auf eigenem Grund und Boden. Die Arbeiten zur Auffüllung der Gräben und Einteilung in Bauplätze waren offenbar bereits in der Ausführung begriffen, und der Entwurf der Urkunde gebraucht auch schon den Ausdruck: von den alten, d. i. ehemaligen Gräben. „Aber sollten da auf der Haren Hausplätze gemacht werden, die sollen zum dritten Teile der Stadt und zu zwei Teilen den Grafen gehören, und die Schichtung soll so geschehen, daß jede Partei gleich gute Plätze empfängt.“ Bei der Haren behalten sich also die Grafen zwei Teile vor, weil nämlich die Haren als öffentlicher Fluß im Eigentum der Herrschaft stand; die Ueberlassung eines Drittels an die Stadt war wohl ein reines Geschenk. Die Bebauung der Haren war noch nicht in Angriff genommen, aber vorausgesehen.

Ferner stellen wir die Sätze zusammen, in welchen der Mauern gedacht wird. Of scole wi beholden de wurde, de wy bynnen der muren hebben unde de uns dar noch werden moghen — „auch sollen wir behalten die Hausplätze, die wir innerhalb der Mauern haben und die uns daselbst noch werden mögen“. An einer anderen Stelle verzichten die Grafen auf alle Lehnware (Lehnwere), alles lehnrechtliche Obereigentum bynnen der



muren to Oldenborg. Und in dem Entwurfe des Freibriefes wird die Schenkung des Ziegelhofs seitens der Grafen an die Stadt damit begründet; dat se nee muren darmede vesten unde beteren scolen. Aus diesen Stellen geht unzweifelhaft hervor, daß Mauern bereits vorhanden waren. Dagegen heißt es in der wirklich vollzogenen Urkunde wieder: ist that de stat ghemuret wert, so scolen de muren bi jewedder syde an unse borch gan, by der eynen syde agter unse vorwerke Greve Conrades, bi der anderen syde agter unsen bomgarden Greve Johannes: „Im Fall die Stadt gemauert wird, so sollen die Mauern auf jeder Seite bis an die Burg gehen, an der einen Seite hinter dem Vorwerke des Grafen Konrad, an der anderen hinter dem Baum-, d. i. Obstgarten des Grafen Johann.“

Der anscheinende Widerspruch in diesen Stellen erklärt sich so, daß in der That Mauern vorhanden waren, welche die alte Stadt nach Norden abschlossen, daß aber diese Mauern nun, da die Stadt an Ausdehnung gewann, inmitten der Stadt lagen, also ihre Bedeutung als Befestigung verloren. Die erweiterte Stadt mußte mit neuen Mauern umgeben werden und diese neuen Mauern sollten sich ganz bis an die Burg, d. h. den Burgbering, erstrecken, so daß Stadt und Burg zusammen eine Festung bildeten. So dienen diese Stellen zur Bestätigung dessen, was wir oben über die Mauern der Altstadt gesagt haben. Die Lage des Vorwerks, das dem Grafen Konrad, und des Obstgartens, der dem Grafen Johann gehörte, läßt sich nicht näher angeben, als daß sie auf Burggründen gewesen sein müssen.

Schon im Jahre 1345 wird man die neuen Grenzen der Stadt wesentlich dahin gelegt haben, wo sie bis gegen Ende des vorigen Jahrhunderts sich befanden und wie sie durch die abgetragenen Wälle noch jetzt bezeichnet werden. Spuren einer anderen Begrenzung finden sich — von unbedeutenden Aenderungen abgesehen — nicht, doch einen positiven Anhalt bildet die mit einem Armenhause verbundene Kapelle zum heiligen Geist. Im Mittelalter war es nämlich Sitte, die Armenhäuser zum Heiligengeist, welche regelmäßig für einheimische Arme bestimmt waren, sogenannte Spittelhäuser, innerhalb der Städte, aber nahe an der Stadtmauer zu errichten. Nun war das Armenhaus und die Kapelle zum Heiligengeist in Oldenburg am 5. Januar 1351 bereits vorhanden, aber auch erst kurz vorher, wahrscheinlich 1350, errichtet, und zwar an der Stelle, wo der Turm noch jetzt steht. Hieraus ergibt sich mit ziem-

licher Sicherheit, daß schon 1350 die Mauer gleich nördlich von demselben, wenn nicht bereits errichtet, so doch projectiert war.

Daß 1345 eine bestimmte Abgrenzung der Stadt von vornherein ins Auge gefaßt war, ergibt sich auch aus einem Satze des Freibriefs, in welchem die Grafen, um feindlichen Streithaufen die Annäherung zu erschweren, die Erbauung von Scheunen und Wohnungen in der Nähe der Stadt verbieten. Man soll, so sagen sie, der Stadt nicht näher bauen mit Scheunen und kleinen Häusern, als bis zur Harenmühle und bis zum Siechenhause; würde aber näher gebaut, so wollen sie die Macht haben, es nach ihrem Belieben zu brechen oder zu brennen, ohne daß die Stadt es übelnehmen darf. Eine solche Bestimmung hat nur Sinn, wenn man beide Grenzen des frei zu lassenden Raumes kennt, nicht bloß die äußere, sondern auch die innere, und zwar letztere als eine feste, durch Wall, Mauer und Graben oder doch durch das eine oder andere dieser Werke verteidigungsfähige Grenze.

Diese Stelle des Freibriefs verdient auch darum Beachtung, weil sie in der That lange Zeit hindurch maßgebend gewesen ist und den Anbau in der Umgegend der Stadt verhindert hat.

Innerhalb der Stadt war einstweilen ja auch Raum genug für Baulustige. Die alten Wälle wurden in die Stadtgräben geworfen, das alte Thor in der Langenstraße wurde außer Dienst gestellt, und die Langenstraße dehnte sich nun in wirklicher Länge bis zur Heiligengeistkapelle aus. Die Achternstraße durchbrach den alten Wall und setzte sich durch Felder und Gärten bis zur Vereinigung mit der Langenstraße fort. Es entstanden auf den zugeworfenen Gräben die Gast-, Schütting- und Staustraße, auf der Haren die Harenstraße und weiterhin die Motten-, Kurwid- und Wallstraße und zwischen Gast- und Harenstraße die Poggenburg.

In welcher Reihenfolge die Straßen angelegt, an welchen Orten zuerst die neuen Häuser errichtet wurden, wissen wir nicht. Die Zahl städtischer Urkunden aus dem späteren Mittelalter ist nicht gerade gering, aber die meisten Documente sind Kauf- und Schuldurkunden, in denen zwar Häuser ihrer Lage nach bezeichnet werden, aber am häufigsten nur nach den Nachbarn, und selbst wenn wir von einem Hause erfahren, daß es an dieser oder jener Straße gelegen hat, so wissen wir damit nur, daß diese Straße damals existierte. Dazu kommt, daß manche Straßen ihren Namen gewechselt haben, und nicht immer mit Sicherheit feststeht, an welche Straße wir bei einem vor-



kommenden Namen zu denken haben. Endlich fangen auch die Urkunden erst im fünfzehnten Jahrhundert an, zahlreicher zu werden, also zu einer Zeit, wo schon alle Straßen, wenn auch nicht völlig besetzt, so doch hie und da mit Häusern bebaut waren. —

Unter dem Grafen Anton Günther muß die Einwohnerschaft der Stadt dicht gedrängt gesessen haben. Während für Neubauten der Platz fehlte, wuchs die Bevölkerung namentlich auch durch Zuzug von außen in Folge des dreißigjährigen Krieges. Die Häuser waren bis in die Keller hinein besetzt. Aber es dauerte nicht lange, so wurde selbst jener enge Umkreis für die Stadt zu weit. Als 1667 der Graf gestorben war und die Hofhaltung sich auflöste, dann 1676 ein Brand die Stadt bis auf wenige Häuser in Asche legte und endlich 1679 ein französisches Heer die Stadt belagerte, verließen zahlreiche Bürger die vom Unglück heimgesuchte Stätte. Nicht wenig Hausplätze blieben unbebaut und wurden zu Gärten umgewandelt oder lagen wüßt und aufgegeben da, ein Spielplatz für die Jugend. Insofern hatte freilich gerade der Brand eine Erweiterung der Stadt zur Folge, als 1680 der innere Damm und die Mühlenstraße der städtischen Gerichtsbarkeit unterworfen und im Jahre 1681 die dort und auf den übrigen Dämmen wohnenden Innungsmeister den städtischen Innungen angeschlossen wurden, aber dies, oder eigentlich nur die erstere Maßregel war lediglich in rechtlichem Sinne eine Erweiterung der Stadt, keine Ausdehnung des städtischen Anbaues. Als in den Jahren 1730 ffg. die dänische Regierung die Stadt zu einer den damaligen Anforderungen entsprechenden Festung umgestaltete, wurde sogar eine vom Brande verschonte freilich kleine Straße, der mittlere Damm, vollständig niedergebrosen.

Erst im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts gewann die Stadt neues Leben. Sie war wieder die Hauptstadt eines selbständigen Staates, Residenz des Landesherrn; die durch den Brand und sonstiges Unglück empfangenen Wunden waren geheilt. Die Einwohnerzahl mehrte sich, die Wohlhabenheit stieg, die Baulust erwachte. Viele der wüsten Hausplätze wurden ihrer alten Bestimmung zurückgegeben. Aber sie genügten nicht mehr. Auch die Ansprüche, die der Bürger, der Beamte an seine Wohnung machte, waren gewachsen. Man liebte nicht mehr die schmalen hohen Häuser, man wünschte sich breiter mit

der Wohnung hinzulegen, man suchte Luft und Licht, womöglich freundliche Lage zwischen Blumen und Bäumen. Neuer Raum ward nötig, ehe noch die Stadt ihre alte Einwohnerzahl erreicht hatte.

Noch herrschte das Bestreben, noch hielt man es für möglich, die Stadt als ein in feste Grenzen geschlossenes Ganzes zusammenzuhalten; man öffnete nicht die Thore, man schob sie hinaus. Ohne dies Bestreben, das in der städtischen Verfassung, im Gewerberecht, in der ganzen Anschauung jener Zeit seinen Grund hatte, wäre vielleicht schon damals ein Teil der Stadt zu den Thoren hinaus gewandert, aber gerade dies sollte vermieden werden. Man mußte also auf andere Weise Rat schaffen, und dies geschah durch Abtragung der Wälle und Verlegung der Thore.

Der mittlere Damm, früher wie bemerkt eine Straße, war 1730 zu den Festungswerken herangezogen. Um 1790 wurden dort und das rechte Hunteufer hinab bis nahe der großen Wassermühle die Höhen abgeschlichtet, die Wasser thunlichst zugefüllt, und es entstanden die Straßen mittlerer Damm und (die alte) Huntestraße, damals selbst von Fremden als elegante, ja prächtige Straßen bewundert. Das Damnthor wurde von dem Ende des inneren Dammes an das Ende des mittleren, vor die Dammmühlenbrücke gesetzt, der Wall hinter dem Schlosse abgetragen.

Zwischen Heiligengeist- und Harenthor hatten unter dem Walle von der Heiligengeist- bis zur Mottenstraße eine Reihe Privathäuser, die Südseite der jetzigen Wallstraße, damals hinter der Mauer genannt, weiterhin die Baracken gestanden. Auch hier wurde in den neunziger Jahren der Wall abgetragen und das Thor an die andere äußere Seite der Wallgründe verlegt. Man gewann dadurch Raum, auch die Nordseite der Wallstraße zu bebauen und zugleich an der Langenstraße die jetzt von Hullmann und Uchtmann bewohnten Häuser (Langenstraße 2, 90) aufzusetzen. Auch das Harenthor wurde an den äußeren Rand des Walles verlegt und das Halbrund eingerichtet und mit Häusern eingefast.

Der Stau- und der Gastwall von der Haren- bis zur Gaststraße waren oder wurden damals geebnet, aber zu einem Häuserbau kam es zu jener Zeit noch nicht.

Das neue Jahrhundert sprengte die Fesseln, mit denen Thore und Stadtgräben die Stadt umschlungen hielten; hatten sich Huntestraße und Wallstraße gürtelartig um die Altstadt

gelegt, so kamen jetzt die Strahlenstraßen an die Reihe, Straßen, die von der Altstadt ausgehend sich längs der alten Verbindungswege in das bis dahin freie Feld erstreckten und wirklich neue Eroberungen dem Umfange der Stadt hinzufügten.

Im Jahre 1807 entstand das Kundesche Haus an der Gartenstraße Nr. 1, dem freilich erst von 1817 an die übrigen Häuser dieser Straße folgten, zum Teil in langen Zwischenräumen.

An der Heiligengeiststraße begann der Anbau 1811, und 1819 ward die erste Infanteriecaserne gebaut, Anfang und Anlaß zu vielen ferneren Bauten jener Gegend.

Am Stau hatte die Continentsperre einige Neubauten hervorgerufen, denen nach und nach weitere folgten.

Nach der Osternburg hinaus zogen von 1819 an Hofbeamte und andere Städter, deren Häuser sich zunächst um das große Wegekreuz vorn im Dorfe lagerten.

„Aus der Straßen quetschender Enge“ eilte hinaus, wer nicht durch sein Geschäft gebunden war. Man baute hier und baute da, und hauptsächlich waren es die Chausseen und größeren Wege, an denen die Häuser zu immer längeren, wenn auch lockeren Reihen sich zusammensfügten. Zwar auch in der alten Stadt stand die Entwicklung nicht still. Die Eröffnung der Mitterstraße nach dem Stau hin (1828), die Einweisung einiger Plätze am äußeren Damm (jetzt Nr. 19, 18 u. s. w. 1834), die Einrichtung des Casinoplatzes (1840) und der Theaterstraße (1842) schufen einigen Raum, aber nur große Häuser konnten mit Vorteil dort gebaut werden, und mehr Einwohner, als dort zunächst ein Unterkommen fanden, wurden durch den Abbruch der Baracken (1836) und durch den Bau der Castellanei und der Bibliothek (äußerer Damm 15, 14) an Stelle vieler kleiner Wohnhäuser (1840—43) hinaus getrieben. Kleinere Wohnungen fanden aber immer den billigsten Platz draußen vor den Thoren, und dorthin zog sich vorzugsweise die Bauhätigkeit der Privaten. An die Nadorster-, die Donnerschweer-, Alexander-, Ofenerstraße schlossen sich nach und nach Nebenstraßen. Gartenhäuser verwandelten sich in Wohnhäuser, Gartenpfade in Wege und allmählich in Straßen. Krumm und schief und in spitzen Winkeln liefen die Nebenwege von den Hauptwegen ab und durch einander durch, und nicht in geschlossenen Reihen, bald hie bald da standen die kleinen hell angetünchten Häuser.

Vorzugsweise suchte der Anbau der kleineren Häuser die Gegend zu beiden Seiten des Gertrudenkirchhofs auf; denn

hier war das Land billig, der Baugrund gut, und die weite Entfernung von dem Mittelpunkte der Stadt kam weniger in Betracht, da für sehr viele Personen gerade die Casernen das Centrum ihrer Berufsthätigkeit bildeten. So entstanden nach und nach die Sonnen-, Lerchen-, Linden-, Krieger-, Bock-, Sack-, Schäfer-, Milchstraße. Es nahm den Anschein, als ob die Stadt sich in zwei, durch Pferdemarkt und Casernen getrennte Teile sondern wollte. Es zeigte sich dann aber das Bedürfnis, den Ausbau wieder etwas mehr an die Altstadt anzuschließen.

Ein bedeutender Schritt in dieser Richtung geschah 1838 durch Anlegung der Peterstraße, wodurch zugleich zur Entwicklung oder Entstehung der Grünen- (1839 ff.), Georgs-, Blumen- (1842 ff.), Katharinen- (1840 ff.), alten Wilhelmsstraße Anlaß gegeben war.

Im Jahre 1846 ward das Hunteviertel (rechts der Hunte, links des Deljestrichs, östlich vom Jordan) zu Bauplätzen hergerichtet und eingeteilt, und es entstanden mit allmählich wachsender Häuserzahl die Neue Huntestraße (1847 ff.), die Amalien- (1848 ff.), Friederiken- (1849 ff.) und Elimarstraße (1852 ff.), auf ehemals alljährlichen Ueberschwemmungen ausgesetzten Wiesen. Das Unternehmen, ausgeführt von dem Eltermann J. D. Kläve- mann, war das erste, welches in größerem Maße in das Inundationsgebiet unserer Flüsse eingriff.

Zu das Inundationsgebiet links der Hunte, nordöstlich unterhalb der Stadt, griff zunächst der Anbau des Neuen Weges, der, bis dahin als ein schmaler Damm, als Wasserscheide zwischen dem Oberwasser der Haren und der Ohmsteder Sielacht, den Stau mit dem Casernenplatze in Verbindung setzte. Der Anbau begann auf dem festeren Boden der äußeren Enden, 1851 im NW. (der jetzigen Rosenstraße), 1852 im SO. (der jetzigen Gottorpstraße). — Im größeren Maßstabe ward dieses Inundationsgebiet auf den „Moorstücken“ für die Bahnhofsanlagen seit 1866 benutzt, denen sich seit 1867 die verschiedenen Bahnhofstraßen anschlossen, während die neue Karlsstraße (1867 ff.) von der Donnerschweerstraße aus keinen Anschluß gewonnen hat.

Das Inundationsgebiet der „Dobben“ im SW. der Stadt zwischen der Garten- und der Ofenerstraße wurde zuerst an den höheren Rändern benutzt. So entstand zu allererst 1866/67 von dem Theaterwall zugänglich die Cäcilien- schule. Rechts der neuen Haren, nördlich der früheren Harenbleiche, wurde 1868 das erste Haus an der Herbartstraße gebaut; das Realschulgebäude wurde 1871/72 das vierte Haus an derselben, gegenüber dem alten Bleicherhause auf dem jetzigen Herbartplatze. Von der Gartenstraße ausgehend wurde das erste Haus der Bismarckstraße 1876, der Moltke- und der Noonstraße 1877 gebaut, dann wieder hinter der Realschule an der Linden- Allee das erste Haus 1879, in der Verbindungsstraße der Herbart- und Noonstraße hinter der Cäcilien- schule 1880, unterhalb der Mündung der alten Haren das neue Gymnasium

1877/78, mit Ueberbrückung vom Theaterwall aus. Beim Bau der ersten Häuser der Dobbenstraße I. (1856 ff.) und II. (1850 ff.) ward schwerlich schon daran gedacht, daß diese Straßen so bald in einen ganz neuen Stadtteil auf einem damals noch jeden Winter überschwemmten Boden führen würden.

Vorher hatte aber die Gegend im Westen zwischen der Ofener-, Peterstraße und der Linie, auf welcher jetzt die Bahn nach Leer liegt, die Baulust in hohem Grade angezogen, teilweise in Anlaß der neuen Artilleriecaserne (1846) und des Zeughauses (mit den übrigen dazugehörigen Gebäuden 1864, 1865), in höherem Grade aber wegen des guten, vergleichsweise wohlfeilen Baugrundes und der gefundenen Lage. Von der Marienstraße war das erste Haus schon 1843 gebaut. Das erste Haus, durch welches der Hareneschweg den Charakter einer Straße erhielt, entstand 1851. Das erste Haus an der Auguststraße wurde 1855, Zeughausstraße 1860, Brüderstraße 1863, Neuen Wilhelmstraße 1864, Steinweg 1866, Kastanien-Allee 1872 gebaut.

Die Ofenerstraße ist ursprünglich ein Richtweg nach dem Ammerland, mit dessen Anlegung 1816 begonnen wurde. Gegen 1830 wurde das große Haus vor dem Harenthore (Ofenerstraße 1, Marienstraße 15) auf Gründen gebaut, welche der Großherzog Paul Friedrich August den Unternehmern unter der Bedingung eines bestimmten Bauplanes geschenkt hatte. Bald nachher wurden die Lohgerberei von Goens (Nr. 47; 1833) südlich an der neuen Haren und einige Häuser nördlich an der Straße gebaut. Von da an wurden allmählich bis in die neueste Zeit auf beiden Seiten die noch vorhandenen Bauplätze zu Neubauten weiter benutzt. Die Häuser rechts der Haren zwischen der Herbart- und der nächsten westlichen Brücke (Nr. 48 bis 51) wurden 1869 bis 1871 gebaut.

Nördlich der Stadt ward der Ziegelhofsweg seit etwa 1865 immer mehr eine städtische Straße; außerdem entstanden in der Nähe des Gertrudenkirchhofes verschiedene kleine Straßen, z. B. die Heinrichstraße 1869, östlich die Willersstraße 1872. Ohne Zweifel wird aber das neue Militär-Hospital an der Willersstraße und besonders die neue Infanterie-Caserne (1880/81) auf dem Exercierplatze westlich des Grünen Hofes (Poggenkrug) auf die Fortführung der Donnerschwerstraße und den Anbau des ihr westlich gelegenen Areals Einfluß haben.

Unmittelbar an der Stadt war schon 1856 an der Osterstraße das erste Haus gebaut; doch entwickelte sich die Straße erst seit Anlegung des Bahnhofes. Unabhängiger hiervon scheint der Anbau am Staugraben gewesen zu sein, wo die Straße sich allmählich in den Jahren 1861 bis 1874 bildete.

Die Fortsetzung des Staus nach Osten hin zeigt wesentlich einen geschäftlichen Charakter. Rechts der Hunte und des Deljestrichs fand der Anbau erst spät und nur spärlich statt (Kanalstraße 1870 ff.).

Dagegen übte die Gartenstraße auch ferner ihre alte Anziehungskraft aus, so lange Bauplätze vorhanden waren, bis zur Stelle des letzten Eversten Thores. Das erste Haus an der südlichen Seite der Straße (Nr. 34) wurde 1852 gebaut. Gleiche und noch gesteigerte Reize boten sich der Elisabethstraße am rechten Ufer der Hunte mit dem Blicke in den herrschaftlichen Garten dar; die Privathäuser wurden 1856 und 1857 gebaut, die Gerichtsgebäude auf der rechten Seite des Mühlengrabens auf der Koppel 1862, das Augusteum 1865/67.

Jede neue Straße, jedes neues Viertel hat mehr oder weniger einen eigenen Charakter. Die Dobben üben zunächst eine bedeutende Anziehungskraft aus für solche, welche für die Annehmlichkeit der Lage in der Nähe des Centrums der Stadt mit den wichtigsten öffentlichen Gebäuden, sowie des herrschaftlichen Gartens und des Eversten Holzes etwas höhere Baukosten nicht scheuen, während im Norden der Stadt namentlich die umfangreichen militärischen Anlagen für viele ein Centrum bilden. —

Wie's der alte Lünig gemacht hat.

Kartoffeln einzukaufen überlasse ich sonst meiner Frau, aber diesen Frühling traf sich's doch einmal, daß ich an einem Sonntag-Nachmittag vors Thor spazieren mußte, um bei unserem Lieferanten, Lünig heißt er, einige Scheffel nachzubestellen. Wir hatten den Winter über gottlob samt und sonders guten Appetit gehabt. Ich traf unsern Kundmann im Sonnenschein vor seiner Thüre sitzend, wie er gemütlich sein Pfeifchen schmauchte und mit einem kleinen Mädchen, seiner Enkelin, spielte. Mein Geschäft war bald abgemacht, und wir sprachen noch ein wenig von diesem und jenem. So kam die Rede auch auf sein Haus, und ich fragte, ob er dasselbe von seinen Eltern habe. „Von meinen Eltern?“ lachte er, „nein! Vater und Mutter in Ehren, aber Geld und Gut habe ich von ihnen nicht. Nein, das Haus habe ich mir selbst verdient.“ Das war mir nun doch ein bißchen auffallend, denn ich wußte, daß der Mann seit vielen Jahren als gewöhnlicher Arbeiter in einer Fabrik arbeitete und dabei fünf oder sechs Kinder groß gemacht hatte. So fragte ich denn weiter, und mein Lünig gab mir gern Bescheid.

„Seht, Herr Doctor,“ sagte er, „eigentlich hab' ich's einem Better von mir zu danken. Als ich meine Frau nahm, hatte ich nichts und sie nur grade so viel, daß wir uns einrichten und ohne Schulden anfangen konnten. Aber als das erste Jahr um war und Maitag herankam, war es uns nicht mehr so gut, denn mir fehlten zwei Thaler an der Halbenjahrs-Miete. Nun wäre mein Eigner wohl nicht gleich zum Amte gelaufen wegen der zwei Thaler, aber ich schämte mich vor ihm, und dann ist's auch so 'ne eigene Sache mit der Miete bei uns

kleinen Leuten. Wer seine Miete nicht auf den Tag zahlt, mit dessen Credit wird es schwach; und er hat seine Last, daß er eine ordentliche Wohnung behält oder wieder bekommt.

Nun hatte ich einen Vetter in der Stadt, der war Copiist und wohnte in der Mühlenstraße; mit dem hatte ich mich allezeit gut gestanden, aber gebeten hatte ich ihn noch nie um etwas. Der thut's, dachte ich, ging hin und trug ihm meine Verlegenheit vor, und ich kann Ihnen sagen, Herr Doctor, leicht wurde mir's nicht, obwohl wir alte Bekannte waren und Du zu einander sagten. Der Vetter guckte mich verwundert an und fragte: „Ist euch ein Schwein gefallen? Habt ihr sonst Unglück gehabt? Krank seid ihr doch alle beide nicht gewesen?“ Ich sagte nichts, dachte aber: zu dem gehst du nicht wieder. Der Vetter aber zog zwei Thaler heraus, legte sie auf den Tisch und sprach: „Da hast du das Geld, weil es das erste mal ist, und dann freut's mich auch, daß du lieber zu mir gekommen, als deinem Signer schuldig geblieben bist. Aber, Hinrich,“ fuhr er fort, „du konntest ja in der Schule gut rechnen, kannst du mir wohl ausrechnen, wie viel Geld du nach einem Jahre hast, wenn du täglich 3 Grote zurücklegst?“ Mich verdroß das, denn ich fühlte die Spitzen wohl heraus, und dann hatte ich auch wirklich gut rechnen gelernt und das Exempel war mir zu leicht. Ich antwortete also: „Das ist ja ein Exempel für ein Kind; ein jedes Kind weiß ja, daß täglich 1 gr. im Jahre 5 sch macht und 5 gr. überher; 3 gr. täglich macht also 15 sch 15 gr.“*) — „Richtig,“ sagte mein Vetter, „und ist es nicht schon ein hübsches Sümmchen: 15 sch 15 gr.? Aber du hast recht, so wissen's die Kinder; kluge Leute rechnen noch wohl eine Kleinigkeit mehr heraus. Es kommt nun darauf an, wo du das Geld verwahrest.“ Das verstand ich nicht und sagte: „365 gr. sind 5 sch 5 gr. und 3 mal 5 sch 5 gr. sind 15 sch 15 gr., mögen sie in der Commode liegen oder im Eckschrank.“ Mein Vetter lachte und antwortete: „Das läßt sich freilich nicht bestreiten. Aber wenn du im Herbst deine drei Scheffel Roden in die Erde streuest und missest das Jahr darauf, was Gottes Segen und dein Fleiß daraus haben werden lassen, so kommen

*) Für manche Leser mag es nötig sein, daran zu erinnern, daß zur Zeit, als der alte Lüning heiratete, im Oldenburgischen die Groten-Rechnung galt: 1 Thaler = 72 Grote = 360 Schwaren = 3 M . Bei den seitdem veränderten Preisen ist es noch sehr gering gerechnet, wenn man 5 sch statt 1 gr. setzt. Täglich 1, 5, 10 sch geben im Jahr 3 M . 65 sch , 18 M . 25 sch , 36 M . 50 sch .

leicht 25 Scheffel wieder auf den Boden. Wie viel wäre aus den 3 Scheffeln geworden, wenn du sie auf dem Boden hättest liegen lassen? Es kommt doch darauf an, wo du sie verwahrst." Jetzt, dachte ich, ist die Reihe zum Lachen an dir, und sagte: „Ja, Better, wo kauf' ich den Acker, der mir übers Jahr 24 gr.=Stücke bringt, wenn ich heute 3-Grotens hineinsäe? Den möchte ich haben!" Aber mein Better blieb ganz ruhig und antwortete: „Ich auch. Werden aber wohl beide lange warten können. Und doch weiß ich eine Schublade, wo deine Grotten Früchte tragen würden, nicht acht- oder zehnfach, aber doch ein wenig, ihrer 100 immer 3 oder 4.“

Nun merkte ich wohl, Herr Doctor, daß er die Zinsen meinte, aber dazumal war die Ersparungskasse noch wenig bekannt, und unser einer wußte nicht, wo er seine paar Thaler lassen sollte, wenn er sie nämlich hatte. Und die Zinsen, glaubte ich, kämen gar nicht in betracht, so gering wären sie. „Better,“ sagte ich, „das ist was für reiche Leute.“ — „Freilich,“ erwiderte er, „für reiche Leute, und solche, die es werden wollen.“

Und dann setzte er mir auseinander, was es mit der Ersparungskasse auf sich hat, was jetzt in jedem Dienstbuch zu lesen steht, mir aber damals noch ganz neu und unbekannt war. Und dann rechneten wir zusammen aus, wie viel Zinsen die 15 scf 15 gr. brächten, wenn sie nach und nach in die Kasse gebracht würden, und um die Rechnung nicht zu weitläufig zu machen, nahmen wir an, daß alle Monate 1 scf und am 30. April, 31. August und 31. December jedes mal 2 scf eingelegt würden, und der Thaler brachte damals $2\frac{1}{2}$ gr. im Jahre. Wir rechneten und rechneten, und als wir fertig waren, da hieß es: 16 gr. 1 sw. „Das ist auch was Rechtes!“ rief ich aus. „Nicht gar viel,“ antwortete mein Better, „nicht viel, aber doch ein wenig. Nicht viel, aber es kostet doch im Sommer manchen Schweißtropfen, ehe es verdient ist. Aber was sagtest du noch, wie viel wird aus deinen 3 Scheffeln Roden, wenn du sie auf dem Boden liegen lässest?“ — „Ja,“ sagte ich, „wenn ich sie ruhig liegen lasse, so vergeht und verstäubt viel, und kommen gar die Mäuse darüber, dann ist's bald ganz vorbei.“ — „So habe ich mir sagen lassen,“ sprach mein Better, „und mit dem Gelde ist es nicht viel anders, das vergeht und verstäubt auch, wenn man's im Hause liegen läßt, und wenn gar die Mäuse darüber kommen, dann ist's ganz aus. Und die 16 gr. 1 sw. wachsen einem ganz von selbst zu,

und läßt man das Geld noch ein Jahr stehen, so bringt's wieder 37 1/2 gr., dann sind's schon 53 gr. 3 1/2 sw. ohne das, was man etwa nachgelegt hat. Aber nun ist's genug, Hinrich, ich muß ins Gericht, und wenn du kannst, bring mir die 2 rf bald wieder, sie können mir im Jahre 5 gr. verdienen."

Der nimmt's genau, dachte ich, und ging meiner Wege in die Fabrik, wo ich einen Vierteltag hatte ausscheiden müssen. In der Fabrik gab's genug zu thun, und ich konnte nicht viel an meinen Vetter denken. Als es aber Abend war, gieng ich nicht durchs Heiligengeistthor, wie ich sonst that, sondern durch das Stauthor und über den neuen Weg, und das that ich, weil ich nicht beim Lappan vorbei, oder richtiger, weil ich nicht hinein wollte; so sparte ich die 2 gr., die ich abends für Schnaps auszugeben pflegte. Das war nämlich die Mode damals, und viel anders ist's leider auch noch nicht, daß wir Arbeiter, wenn wir aus den Fabriken kamen, erst in die Schenken gingen und ein paar Gläser Brauntwein tranken und mit einander schwatzten, und viele blieben auch länger sitzen und torkelten dann zuletzt betrunken nach Hause. Ich hatte das vor meiner Verheirathung angefangen und war auch nachher dabei geblieben. Meiner Frau war's nicht recht, das merkte ich wohl, aber gesagt hatte sie mir noch nie was, und so war ich denn ein beständiger Abendgast im Lappan, nach wie vor, und dies war das erste mal, daß ich wegblieb. Es waren wohl schon meines Veters Worte, die mich den Umweg machen ließen, ich hatte aber noch nicht die Courage, es meinen Kameraden grade heraus zu sagen, daß ich diesmal keinen Schnaps trinken wollte. Ist seitdem anders geworden.

Unterwegs ließ ich mir das Gespräch mit Ruhe wieder und wieder durch den Kopf gehen, und als ich an die Stelle kam, wo der Weg die Twille macht, da wo jetzt Hoyer's Fabrik steht, da ging ich absichtlich nicht gerade aus, sondern machte abermals den Umweg, um erst mit meinen Gedanken fertig zu werden. Meine Frau glaubte ja doch, daß ich im Lappan säße, ich kam also immer noch früh genug. 16 gr. sind nicht viel, aber doch mehr als ein halber Tagelohn, dachte ich. Ich bekam damals nämlich nur 30 gr. Dann dachte ich, dem Vetter darfst du um 2 rf nicht wieder kommen, aber dem Signer auch nicht, du mußt die Miete bei einander haben das nächste mal. Dann fielen mir die Mäuse ein, und es war mir, als säßen sie mir im Gewissen und nagten und knusperten nach Herzenslust. Zu Lichtmeß hatte ich die Miete wirklich bei einander

gehabt, aber gegen Fasten hatte ich 2 rpf davon genommen und hatte sie verjubelt und gemeint, ich könnte sie wohl wieder beilegen, und dazu war's nicht gekommen, denn nun gingen gerade die baren Ausgaben an. Hatte der Vetter das gewußt? Doch wohl nicht, tröstete ich mich; mit den Mäusen meinte er rechte Diebe; bei dir, würde er sagen, sind die 2 rpf vergangen und verstäubt. Viel macht das freilich nicht aus, weg sind sie so wie so. Aber nun noch 15 rpf extra überzusparen, noch außer der Miete, kann er das verlangen? ist das möglich bei 30 gr. Tagelohn? Da war außer dem Tagelohn allerdings noch etwas bar Geld aus den Schweinen zu machen, etwas gab auch der Garten her, aber knapp war's, recht knapp. Wenn du den Lappan auslässest, dann geht es sicher, sagte ich mir. Ja, aber was werden deine Kameraden sagen, was werden sie spotten und höhnen! Das war wirklich ein schwerer Punkt, viel schwerer als der Branntwein selbst, denn an dem hing ich glücklicher Weise noch nicht stark. Ei was, sagte ich endlich, mögen sie reden und lachen, das geht auch vorüber. Damit trat ich ins Haus.

Meiner Frau kam ich doch zu früh; sie hatte das Trinken noch nicht fertig. „Anna“, sagte ich, „morgen mußt du das Trinken eine halbe Stunde früher parat halten.“ — „Wie kommt das?“ fragte sie, „scheidet ihr früher aus?“ — „Das nicht,“ antwortete ich; „aber ich werde künftig gleich nach Hause kommen und nicht erst im Lappan vorsprechen.“ Meine Frau legte gerade das Feuer zurecht; sie erhob sich, sah mich an und sagte bloß: „Hinrich, wie freut mich das!“ Lachen Sie mich nur aus, Herr Doctor, aber der Blick und das Wort und die Freude, die in beiden zu Tage kam, giengen mir ins Herz und sind darinnen geblieben bis auf den jetzigen Augenblick, da ich es Ihnen erzähle. Das gab Gott ihr ein, daß sie nicht zweifelte und viel fragte, sondern bloß sagte: „Hinrich, wie freut mich das!“ Da hätte ich ja ein Lump sein müssen vor mir selber, wenn ich den Glauben betrogen hätte. Nun stand es fest, so fest, als wenn ich es mit einem Eide beschworen hätte, und gab mir Kraft noch manchen Abend hinterher, wenn ich am Lappan vorbeigieng und die andern baten mich freundlich oder neckten mich, jeder nach seiner Weise, aber mit haben wollten mich alle. Es war nicht leicht, immer so allein vorbei zu gehen, gar nicht leicht, aber ich hab's doch fertig gebracht.

Na, den ersten Abend hätten Sie mit dabei sein sollen, Herr Doctor. Als wir mit dem Trinken zu Ende waren —

es hatte mir lange nicht so gut geschmeckt — erzählte ich meiner Frau, was mein Vetter in mich hinein geredet und was ich bei mir überlegt hatte. Das gab ein Rechnen und Anschläge machen, und meine Frau konnte es noch viel besser wie ich. Nun, Gott hat dafür gesorgt, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Wie wir's damals im Sinne hatten, wären wir nun reiche Leute, und halb Donnerschnee müßte unser sein. Aber da kam zuerst meiner Frauen Kindbett, und das kam noch fünf mal, und der älteste Sohn starb — das erste Kind ist eine Tochter, die kleine Anna hier gehört ihr — und das gab allerlei Ausgaben, die uns nicht gerade zurücksetzten, aber doch auch nicht immer so vorwärts kommen ließen, wie wir es ausgerechnet hatten. Aber gespart haben wir ehrlich, und geholfen hat's auch, und immer, wenn wir einen Thaler übrig hatten, sorgten wir, daß er in die Kasse kam. Erst war's mir genierlich, die einzelnen Thaler hinzubringen, ich dachte, es sähe wunderbar aus, die Herren so oft um so wenig Geld zu bemühen, wenn sie sich's auch nicht merken ließen. Aber da war meine Frau anders, die fragte nichts danach und meinte, dazu seien die Herren gerade da, um uns die einzelnen Thaler abzunehmen. Da hab' ich ihr's denn zuletzt ganz überlassen, und seitdem macht sie's dann so mit ab, wenn sie was in die Stadt bringt.

Die ersten zwei Thaler trug ich zum Vetter, und das war bald, er kann das Jahr noch die Hälfte von seinen 5 gr. damit verdient haben. Dann kamen wir selbst an die Reihe, und es waren bald 18 gr., bald 24 gr. und auch wohl mal 36, was wir in der Woche zurücklegten. Der Garten brachte uns auch mehr als das erste Jahr. Die Zeit über, die ich sonst im Lappan gefessen hatte, konnte ich meiner Frau nun beim Graben oder Gäten helfen oder was sonst zu thun war, und unsere Früchte gediehen noch mal so gut. Es läßt sich mehr machen aus einem Garten, als man bedenkt, man muß nur aufpassen und die Arbeit nicht scheuen in den Freistunden. Und als wir gegen Weihnachten die Schweine schlachteten, machten wir 5 $\text{r}\text{.}\text{f}$ bar Geld daraus. Ich weiß selbst nicht recht, wo wir früher das Geld gelassen hatten, aber das weiß ich, daß wir Neujahr richtig unsere 15 $\text{r}\text{.}\text{f}$ in der Kasse hatten. Das haben wir so fortgesetzt, und nach 5 Jahren hatten wir eine Kuh im Stalle und 100 $\text{r}\text{.}\text{f}$ im Buche; doch nein, Bücher gab's damals noch nicht, es waren lauter einzelne Scheine; das ist auch eine Verbesserung mit den Büchern. Nun, lange zu verwahren hatten wir mit den Scheinen nicht, denn als ich die

100 rfl voll hatte, wußte mir mein Vetter eine gute Hypothek zu verschaffen, das gab denn 4 Procent des Jahres. So ging das weiter und immer besser und schneller. Die Sparthaler das sind die wahren Heekethaler.

Und jetzt? Ja, Herr Doctor, jetzt stecken wir wieder in Schulden, und es sind nicht 2 rfl , wie nach dem ersten Jahr, sondern 200 rfl , und bin guter Dinge dabei. Denn dafür haben wir auch unser eigenes Häuschen und gute 10 Scheffel Saat Land dabei, brauchen keine Miete zu zahlen, sondern nehmen im Gegenteil so viel Miete ein, daß wir Zinsen und Abgaben und Reparaturen davon leisten können. Und kein Eigener kann mir den Stuhl vor die Thür setzen oder die Miete steigern, und wer mit mir im Hause wohnen soll, das habe ich selbst zu bestimmen. Ja, Herr Doctor, es ist ein schönes Ding, auf seinem Eigenen zu wohnen. Und die 200 rfl werde ich auch noch los, wenn der liebe Gott uns noch einige Jahre leben und gesund sein läßt, 53 rfl habe ich schon wieder im Buche.

So weit der alte Lüning, und so viel ich als Doctor beurteilen kann, wird ihm der liebe Gott die Zeit noch wohl lassen, seine Schulden abzutragen.

Die Zeitung an der Drehorgel.



Wie viele Tausende von Exemplaren unsere großen und kleinen Zeitungen auch täglich über das Land austreuen, so giebt es doch noch große Schichten der Bevölkerung, die das ganze Jahr hindurch keine Nummer eines Neuigkeiten verbreitenden Blattes lesen. Was sie von Welthändeln und merkwürdigen Vorfällen erfahren, trägt ihnen das Gerücht zu oder der Leierkastenmann. Wem hat nicht schon auf dem Jahrmarkte der Orgeldreher eines jener Blättchen in die Hand gedrückt, auf denen aus jüngster Zeit eine wichtige Schlacht, ein allgemeine Teilnahme erweckender Unglücksfall, diese und jene Mordthat erzählt werden? Aber nicht jeder mag bedacht haben, daß er ein Stückchen einer Literatur in der Hand hatte, welche dem ländlichen Arbeiter und Dienstboten die einzige gedruckte Nachricht von Krieg und Frieden, Mordthaten und Unglücksfällen vermittelt, und zugleich ein Stückchen einer Literatur, die nun schon seit mehr als viertehalb Jahrhunderten in wenig veränderten Formen bestanden hat.

Man nennt diese Blätter, welche die Virtuosen der Drehorgel für einen Groschen oder einige Grote verkaufen, fliegende Blätter, weil sie weder einem Buche noch einer durch Regelmäßigkeit des Erscheinens gebundenen Reihe von Blättern angehören, sondern für den Augenblick berechnet lose und frei in das Publikum hinausflattern. Bekanntlich teilt sich diese Literatur der Drehorgel in zwei Nestchen, indem außer den referierenden fliegenden Blättern noch rein lyrische existieren, jene in Octav gefalteten Viertelbogen mit drei oder vier schönen neuen Liedern oder Arien. Mir ist es hier aber nur um die erzählenden zu thun, und wenn ich im Folgenden des Ausdruckes

„fliegende Blätter“ mich bediene, so habe ich dabei zunächst jene im Auge.

Als im 15. Jahrhundert das Mittelalter einer neuen Zeit wich, als die Sonderinteressen der einzelnen Gebiete, Städte, Corporationen sich in allgemeinere Kreise auflösten, als neue Ideen, neue Künste, neue Fertigkeiten auftauchten, die Entdeckungen der Seefahrer den Völkern Europas ganze Weltteile erschlossen, wuchs das Bedürfnis, in näheren Zusammenhang zu treten mit Gleichgesinnten und Gleichinteressierten, Nachrichten mitzuteilen und zu erhalten, Lehrsätze zu verbreiten und Bekräftigungen derselben zu empfangen. Die junge Buchdruckerkunst, die Anfänge des Postwesens gaben die Möglichkeit solcher Mitteilungen auf weite Strecken und an große Massen, und Zweck und Mittel fanden sich bald zusammen.

Gegen Schluß des Jahrhunderts entstanden die fliegenden Blätter. Auf einzelnen Bogen oder in kleinen Heften wurden Nachrichten von wichtigen Ereignissen aus dem Leben der Potentaten, von Schlachten, Naturmerkwürdigkeiten, Beschreibungen von Feierlichkeiten mitgeteilt und häufig mit Holzschnitten erläutert. Die ersten Jahrzehnte hindurch blieben die fliegenden Blätter auf Erzählung von Thatsachen beschränkt, sind chroniken- oder programmenartig und zunächst nur bestimmt, die bloße Neugier zu befriedigen. Prutz in seiner Geschichte des deutschen Journalismus beschreibt mehrere der ältesten ihm bekannt gewordenen fliegenden Blätter. Das erste, auf sechs Blättern in Quart mit einem Holzschnitt, in Leipzig gedruckt, erzählt im trockensten Programmenstil das im Jahre 1493 zu Wien abgehaltene feierliche Leichenbegängnis des Kaisers Friedrich III. Häufig kommen sie schon im Anfange des 16. Jahrhunderts vor und schildern denn z. B. die Entdeckung Brasiliens, Einzelnes aus den Türkenkriegen, z. B. die Eroberung von Rhodus (1522), Leben und Thaten des Königs von Persien u. dgl. Eine nähere Beschäftigung mit diesen ältesten Blättern ist nur dem Liebhaber zuzumuten. Genug, daß es rein factische Mitteilungen waren, thatsächliche Neuigkeiten, die nur auf diesem Wege mit einer gewissen Authenticität, einer größeren wenigstens, als sie das bloße Gerücht gewährte, von dem Publikum in Erfahrung gebracht werden konnten.

Als dann aber die Reformation alle die neuen Ideen, die bisher in den Massen verborgen sich entwickelt hatten, an das Tageslicht rief und Deutschland von Grund aus aufregte, erfuhren auch die fliegenden Blätter eine vollständige Umwandlung.

Nicht nur daß sich ihre Zahl ausnehmend vermehrte, gewannen sie auch anderen Inhalt und andere Formen. Zu den Erzählungen gesellten sich *Raisonnements*, aus den Abbildungen wurden *Caricaturen*, aus der Prosa Verse. Die ganze große Bewegung in allen ihren Richtungen und Erscheinungen lagerte sich in solchen einzelnen Blättern und Heftchen ab. Was Buchhändlerspeculation auf die Reugier erfunden hatte, wurde ein mächtiges Mittel der Parteien, dessen sich die Führer sowohl als allerlei Plänkler bedienten, um zu Schutz und Trutz rasch und weithin ihr Wort zu verbreiten. Ein Luther, ein Hutten, ein Hans Sachs, und wer von ihren Gesinnungsgenossen und Gegnern Geist und Witz hatte oder zu haben glaubte, hielten es nicht für Verschwendung, dieselben in solch kleinen Dosen auszugeben und wirken zu lassen, und das Ergebnis war, daß es einige Jahrzehnte hindurch kaum eine Trennung von Gelehrten und Volk gab und alles in diesen fliegenden Blättern seine geistige Nahrung suchte und fand.

Ein solcher Zustand konnte indes nicht von Dauer sein. Mit dem äußerlichen Abschluß der Reformation ließ die Erregung nach, eigene Erschlaffung und Druck der Kirchen und des Staates stumpften die Teilnahme an den allgemeinen Anlässen ab. Die Polemik zog sich auf Kanzel und Katheder zurück, und die Streitschriften, welche auf Blättchen zündend durch alle Gauen geflogen waren, machten dicken Folianten und Quartanten Platz, in denen sich gelehrte Theologen und Juristen herumzankten, die aber der gewöhnliche Gebildete und noch weit mehr der Ungebildete zu lesen weder Lust noch Zeit noch Kenntnisse hatten. Die fliegenden Blätter traten nunmehr in ihre alte Sphäre zurück, wurden wieder kahle Relationen über allerlei das Publikum interessierende Ereignisse der verschiedensten Art, über die Türkenkriege, die Kriege mit den Franzosen und der Franzosen unter einander, Erdbeben, Mordthaten und Hinrichtungen, Mißgeburten, Teufelsaustreibungen u. dgl. Ganz freilich war die größere geistige Anregung den fliegenden Blättern nicht verloren gegangen. Die Relationen der obigen Art mußten bei dem Mangel eigentlichen Zeitungswesens auch den Gebildeteren dienen, und da diese nicht bloß nach Neuigkeiten Begierde hatten, sondern sich wenigstens bei den Haupt- und Staatsactionen auch parteilich interessiert fühlten, erschienen auch vielfach parteilich gefärbte Darstellungen von den verschiedensten Standpunkten. Bei mächtigeren inneren Bewegungen wurde auch die Satire wieder wach, namentlich die religiöse, die unter

anderem während des zweiten und dritten Jahrzehnts des siebzehnten Jahrhunderts von beiden Seiten mit der größten Unermüdlichkeit gehandhabt wurde. Regelmäßig waren diese bald in ungebundener, bald in gebundener Rede geschriebenen Satiren mit Illustrationen versehen, die zum Teil nicht ohne Wert sind, und beweisen überhaupt durch ihre ganze äußere und innere Ausstattung, durch ihre vielfachen Anspielungen auf Persönlichkeiten, durch gelegentlichen Gebrauch fremder Sprachen und andere Kennzeichen, daß sie vorzugsweise für die gebildeteren Klassen berechnet waren. Doch blieben immer noch manche fliegende Blätter Gemeingut aller Stände und wurden von Armen wie von Reichen gelesen.

Nach dem dreißigjährigen Kriege aber hörte das gebildete Publikum auf, den fliegenden Blättern Aufmerksamkeit zuzuwenden. Die Scheidung der Gelehrten und Ungelehrten, welche nach der Reformation begonnen hatte, war zu einer so vollständigen geworden, wie nie vorher und nachher. Ihre Literaturen laufen in jener Zeit neben einander her, ohne sich auch nur zu berühren, und namentlich waren die Gelehrten viel zu stolz und erhaben, um sich um die geistigen Bedürfnisse der Ungelehrten auch nur zu bekümmern. Den Bedarf an Neuigkeiten aller Art zogen jene aus den im Laufe des Jahrhunderts entstandenen und ausgebildeten Zeitungen, poetische Neigungen fanden ihre Befriedigung in den Sammlungen der Hofpoeten und der Mitglieder der gelehrten Sprachgesellschaften, wogegen die fliegenden Blätter nach wie vor Zeitung und Liederbuch der Ungelehrten blieben. Ein Mittelstand, der beide Teile hätte verbinden können, existierte nicht. Eine Schrift eines vagierenden Literaten von Stieler, genannt der Spate, welche unter dem Titel Zeitungslust und Nutz im Jahre 1695 erschien, sieht mit souveräner Verachtung auf die fliegenden Blätter herab, auf sie, die freilich, von den Gebildeten aufgegeben und vernachlässigt, manchmal mehr Aberglauben als Kenntnisse verbreiteten und nach Form und Inhalt roh genug sein mochten. Der Spate meint*), man solle von den „gedruckten Liedern von vielen Wunder=Werken und Geschichten, so sich hier und dar begeben haben sollen“ und mit denen „die Gassensänger, Landfarer und Bettelweiber in Städten und Dörfern herumzuwandeln pflegen“ durchaus keine Notiz nehmen. „Solches

*) Citiert nach Prutz: Geschichte des deutschen Journalismus S. 192. Dies Werk ist hier mehrfach benutzt.

Zeug ist so wenig zu unsern Zeitungen zu rechnen, daß es vielmehr hoch bestrafet und mit Landesverweisung belohnet werden sollte.“ Der Spate, der nach einander Student der Medicin, Hauslehrer, Prediger, Soldat, Kriegssecretär, Auditeur, Oberofficier, Kammersecretär, Beamter und wieder Lehrer gewesen und auf seinen abenteuerlichen Irrfahrten vermutlich mit allen Schichten des Volkes in Berührung gekommen war, kannte wenigstens die fliegenden Blätter; die soliden ansässigen Gelehrten wußten vielleicht kaum von ihrer Existenz und ignorierten sie jedenfalls vollständig.

So führte denn diese Literatur der Illiteraten ihr besonderes Leben unbeachtet fort und hat sich deshalb bis auf die neueste Zeit eine Stätigkeit, eine Gleichmäßigkeit des Inhalts und der äußeren Erscheinung bewahrt, die zu dem Umschwunge der Kunstdliteratur einen auffallenden Gegensatz bildet. Wenn der Spate heute wieder erstände und sich die Mordgeschichten unserer Drehorgel ansähe, würde er kaum ein anderes Urtheil fällen, als er im Jahre 1695 that. Nur ganz außerordentliche, tief in das Volksbewußtsein eingreifende Ereignisse, ein siebenjähriger Krieg und die französische Zeit, hatten nachhaltigere Wirkung, theils durch ihre eigene an sich das Volk erweckende Großartigkeit, welche den Geschmack an Mordgeschichten und Darstellungen geringfügiger Dinge zeitweilig unterdrückte, theils auch, weil sie die Gebildeten zwangen, sich durch fliegende Blätter an das ganze Volk zu wenden, um es für ihre Interessen zu gewinnen.

Die Kupferstiche oder Holzschnitte, die früher regelmäßiger Schmuck und Illustration der fliegenden Blätter waren, sind und waren wohl schon 1695 verschwunden. Das jetzige Publikum konnte dergleichen Verzierungen nicht mehr bezahlen. Nur sehr rohe Holzschnitte, die wohl auch für mehrere fliegende Blätter dienen mußten, wurden noch einzeln mitgegeben. Als Ersatz für die Illustrationen haben sich jene Bilder auf Leinwand verbreitet, die in buntem Farbenschmuck die Hauptereignisse der Erzählung darstellten und welche der Verkäufer des fliegenden Blattes seinen Zuhörern erläuterte. Es läßt sich nachweisen, daß dieselben schon im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts vorkamen; doch scheinen sie erst in dem gegenwärtigen Jahrhundert, etwa seit der französischen Zeit, allgemeiner geworden zu sein.

Auch die Lieder, welche jetzt stets dem eigentlichen Texte angehängt sind, kommen schon sehr früh, schon im 16. Jahrhundert vor, doch nur ausnahmsweise. Zur Regel sind sie

ebenfalls erst in unserem Jahrhunderte geworden. Im siebenjährigen Kriege indes sind den Schlachtberichten schon mehrfach Lieder nachgefügt.

Es würde zu weit führen, auch nicht einmal interessieren, wenn ich aus jeder Gattung der fliegenden Blätter eine Probe herausheben wollte; um indes einen Vergleichungspunkt zu gewinnen, möge eins aus dem Jahre 1760 ein wenig genauer betrachtet werden.

Es ist ein halber Bogen in Quart, enthält auf der ersten Seite den Titel und den Anfang des Textes, der sich bis auf die vierte Seite hinaufzieht, wo ihm das Lied sich anschließt. Der Druckort ist zwar nicht angegeben, wird aber Hamburg gewesen sein. Der Titel lautet: „Umständliche Relation von der am 3. November 1760 unweit Torgau in Sachsen zwischen der königlich preussischen Armee unter Anführung des Königs, und der österreichischen unter Commando des General-Feld-Marschalls Grafen von Daun, geschehenen blutigen Haupt-Battaille und dem auf preussischer Seite erfolgtem Siege; nebst einer Beschreibung von der großen Teuerung in Dresden, ein Pfund Brot kostet 8 Schill. und 1 Pfund Butter 1 Mark“ u. s. w. Der Text beginnt: „Nachdem beiderseitige große Armeen den Schauplatz des Krieges wieder in Sachsen aufgeschlagen hatten, so waren dieselben mit dem Ausgange des Octobers zwischen Leipzig und Torgau schon so nahe an einander gerückt, daß eine blutige Schlacht ganz unvermeidlich war, und man alle Augenblicke der Nachricht davon entgegen sah, bis endlich am 3. November dieselbe wirklich erfolgte.“ Dann wird in kurzen, deutlichen Zügen der Gang der Schlacht erzählt, der beiderseitige Verlust angegeben, die in Dresden herrschende Teuerung geschildert. Der Text schließt dann: „Die armen Menschen (die Sachsen) wünschten, daß sie noch unter preussischer Botmäßigkeit sein möchten, denn so würde des Königs väterliche Sorge und Bemühung dahin gehen, allen betrübten Mangel abzuheben. Gott aber wird sich unser endlich erbarmen und unser Elend abhelfen; und wünschen mit uns sämmtlichen getreuen hannoverschen Unterthanen, daß der Himmel unsre und preussischen Waffen segnen möchte, damit der Friede desto eher hergestellt und ein jeder seine Nahrungs-Geschäfte in Ruhe verrichten möchte.“ Nun folgt „eine schöne Arie und Kriegs-Menuett, Melodie: zum Sterben, bin ich, verliebet in dich,“ die, da sie meines Wissens noch nicht gedruckt ist, hier ganz ihren Platz finden möge:

König Friedrich, der Held,
Zieht selber ins Feld
Mit seinen Soldaten,
Thut große Kriegsthaten,
Der tapf're Held.

Mit Gott ist bereit
König Friedrich zum Streit,
Ins Feld sich zu wagen,
Die Feinde zu schlagen,
König Friedrich, der Held.

Ihr Helden allzeit,
Mars ruft euch zum Streit,
Mars ruft euch zu kriegen,
Mars ruft euch zu siegen,
Streit tapfer ins Feld.

Die edlen Officier
Und muntern Grenadier,
Thut rechten, thut sechten
Die Kriegsgeschlechter
Für Friedrich, den Held.

Musquetier, Füselier,
Dragoner, Carabiner,
Husaren und Reuter,
Wie tapfer sie streiten
Für Friedrich ins Feld.

Jetzt geht an die Schlacht,
Der Feind kommt mit Macht,
Drum lustig, Soldaten,
Thut tapf're Kriegsthaten
Für Friedrich, den Held.

Spielt auf, ihr Bombardier
Und tapfern Kanonier,
Laßt Donner, Blitz knallen,
Kanonen erschallen
Für Friedrich, den Held.

Ein tapferer Cavalier,
Der schwimmt im Blute hier,
Wollt Ehre erwerben,
Er muß im Krieg sterben
Für Friedrich im Feld.

Die hie und da sich aufdrängende Lust zu ändern habe ich zurückgehalten, nur einige Kommata habe ich gestrichen und die Verszeilen abgeteilt, was im Originale nicht geschehen ist.

Die fliegenden Blätter der Gegenwart, und insbesondere die erzählenden, sind nicht leicht jemandem ganz unbekannt, allein es ist eben ihre Art zu fliegen, und den meisten, denen ein solches Blatt in die Hände gerät, entflattert es nach einer flüchtigen Betrachtung, ehe sie durch Vergleichung mehrerer Exemplare sich die allgemeinen Eigenschaften haben klar machen können. Seit einer Reihe von Jahren habe ich, mit wenigen Ausnahmen im Herzogtum Oldenburg, die mir aufstößenden fliegenden Blätter gesammelt und besitze nun von den erzählenden, gewöhnlich kurzweg Mordgeschichten genannten, 106 Nummern, die sich freilich zum Teil wiederholen, aber doch sämtlich verschiedene Drucke sind. An ihnen läßt sich denn schon diese und jene Beobachtung machen.

Sehen wir zunächst, wie die Mordgeschichten in das Volk eindringen, wie sie äußerlich beschaffen sind, wie sie entstehen.

Die Mordgeschichten präsentieren sich im nordwestlichen Deutschland nie anders als bei der Drehorgel. Drehorgel mit Gesang ist auf den Jahrmärkten und Volksfesten unserer Gegenden die vorwiegendste Art der Straßenmusik. Durch die Straßen wandernd oder an günstigen Punkten Posto fassend bearbeitet

der Drehorgelspieler sein Instrument, während seine Frau in den Häusern oder bei dem auf der Straße sich sammelnden Publikum den kupfernen Lohn zusammenholt. Von Zeit zu Zeit vereinigen sich beide zum Gesange. Sehen wir bei der Drehorgel ein großes Gemälde, wie eine Standarte getragen, so wissen wir, daß dort eine Mordgeschichte erzählt, besungen und bildlich illustriert, auch gedruckt verkauft wird. Drehorgel, Gesang und Bild bringen den Bänkelsängern allein schon Geld, diese können ihren Erwerb indes steigern, ihn aus der kupfernen Region in die silberne hinaufbringen, wenn sie die gesungenen Lieder und erzählten Geschichten verkaufen können. Der Verkauf würde seinerseits sehr flau gehen, wenn nicht durch Orgel, Gesang und Bild die Neugier zuvor gereizt wäre. Die fliegenden Blätter kommen daher getrennt von der Drehorgel, die Drehorgel ohne fliegendes Blatt sei es nun lyrisch oder referierend, sehr selten vor*). Die Melodien der Lieder zu den Mordgeschichten, die Lieder selbst und die Geschichten kommen aus Hamburg, das in dieser Beziehung die Hauptstadt des nordwestlichen Deutschlands ist. Sein Beispiel entscheidet, was in der nächsten Saison auf den Jahrmärkten und Schützenfesten an der Drehorgel gesungen, gezeigt, verkauft werden soll. Dort werden auch in der Regel die Mordgeschichten und ihre Lieder verfaßt, für die letzteren angemessene Melodien ausgesucht und auf die Walzen der Orgeln geschlagen. Man kann dort bei bestimmten, wohlbekannten Personen alle diese Bedürfnisse für feste Preise befriedigen. Nur die Bilder werden, für die Wesergegend wenigstens, weniger von Hamburg bezogen.

Die Verleger der Mordgeschichten sind fast ausnahmslos die Drehorgelspieler selbst, die sie nach Hamburger Mustern drucken lassen und riesweise bezahlen. Druckereien, in welchen

*) Dies trifft — man darf wohl sagen: leider — für die neueste Zeit nicht mehr zu. In den Italienern hat sich eine neue Species von „Drehorganisten“ vorgedrängt, die ohne Gesang und fliegende Blätter nur durch die Leistungen der Orgel, vielleicht auch durch ihre eigene persönliche Erscheinung auf die Freigebigkeit der Straßenanwohner und -innen zu wirken suchen. Ihre Orgeln sind wirklich in der Regel besser, obgleich die Harmonisierung sowie die Benutzung der verschiedenen Register auf denselben oft genug auch doch recht zweifelhafter Natur ist. Die reinere Stimmung giebt ihnen jedenfalls einen Vorzug vor den Leistungen der meisten umherziehenden Banden mit ohrenzerreißender „Harmonie“-Musik; im übrigen bezeichnet aber die Ueberhandnahme dieser Italiener-Orgeln mit Klang ohne Sang einen Rückschritt für die Bedürfnisse des Volkslebens. — D. Herausg.

fliegende Blätter gedruckt werden, finden sich in den meisten Städten des Nordwestens.

Die Mordgeschichten umfassen regelmäßig einen halben Bogen in Octav, dessen erste Seite von dem Titel eingenommen wird; dann folgt, auf der zweiten Seite anfangend, die Erzählung und endlich auf der letzten oder den letzten Seiten ein Lied, mitunter auch zwei Lieder. Das Quart- und Folioformat, welches früher vorherrschend war, kommt in meiner Sammlung nur zwölf mal vor. Ziemlich häufig sind die Titelseiten mit Randverzierungen versehen, auch Bignetten und kleine Holzschnitte finden sich manchmal. In neuerer Zeit werden regelmäßig Druckort, Drucker und Jahreszahl angegeben, eine Folge der Bundespreßgesetzgebung, während früher statt dessen das einzige „Gedruckt in diesem Jahr“ vorkam. Zur vermehrten Ueberszeugung des Publikums von der Wahrheit der Geschichte ist dann und wann die Quelle beigefügt: „Aus den Schwurgerichtsverhandlungen zu Stade zusammengezogen,“ „aus den Schwurgerichtsverhandlungen zu Göttingen vom 22. September 1858 zusammengestellt,“ „nach authentischen Quellen,“ „nach authentischen Quellen und ärztlichen Berichten bearbeitet“, und selbst ein Motto wird einzeln zur Erregung des ästhetischen Interesses angewandt, z. B. vor einer Erzählung von einem verlorenen und wiedergefundenen Sohne: „die Wege des Herrn sind wunderbar,“ vor einer Erzählung von einem abgeschlagenen räuberischen Angriff auf ein Försterhaus:

Sei nicht mutlos in Kummer und Not,
Selbst wenn Tod und Gefahr dir droht,
Kämpfe und blicke zum Sternenherr,
D dann sinkst du nimmermehr!

Die Individualisierung der fliegenden Blätter durch Angabe des Druckorts und Druckers hat auch bereits Andeutungen eines literarischen Eigentums entstehen lassen; so steht z. B. auf einzelnen Mordgeschichten die Bemerkung: „Verlag und Eigentum von Heinrich Feuerhahn vor Nachdruck wird gewarnt,“ und Aehnliches, obwohl mir unzweifelhaft ist, daß gerade die so bezeichneten Exemplare Nachdrucke sind. Es ist das zur Zeit noch eitle Bangemacherei, in welcher aber doch schon die Keime eines künftig sich entwickelnden Rechtszustandes lebendig sein mögen. Der Druck der fliegenden Blätter war vor fünfzig bis hundert Jahren sehr fehlerhaft, hat sich neuerdings aber sehr gebessert, namentlich haben sich die Entstellungen des Textes

aus Mißverständnis, die früher sehr häufig waren, fast ganz verloren und kommen nur noch einzeln in den Gedichten, kaum noch in Prosa vor. Die Sprache ist überall hochdeutsch, während unter den lyrischen fliegenden Blättern bekanntlich viele plattdeutsch, tirolerisch u. s. w. abgefaßt sind.

Ich komme zu dem Inhalte der Mordgeschichten. Mordgeschichten habe ich sie mehrfach der Kürze halber und in Uebereinstimmung mit dem gewöhnlichen Sprachgebrauche genannt, aber das Feld derselben ist viel weiteren Umfangs, als der Name anzeigt. Sie bilden in der That die Zeitung verschiedener Volksklassen. Jedes Ereignis, für welches bei der großen Masse des Dreihorgelpublikums ein Interesse vorausgesetzt werden kann, findet seinen Maler, seinen Geschichtschreiber, seinen Dichter. Alles, was aus den laufenden Welt- und Kriegshändeln sich kurz, leicht faßlich und eindrucksvoll herausheben läßt, Mordthaten und Unglücksfälle, die eine stumpfe Phantasie durch Blutgeruch und Massenhaftigkeit des Elends anregen, und in Ermangelung deren schicksalsreiche Liebesgeschichten und Abenteuer sind die vorherrschenden Stoffe. Wie denn auch in den kleineren Localzeitungen, je mehr sie auf eine Verbreitung unter den wenig lesenden Ständen berechnet sind, neben den politischen Notizen die „Vermischten Nachrichten“ einen größeren Raum in Anspruch nehmen.

Im allgemeinen lassen sich die fliegenden Blätter erzählender Art ihrem Stoffe nach in drei Klassen einteilen, in historisch-politische, in Mordgeschichten und in Novellen, doch bleiben noch einige Nummern übrig, die in keine dieser Klassen sich einfügen wollen und vermischten Inhalts sind.

Von den 106 Nummern meiner Sammlung sind 25 historisch-politische. Einzelne Erzählungen sind reine Abdrücke von Zeitungsreferaten, andere sind auf Grund einiger wahren Nachrichten so zurechtgestutzt, wie sie der Verkäufer seinem speciellen Publikum am angenehmsten erachtete. Die Gedichte sind im Durchschnitte besser, als sie bei den eigentlichen Mordgeschichten und den Novellen zu sein pflegen, da häufig der Verleger sich in der Lage sieht, irgend ein in den Zeitungen oder sonst verbreitetes Kunstgedicht einfach abzudrucken. Aus demselben Grunde aber haben sie auch nicht immer besonderen Bezug auf das grade erzählte Ereignis, wie das bei den Mordgeschichten und Novellen beinahe stets der Fall ist. Als Probe der historisch-politischen Stücke mag ein Stück dienen, dessen prosaischer Text so recht den Oldenburgern zu gefallen bestimmt sei:

Die mit einem ein Dampffschiff darstellenden Holzschnitt gezierte Titelseite lautet: Der Ueberfall der Dänen auf die vereinigten Oldenburger und Mecklenburger Truppen bei Sundwitt am 28. Mai und die heldenmüthige Verteidigung der vereinten Truppen, besonders der Oldenburger, wovon die dritte Compagnie ersten Regiments unter dem Hauptmann Schlarbaum, welche vom Armeecorps abgeschnitten wurde, Wunder der Tapferkeit bewies. Der Text selbst ist folgender:

Gott sei Dank! daß wiederum der Zeitpunkt erschien, wo die Ehre des oldenburgischen Namens, die man, weil die Oldenburger, den Anforderungen gemäß, nicht zeitig bei Schleswig erschienen zu besetzen sich beeilte, sich nicht allein fleckenlos erhalten, sondern auch die Oldenburger sich durch ihre Thaten bei Sundwitt, wie Nachfolgendes mehr erläutern wird, sich bei den Deutschen ein ewiges Denkmal haben verschafft. — Es war der 28. Mai, als Morgens 5000 Dänen mit 18 schweren Geschützen, welche still und ohne Geräusch gelandet worden, die bei Sundwitt ausgestellten Vorposten, aus der siebenten und achten Compagnie Oldenburger Truppen und zweiten Compagnie Mecklenburger bestehend, plötzlich von drei Seiten angriffen. Die Absicht der Dänen, welche durch Spionen die weite Entfernung der Preußen unter Wrangel, der mit den Dänen wegen Friedensunterhandlungen Stillstand hatte geschlossen, und die Entfernung der Hannoveraner unter Falket wohl wußten, war, durch diesen pöszlichen Ueberfall (Wortbruch) die Vorposten theils niederzuhauen, theils gefangen zu nehmen, und das etwas weit von den Vorposten sich im Lager befindliche Armeecorps, bestehend aus den oldenburgischen und mecklenburgischen Truppen, ehe dasselbe recht zu den Waffen greifen konnte, gefangen zu nehmen. Aber sie hatten sich sehr geirrt. Ohne an die Vorposten, welche wohl den Ueberfall nicht geahndet, jedoch auf ihrer Hut waren, fanden sie nicht allein einen nicht geahndeten, sondern einen bewunderungswerthen Widerstand, bis die Uebrigen den Vorposten zu Hülfe eilten, und nun entstand ein harter, ein heißer Kampf. Wie Mauern standen die vereinten Truppen gegen die Dänen. Die vereinten Truppen, welche bei diesem Widerstande vergebens auf Hülfe der Preußen oder Hannoveraner lauerten, mit welcher zeitigen Hülfe sie den gänzlichen Sieg über die Dänen hätten erfochten, mußten, da den schweren Geschützen der Dänen nicht gleiches entgegenzusetzen war (denn die oldenburgische Artillerie, obgleich mit im Gefecht gewesen, konnte gegen die schweren Geschütze der Dänen nichts ausrichten) nach mehrstündigem Gefechte, der großen Uebermacht weichend, sich zurückziehen, jedoch im geordneten Schritt, und so endete das Gefecht nach zwölfstündigem harten Kampfe. Während dieses Kampfes beim Rückzuge kam die dritte Compagnie unter Hauptmann Schlarbaum auf der äußersten Ecke der Halbinsel Eckensund so ins Gedränge, daß sie völlig abgeschnitten wurde, und auf dem Punkte stand, gefangen genommen zu werden, da erscholl schnell des Hauptmanns Stimme, folgende Worte redend: „Soldaten, Oldenburger! es ist jetzt der Zeitpunkt, die Ehre des Oldenburgischen Namens empor zu heben, uns Oldenburger bei den Bundesgenossen in ein anderes Licht zu stellen, ja unvergeßlich zu machen. Was wollt Ihr? Sieg oder Tod, oder Euch ergeben?“ und einstimmig war der Ruf der ganzen Compagnie: „Sieg oder Tod!“ Im Nu griff sie die

Dänen an und schlug sich mit Kolben nach mehrstündigem Gefechte durch die ganze Masse der Feinde, wobei sie ohne Compagnie-Karre mit dem Officiergepäck und Schanzzeuge, welches in einen Sumpf gerathen war, jedoch noch die Pferde gerettet wurden, nur 12 Mann verlor. In der Nacht, wo das vereinte oldenburgische und mecklenburgische Armeecorps von den Dänen, welche vermöge der heldenmüthigen Gegenwehr natürlich auch bedeutenden Verlust erlitten hatten, nicht mehr beunruhigt wurde, erschien Wrangel mit seinen Truppen um zu helfen, aber die Oldenburger erbittert, theils über die während der Schlacht ausgebliebene langersehnte Hilfe, theils über die erhaltenen unglimpfen Reden wegen ihres nicht zeitigen Erscheinens bei Schleswig, schlugen die Hilfe stolz ab mit den Worten: „Wir haben die Dänen jetzt recht kennen gelernt und hoffen mit den Nothröcken allein fertig zu werden.“ An dem darauf folgenden Tage griffen sie trotz ihres erlittenen Verlustes, die Uebermacht der Dänen nicht achtend, dieselben muthig und mit dem Entschlusse zu siegen oder zu sterben an und warfen nach mehrstündigem harten Kampfe, in welchem die Oldenburger, wie gierige Tiger über die Gefallenen kaltblütig hinschreitend, immer mehr und mehr vordrangen, den Feind, der nicht mehr zu stehen vermochte, flüchtend bis unter die Kanonen der Schiffe dahin. Nach diesem von den vereinten oldenburgisch-mecklenburgischen Truppen so zu sagen errungenen Sieg hob der General Wrangel den Muth der Oldenburger in Gegenwart des aufgestellten Armeecorps, welchem er besonders die dritte Compagnie, den Hauptmann Schlarbaum an der Spitze, vorstellte, durch folgende Worte, indem er auf die Compagnie zeigt, hervor: „Ach gäbe der Allmächtige, daß jeder Soldat unter meinem Commando so wäre wie diese“ und überreichte dem Hauptmann zum Lohn der Tapferkeit einen Ephenkranz, auf die Compagnie blickend, mit den Worten: „Nehmt ihn vorläufig an! von mir als Erkenntlichkeit Eures großen Heldemuths.“ — Daß es in diesem zweitägigen Gefechte nicht ohne große Verluste von Seiten der Oldenburger und Mecklenburger zugegangen ist, läßt sich leicht begreifen. Zur Widerlegung aber der vielfach übertriebenen Berichte thue ich dem geehrten Leser laut eines erhaltenen Briefes kund, daß die Oldenburger 46 Mann, die Mecklenburger 164, also die vereinten Truppen 210 Mann büßten. Möge Gott allen Deutschen einen solchen Enthusiasmus für Heerd und Vaterland geben, wie die Unsrigen bei Sundwitt zeigten, so wird es so leicht fremden Mächten nicht gelingen, Herr von Deutschland zu werden.

Die dritte Compagnie.

Wohl hat er einen guten Klang
Der Oldenburger Name!
Schaut seiner Männer Waffengang,
Sinds Brave? — und das vom
ersten Rang,
's ist ächter Nordlandsfame.

War das ein tüd'scher Ueberfall
Im Sundewitt! beim Himmel!
Wie stürmte da der Dänen Schwall,
Wie krachten die Karthausen all' —
Das war ein arg Getümmel!

Da wird von unserm Regiment —
Ehre sei seinem Namen! —
Die dritte Compagnie getrennt,
Von Bataillonen hart berennt,
Ihr Männer, jetzt heißt's Amen!

„Ergebt euch, strecket das Ge-
wehr!“
Hohulachend ruft's der Däne.
Wie wenig kennt der deutsche Ehr!
„Wohl sterben — aber auch nichts
mehr“
So sprachen unsre Söhne.

Und fest, entschlossen Mann für
Mann,
Durch hieß da die Parole,
Stets fechtend, immer drauf und
dran,
Durchbrachen sie die Reihen dann —
Jetzt, Däne, komm und hole.

So gings hindurch die ganze
Nacht
Bis an den lichten Morgen.
Hurrah! da steht in der Bivacht
Das Regiment! Gott Lob ge-
bracht,
Die Braven sind geborgen.

Und jubelnd nimmt der Kamerad
Sie auf, die wackren Jungen.
Das, Männer, war 'ne Waffenthat!
Die dritte Compagnie, sie hat
Fein Oldenburgsch gesungen.

Schleswig-Holsteins Sieges- und Jubellieder.

Freiheitsvetter, seid umschlungen
Mit des Liedes glüh'nder Macht.
Die vom Joch uns losgerungen,
Hielten stets die treueste Wacht.
Schleswig-Holstein siegbewußt
Feuert euch mit voller Brust.

Wo der deutsche Sinn sich wiegte
In der freien Männerbrust,
Liebevoll der Geist sich schmiegte
An die frohe Holstenlust,
Da warst dann gewiß auch du,
Unser Volksfreund Reventlou.

Als der Dän' uns wollt' um-
garnen
Mit der alten schlechten List,
Kam ein Mann, uns treu zu warnen,
Und dem Trug ward keine Frist.
Drum, Fabricius, uns're Brust
Schlägt für dich in Dankeslust.

Doch wie könnten dein vergessen
Wir in unserm Jubelsang,
Dir, Dilshausen, zuzumessen
Lohn für solchen Thatendrang.
Ohne Furcht gingst du voran
Auf des Rechtes fester Bahn.

Als der Freiheitsmorgen tagte,
Und die kühne Loosung fiel,
War es Einer, der nicht zagte,
Fest im Aug' behielt sein Ziel,
Drum dir, Beseler, heißen Dank,
Unser Geist dich stets umranf'.

Und die tapfren deutschen
Helden
Mit dem starken Siegerschwert,
Unser Volk wird ewig melden
Euren Ruhm, so hoch und werth.
Preis dir, Dioskurenpaar,
Wrangel-Salket immerdar.

Als von Nord sich Wetter
thürmten,
Unser Land noch Hülf' bar,
Wild heran die Dänen stürmten,
Und der Rettung droht' Gefahr,
Hieltst du uns in sicherer Huth,
Prinz von Noer, mit hohem
Muth!

Last Euch Alle heiß umschließen.
Die ihr Recht und Freiheit wahrh,
Seht die Herzen überfließen
Nach der alten deutschen Art:
Uns're Ketter in der Noth,
Ewig glänzt im Morgenroth.

Der profaische Text ist interessant als Beispiel, wie man den wahren, immer noch erkennbaren Hergang mit allerlei poetischem Schmuck umhüllen, durch die eingestreuten Reden dramatisieren, die Anerkennung der oldenburgischen Truppen bei

den Verbündeten in eine äußerliche Feier zusammenfassen zu müssen glaubte, um die beabsichtigte Wirkung auf die Oldenburger Soldaten, für die das fliegende Blatt ursprünglich berechnet war, zu erreichen. Beide Lieder halte ich für Kunstgedichte im Gegensatz zum Volksliede. Das erste, obwohl es den Mund ein wenig voll nimmt, ist nicht übel und hätte wohl zu einem Volksliede sich umgestalten können, wenn eben der Gegenstand ein größerer, anklingenderer gewesen wäre. Das zweite trägt noch deutlicher die Kennzeichen eines Kunstgedichtes und hätte unter keinen Umständen Aussicht gehabt, Volkslied oder auch nur volkstümliches Lied zu werden; es wird als Erguß eines begeisterten Holsteiners wahrscheinlich noch in irgend einer überelbischen Zeitschrift von 1848 aufzufinden sein. Wie sich dagegen ein für die Drehorgel besonders verfaßtes politisches Lied ausnimmt, möge folgendes Beispiel zeigen:

Robert Blum, der ist gefallen,
Der sich als ein biederer Mann
Von Jugend an gezeiget,
Sein Herz war ganz geneiget
Der gerechten Sache, wo er kam.

O Deutschland! traur' und weine
Wohl über den Verlust,
Denn Blum, der ist erschossen,
Von drei Kugeln hart getroffen
Im Kopf und in der Brust.

Doch oft geschieht's im Leben,
Daß das Schicksal uns ereilt.
Dies hat auch Blum erfahren,
Der noch vor wenig Jahren
Sich in Leipzig brav gezeigt.

Frau und vier Kinder trauern,
Beweinen den Verlust
Doch Robert Blum, nie zagend,
Sein Schicksal standhaft tragend,
Entblößt sich selbst die Brust.

Ach, Blum der ist erschossen!
Der frei zu jeder Zeit
Für Recht und Freiheit gesprochen,
Er hat sich stets ununterbrochen
Als Gerechtigkeits-Freund gezeigt.

Indem er muthig sagte:
Schlagt an und trefft mich gut!
Ich sterbe für die Freiheit!
Und sterbend ruf' ich noch erfreut:
Für Freiheit fließt mein Blut!!

Das holpert und stolpert, kann den Reim nicht finden, slikt den Vers mit überflüssigen Wörtern aus, kehrt die Reihenfolge der Gedanken um, verfällt gelegentlich in die ärgste Prosa und enthält, wenn ich mich nicht sehr irre, dennoch mehr Poesie als jenes zweite Kunstgedicht, das nur einen nicht ganz reinen Reim hat.

Zahlreicher als die politischen Mitteilungen sind in meiner Sammlung die Novellen, erfundene oder ursprünglich wahre, aber durch gründliche Aenderungen umgeschaffene Geschichten von unglücklich Liebenden, die nach mancherlei Not und Fährlichkeiten, trotz Schiffbrüchen, Gefangenschaft und Verfolgung der

Eltern dennoch durch Mut, Treue und Standhaftigkeit ihr Ziel erreichen und in den stillen Hafen der Ehe einlaufen, oder von treulosen Liebhabern, die ihre Treulosigkeit endlich auf eine grausenhafte Weise büßen, von Errettungen aus großen Gefahren, von verlorne und wiedergefundenen Kindern u. dergl. Die Scene wechselt zwischen allen Ländern und Meeren der Welt, hält sich aber am liebsten an den alten Wohnsitzen der Romantik, in Spanien, Italien und dem Orient oder, wenn näher, in Gebirgen und Wäldern auf. Der Stoff ist voll alter Reminiscenzen und läßt sich mitunter in die Geschichtsbücher des Mittelalters zurück verfolgen. Da ein Veralten bei diesen Stoffen nicht leicht zu befürchten ist, werden einzelne Nummern auch nach längeren Jahren, sei es mit kleinen Aenderungen, sei es ganz in der alten Form, wieder abgedruckt und in den Handel gebracht. So findet sich dieselbe Geschichte von einem Mädchen aus Zweibrücken, das ihren nach Sibirien verbannten Bruder zu retten unternimmt, in verschiedener Form mit den Daten des Einkaufs Leipzig 1845 und Oldenburg 1858, eine andere in gleicher Bearbeitung des prosaischen Textes, aber mit verschiedenen Liedern mit den Fundangaben Leipzig 1845 und Dedesdorf 1853. Die Geschichte bleibt neu, das fliegende Blatt bleibt eine Zeitung, ebenso wie die Nachrichten von der Seeschlange und andere regelmäßige Enten von unseren Zeitungen immer wieder vorgeführt werden.

Der Stil der Novellen ist gewöhnlich sehr sentimental, schwülstig-poetisch, äußerst moralisch und voll frommer Ausrufungen, im ganzen so weichlich-süße Küche, daß man nur wenige Nummern hinter einander lesen kann, selbst wenn man nicht der Unterhaltung, sondern der Wissenschaft wegen liest. Die Lieder, welche den Inhalt der Erzählung wiederholen, sind regelmäßig für die Drehorgel eigens angefertigt und herzlich schlecht. Syntax und Grammatik, Rhythmus und Reim, Deutlichkeit und Schönheit erleiden Schlag auf Schlag, und man begreift, wenn man ein solches Lied gelesen hat, mitunter nicht mehr, wie das Ding zu einem solchen Namen kommt.

Zu diesen Novellen zähle ich 35 Nummern meiner Sammlung, darunter auch in zwei Drucken des Pfarrers Tochter zu Taubenhain mit einem noch etwas längeren Gerechtigkeit an dem Junker von Falkenstein übenden Anhang; der einzige mir bekannte Fall, daß ein erzählendes fliegendes Blatt ganz aus Versen besteht.

Fast ebenso groß wie die Zahl der Novellen ist die der Räuber- und Mordgeschichten, nämlich einunddreißig. Einige davon scheinen gleichfalls erfunden zu sein, die meisten indes betreffen wirkliche Vorfälle. Seit die Deffentlichkeit des Gerichtsverfahrens den Schwurgerichtsverhandlungen einen festen Platz in den Zeitungen eröffnet hat, greift die Zeitung der Drehorgel irgend eine Darstellung aus jenen heraus und druckt sie unverändert ab. Die wenigen selbständigen Bearbeitungen, die gegenwärtig noch vorkommen, und die älteren Texte sind regelmäßig mit derselben weichlichen Moral und Frömmigkeit durchsüßt, deren ich bei den Novellen gedacht habe. Die Lieder sind schlecht, so platt, so verdreht, so unlogisch in ihrer Moral, daß sie dadurch gerade ihre Liebhaber gewonnen und zahlreiche Nachahmungen hervorgerufen haben. Namhafte Leute wie der Aesthetiker Vischer haben diese Nachahmungen mit gutem Humor cultiviert, und unter den sogenannten Bummelliedern der Studenten nehmen die Tschediaden, die Lieder von Fieschi's Attentat, von dem Pfarrherrn Franz Pistorius u. s. w. einen bedeutenden Rang ein. Daß gerade diese Lieder so herzlich schlecht sind, mag zum Teil daher rühren, daß sie ganz bestimmt zu einem gewissen Jahrmärkte oder Volksfeste fertig sein müssen, um nicht veraltet zu erscheinen, und doch nicht aus Zeitungen und Zeitschriften abgeschrieben werden können. Sie werden auf Bestellung rasch zurecht gemacht, und manchmal mögen dem Poeten nicht Tage, sondern Stunden für seine Arbeit zugemessen sein. Wenn dennoch ein Vergleich mit den Liedern der Novellen bei aller sonstigen Ähnlichkeit derselben zu Gunsten der Mordgeschichten ausfällt, so liegt der Grund in dem einfacheren Inhalte der letzteren, der sich mitsamt der nötigen Moral in acht bis zehn Strophen noch einigermaßen zusammenfassen läßt, während die Balladen zu den Novellen aus der größeren Reihe der Ereignisse nur einzelne zusammenhanglos neben einander stellen und daher oft geradezu unverständlich werden, wenn man nicht die Thatsachen schon aus dem Prosa-Texte kennt. In neuerer Zeit begegnet man einzeln statt der den Inhalt der Prosaerzählung wiederholenden, besonders dazu gedichteten Ballade einem lyrischen Gedichte, das nur seiner Grundstimmung wegen zu dem Texte paßt und deshalb aus besseren vorhandenen ausgewählt werden kann. So findet sich dasselbe Lied „O wie dunkel seid ihr Mauern“ hinter einer Mordgeschichte „Die Vergiftung des Bäckermeisters Sievers zu Münden durch dessen Dienstmagd Friederike Lohze

am 13. März 1858" und hinter einer Novelle „Türkische Grausamkeit und Edelmut oder der in Sklaverei geführte Christ und sein Kind.“ Wie die Sachen einmal liegen, muß man in dieser Neuerung einen Fortschritt erblicken.

Es finden sich in meiner Sammlung noch fünfzehn Nummern verschiedenen Inhalts, vorzugsweise Unglücksfälle und andere merkwürdige Ereignisse, wie sie auch in unsern Zeitungen vorkommen. Besondere Eigentümlichkeiten zeigen sie im allgemeinen nicht. Doch will ich noch drei Prophezeiungen hervorheben. Zwei fliegende Blätter geben Mitteilung über das Wundermädchen Johanne Pirnauer, welche in Berlin — ich meine, 1850 — ihr Wesen trieb und später als Betrügerin entlarvt wurde. Ihre hier angeführten Prophezeiungen — sie schaut auch rückwärts — sind so dunkel, daß sie dem pythischen Drakel selbst Ehre gemacht hätten. Der Einsiedler im Walde bei Trier, dessen Wahrsagungen das dritte Blatt mitteilt, ist weniger vorsichtig gewesen. Seine Enthüllungen gehen von 1789 bis zum Jahre 2000, wo das jüngste Gericht eintreten wird. Etwa bis zum Jahre 1804 sind die Prophezeiungen eingetroffen, der um 1853 oder 1854 abgedruckte Text wird also damals etwa redigiert sein; was nach 1803 folgt, hat sich nicht bewahrheitet. Einzelne Sätze will ich anführen: 1835 werden die Türken und Perser überwunden, Konstantinopel wird die Residenz des römischen Kaisers und Persien auf ewig von den Russen in Besitz genommen. 1836 wird sich das englische Ostindien von England losreißen und ebenso frei und unabhängig machen wie Nordamerika. 1840 stirbt das Haus Oranien aus, und ganz Holland fällt an den König von Preußen. Im Jahre 1856 geht Venedig in einer Nacht unter, daß keine Seele davon kommt, sondern alles im Wasser ertrinkt u. s. w. Derartige Prophezeiungen wurden früher vielfach gefertigt und fanden stets ein ausgebreitetes Publikum; die bewegteren Zeiten haben diese wie manchen andern tot geglaubten Spuk wieder an das Tageslicht gebracht. —

Gewiß läßt die Zeitung der Drehorgel manches zu wünschen übrig. Dennoch ist ihre Existenz nach meiner Ansicht eine Wohlthat für ihr Publikum, das aus ihr außer manchen falschen Anschauungen, unwahren Nachrichten doch auch manche gute Anregung erhält und Details erfährt, die ihm auf keine andere Weise geboten werden. Unser Volk im Nordwesten Deutschlands, namentlich die arbeitenden Klassen haben so wenig Poesie in sich, so wenig Anregung von außen, daß man ihnen die

Drehorgel mit ihrem Zubehör wohl gönnen mag. Von ihr empfängt der ländliche Dienstbote die Melodien, die er bei der Arbeit pfeift, die Lieder, die er abends beim Heimkehren singt, das fliegende Blatt erhält ihn im Zusammenhang mit der Welt, die Bilder leihen seiner Phantasie Gestalt und Farben für alle Dinge, die groß, schrecklich, fremd und wunderbar sind. Darum hat auch dieser Aufsatz keine Denunciation sein sollen, sondern nur ein Hinweis auf einen Factor unseres Culturzustandes, der im allgemeinen wenig beachtet und, wenn beachtet, meistens nur mit mitleidigem Spotte bei Seite geschoben wird.

Die Thorperre in Oldenburg*).

..... wie ein Märchen aus alten Zeiten.

Die Thore der Stadt Oldenburg wurden, wie dies bei den meisten Städten der Fall war, der Sicherheit halber vor Zeiten während der Nächte geschlossen, und wenn nicht ganz besondere Veranlassung vorlag, wurde nachts niemand ein- noch ausgelassen. Hielt der Graf oder unter der dänischen Herrschaft der Commandant es für ratsam, so blieben auch über Tag die Thore zu, und es scheint fast, daß in dänischer Zeit der Commandant dieser entlegenen Festung die Kriegsgefahr öfter annahm, als es die Bürger gerechtfertigt dächte. Doch abgesehen von diesen außerordentlichen Fällen war auch die regelmäßige Abschließung der Thore für die Nacht sehr lästig, zumal dieselbe im Winter schon um 4 Uhr, im Frühling und Herbst in verschiedenen Abstufungen etwas später erfolgte und nur in den drei hellsten Monaten des Sommers bis 9 Uhr ausgefetzt wurde. Der

*) Anfangs trug ich Bedenken, mit diesem Aufsatz die Sammlung zu schließen, da er anscheinend ein zu specifisch Stadt-Oldenburgisches Interesse verlangt und dies schon in einer andern größeren Arbeit zur Geltung gekommen ist, während zufällige äußere Rücksichten mir den Abdruck hier wünschenswert erscheinen ließen. Doch ist dies Bedenken auch nur scheinbar gerechtfertigt. Wesentlich hat der Gegenstand doch ein allgemeineres culturhistorisches Interesse, besonders als Exemplification von „Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage“ in kleineren Verhältnissen mit eingerosteten Verwaltungsmaschinen. Und doch, wie lange hat nicht das große Hamburg an diesem Unsinn, dieser Plage festgehalten! — R. S.

Berkehr mit der Umgebung war dadurch auf eine zu kurze Zeit beschränkt. Es mochten zwar früher wenig Leute von den Dörfern regelmäßig zur Arbeit in die Stadt kommen, aber der Städter hatte draußen desto mehr zu schaffen. Oldenburg war vordem wesentlich auf landwirtschaftlichen Betrieb angewiesen, und die Aecker, Wiesen, Gärten lagen natürlich außerhalb der Mauern. Die Bürger wurden durch den frühen Thorschluß in Pflege, Benutzung und Bewachung ihres Eigentums stark behindert, wogegen die draußen wohnenden Leute und die Soldaten, die ihren Weg über die Wälle auch in der Nacht zu finden wußten, ihrerseits die Zeit des Thorschlusses benutzten, um die Gärten und Weiden zu besuchen und wegzuholen, was ihnen brauchbar schien. (C. C. D. Th. 6, No. 29. 30. 31. 1697. 1702. 1709). *)

Jener vollständige Abschluß auch den Tag über, der natürlich noch nachteiliger wirkte, muß bei dem Harenthor längere Zeit hindurch gedauert haben, so daß schließlich die Brücke vor dem Thore gar nicht mehr unterhalten wurde und verfiel.

Im Jahre 1702 wandte sich der Magistrat an den König Friedrich IV. mit einer Bitte um Wieder-Eröffnung des Harenthors. Der König sagte dieselbe zu, falls die Bürgerschaft die Brücken und Navelinsforten und was sonst erforderlich sein möchte, auf eigene Kosten herstellen wolle, wobei er die Kosten der demnächstigen Unterhaltung selbst zu tragen bereit war. Allein jene Herstellungskosten mochten der damals sehr kraftlosen Stadt zu drückend sein, wenigstens blieb es mit dem Thore beim Alten. Erfolgreicher war ein zweiter Anlauf. Im Jahre 1720 schickte die Stadt zwei Deputierte, Eltermann Hermann Mühle und Hermann Schwegmann, nach Kopenhagen, um außer anderen Dingen auch die Wiedereröffnung des Harenthors und zur Wiederherstellung der Brücke und Unterhaltung des Thors und der Brücke, die der Stadt oblag, eine Beihilfe des Staates zu erwirken. Die Deputation fand gnädiges Gehör. Die

*) Die Citate in obiger Mitteilung mögen für manche Leser eher störend als angenehm sein. Wo deren in den früheren Aufsätzen vorkamen, habe ich sie aus dieser Rücksicht weggelassen, glaubte sie aber in einem stehen lassen zu müssen, um dadurch des Verf. Zuverlässigkeit in Benutzung der Quellen deutlich zu machen. Unter C. C. D. ist das von v. Detken 1722, 1732, 1748 herausgegebene Corpus constitutionum Oldenburgicarum zu verstehen, vgl. v. Salm's Geschichte III, S. 224 ff. — R. S.

Wiedereröffnung des Thores ward zugestanden und zur Reparatur der Brücke ein Beitrag von 100 sch bewilligt.

Außerdem aber wurde genehmigt, daß zu gewissen Abendstunden das Thor gegen Erlegung eines „Pfortschillings“ geöffnet und der Ertrag zur Unterhaltung der Brücke verwendet werde. (C. C. D. Th. 6, No. 69. Eine Königl. Verordnung vom 18. Januar 1721 ordnete das Nähere an. C. C. D. Th. 6, No. 50).

Darnach wurde bestimmt, daß man das Thor gegen Erlegung eines Thorgeldes solle passieren können in den Monaten

December und Januar	von 4— 7	Uhr
Februar und November	„ 5— 7	„
März und October	„ 6— 8	„
April und September	„ 7— 9	„
August	„ 8—10	„
Mai, Juni, Juli	„ 9—11	„

Das Thor- oder nach späterem Sprachgebrauch das Sperrgeld betrug für einen Fußgänger 1 Lübschilling = $6\frac{1}{4}$ d und stieg bis zu 6 Lübsch. = $37\frac{1}{2}$ d für die Carosse, ohne Rücksicht auf die Zahl der darin sitzenden Personen. Frei von dem Sperrgelde waren Prediger im Amte, Milchmädchen, Hirten und alles, was mit dem Hofe zusammenhing, sofern es im Dienste war.

Es liegt im natürlichen Verlauf der Dinge, daß fortan alles zusammenwirkte, um die errungene Erleichterung des Verkehrs weiter und weiter nach allen Seiten hin auszudehnen.

Außer dem Harenthor wurde 1725 das Damnthor zu einem „Sperrthor“ gemacht; 1727 trat an Stelle des Harenthors das für den Verkehr jeder Art viel wichtigere Heiligengeistthor; 1747 kam hinzu das Eversten-, 1750 das Stauthor, und spätestens 1785 war auch das Harenthor wieder Sperrthor. Die Einkünfte der verschiedenen Thore wurden nach der Unterhaltungspflicht unter Staat und Stadt verteilt. Demzufolge erhielten das Sperrgeld vom Damnthor der Staat, vom Everstenthor halb der Staat, halb die Stadt, vom Stauthor ein Viertel der Staat, drei Viertel die Stadt, vom Heiligengeist- und Harenthor die Stadt. (C. C. D. S. I., Th. 6, No. 24. 25. S. III, Th. 6, No. 7. 8). Daß man das Stauthor öffnete, geschah übrigens gegen den Wunsch des Stadtmagistrats, welcher davon eine Schmälerung des der Stadt allein zufließenden Ertrages des Heiligengeistthors fürchtete.

Die „Sperrzeit“ ward schon 1727 für die Monate Januar bis März und October bis December bis 9 Uhr ausgedehnt. Im Jahr 1790 erstreckte man die Frist für das ganze Jahr bis 11 Uhr und 1815 bis Mitternacht. In letzterem Jahre ließ man auch die Sperrung der Thore später eintreten, nämlich

December und Januar	um 5	statt 4 Uhr
Februar und November	„ 6	„ 5 „
März und October	„ 7	„ 6 „
April	„ 8	„ 7 Uhr
August	„ 8 $\frac{1}{2}$	„ 8 „
September	„ 7 $\frac{1}{2}$	„ 7 „

Für Mai bis Juli blieb es bei 9 Uhr.

Nach der Sperrzeit wurden früher die Thore nur mit besonderer Erlaubnis des Bürgermeisters, bezw. Commandanten geöffnet. Das Jahr 1799 brachte die Bestimmung, daß das Thor auch nach seinem Schlusse für unverdächtige Personen gegen Erlegung des doppelten Sperrgeldes sollte geöffnet werden.

Am conservativsten war man hinsichtlich des Tarifes. Erst 1841 wurden einige Sätze um $\frac{1}{2}$ Groten ermäßigt, was namentlich dem Fußgänger zu gute kam, der fortan nur 1 Grote statt bisher 1 Schilling zu zahlen hatte. 1 Grote war gleich $4\frac{1}{6}$ d, 1 Schilling gleich $6\frac{1}{4}$ d. Die Befreiungen vom Sperrgeld wurden nach und nach ausgedehnt auf alles, was in öffentlichem Dienste die Thore passierte, und endlich, seit die Kasernen vor dem Thore errichtet waren, auch auf alle Soldaten. Solche Familien und Personen, welche häufig in der Lage waren, die Dienste des Thormächters in Anspruch zu nehmen, konnten auf das ganze Jahr abonnieren zu Sätzen, deren obere Grenze vom Magistrat festgesetzt war.

Die Erhebung des Sperrgeldes wurde bald verpachtet, bald beeidigten Erhebern anvertraut. Die Verpachtung wurde schließlich vom Magistrat dauernd vorgezogen, während der Staat für das Damnthor die Erhebung für seine Rechnung beibehielt aus dem ausgesprochenen Grunde, weil so das Publikum weniger streng behandelt werde, mit anderen Worten, weil ein Einnehmer manchmal fünf grade sein läßt oder die Augen ganz zumacht, während der Pächter sein Recht sucht und nimmt, was ihm zukommt.

Der Ertrag des Sperrgeldes, so weit er der Stadt zukam, belief sich Ende vorigen Jahrhunderts auf etwa 100 $\text{r}\text{ß}$, stieg

bis 1832 auf etwa 830 rf und sank nach der Ermäßigung im Jahre 1841 auf etwa 635 rf , um allmählich wieder zu wachsen.

Es konnte nicht fehlen, daß die ganze Einrichtung der Thorsperre vielfach lästig empfunden wurde. Weniger vielleicht im vorigen Jahrhundert, wo der geschäftliche Verkehr zwischen Dorf und Stadt ein geringer, wo die Lust zum Spaziergehen in Gottes freier Natur, der Besuch der benachbarten Landwirthshäuser noch selten, wo die städtische Bevölkerung mit ihren Wohnungen allein auf den Raum zwischen den Mauern angewiesen waren. Aber in immer zunehmendem Maße wohnten seit der französischen Zeit Bauhandwerker und Arbeiter der städtischen Fabriken, auch Tagelöhner aller Art auf den Dörfern und kamen täglich in die Stadt. Die Städter, ihrer engen Wohnungen müde, suchten ihre Erholung im Grünen und belohnten sich gern für die Mühe des ungewohnten Ganges durch eine Tasse Kaffee oder ein Glas heißen und süßen Biers im Notenhause, im Pogggenkrug oder in Kadorst. Der Anbau städtischer Familien vor den Thoren begann und nahm bald so zu, daß die Thore mitten in der Stadt zu stehen schienen und ihre Sperrung den engsten Familien- und Freundesverkehr durchschnitt.

Das Sperrgeld war zwar nur gering, aber das bare Geld war auch weit seltener als jetzt, und die Ausgabe eines Schillings oder auch nur eines Groten wurde mehr empfunden, als wenn jetzt jemand einen Groschen zu bezahlen hat. Wer irgend konnte, suchte die Ausgabe zu vermeiden, rannte in höchster Eile, um noch gerade vor dem Beginn der Sperre das Thor zu passieren, oder scheute weite Umwege nicht, um ein Thor zu erreichen, wo er durch Jahresaccord frei war oder etwa hoffen durfte, den Erheber nicht mehr am Platze zu finden, wie am Stauthor, wo dem Erheber das erfolglose Warten leicht langweilig wurde. Im Winter halfen auch die natürlichen Eisbrücken über die Stadtgräben. Bei besonderen Gelegenheiten, z. B. an Pferdemarktstagen bei dem Heiligengeistthor, machte der Volksstrom durch seine Wucht sich mittelst Verdrängung des vergeblich kämpfenden Wächters freie Bahn. Eine bedachtsame Sparsamkeit gewann etwa 12 bis 24 Grote des Jahres dadurch, daß er zum Jahrsaccord sich das billigste Thor aussuchte, z. B. das Stauthor oder Haarenthor, wenn auch das Heiligengeistthor das gelegenerere war, so daß der weite Umweg bei jedem Einpassieren gemacht werden mußte. Fuhr ein Wagen in die

Stadt — es geschah nicht allzuhäufig —, so bat man den Fuhrmann, und selten vergebens, um einen Platz, denn der Wagen machte die In- und Auffassen frei.

Genug; die Thorsperre hatte wenig Freunde, aber viele Gegner. Aber obgleich die Regierung bereits im Jahre 1814 die Aufhebung vorgeschlagen hatte, hielt sich doch das Institut bis zum 1. Januar 1846. War das Geld rar bei den einzelnen Einwohnern, so war es noch rarer bei der Stadt als Gemeinwesen. Man glaubte die Einnahme aus dem Sperrgelde, die nun 730—740 R^{th} betrug, nicht entbehren zu können ohne Ersatz durch eine neue Steuer, und eine solche zu finden, erschien überaus schwierig. Erst das städtische Jubiläum vom 6. Januar 1845 brachte die Angelegenheit zu so kräftiger Anregung, daß man der Hindernisse Herr wurde. Im Hinblick auf jenes Jubiläum hatte der Magistrat schon im Jahre 1844 unter anderen nützlichen Maßregeln auch die Aufhebung der Thorsperre ins Auge gefaßt und auch die Regierung gebeten, ihrerseits auf den staatlichen Anteil an derselben zu verzichten. Bei der Feier des Jubiläums konnte dann in der That verkündigt werden und diente sehr zur Erhöhung der Festfreude, daß der Großherzog für den Staat der Aufhebung zustimme, sobald die Stadt mit derselben vorgehe. Die Stadt selbst war nicht so rasch.

Die Stadt glaubte wie bemerkt zum Ersatz jener Einnahme von 730—740 M . einer neuen Steuer zu bedürfen. Um eine solche beschließen zu können, war aber nach damaliger Verfassung die Berufung einer allgemeinen Bürgerversammlung nötig. Eine solche kam dann endlich nach langen Vorberatungen am 17. September 1845 zu Stande, die erste, die überhaupt seit Einführung der Stadtordnung stattfand. Sie tagte, etwa 370 Personen stark, in der Reitbahn und beschloß, daß mit dem 1. Januar 1846 die Thorsperre aufhören (einstimmig) und der Ausfall durch eine Steuer nach dem Fuße der Armensteuer gedeckt werden solle. Es zeigte sich übrigens demnächst, daß sich die Stadt über den Ausfall auf andere Weise hinwegzuhelfen vermochte und einer neuen Steuer nicht bedurfte.

Die Aufhebung der Thorsperre erfolgte in der Sylvesternacht auf 1846 und gab noch den Anlaß zu einer kleinen Freudentemonstration. Aus verschiedenen Gesellschaften fanden sich Säger auf dem Markte ein, die nach der Melodie „Helden laßt die Waffen ruhen“, der Sperre eine gute Nacht wünschten. Die letzte Strophe des Liedes hieß:

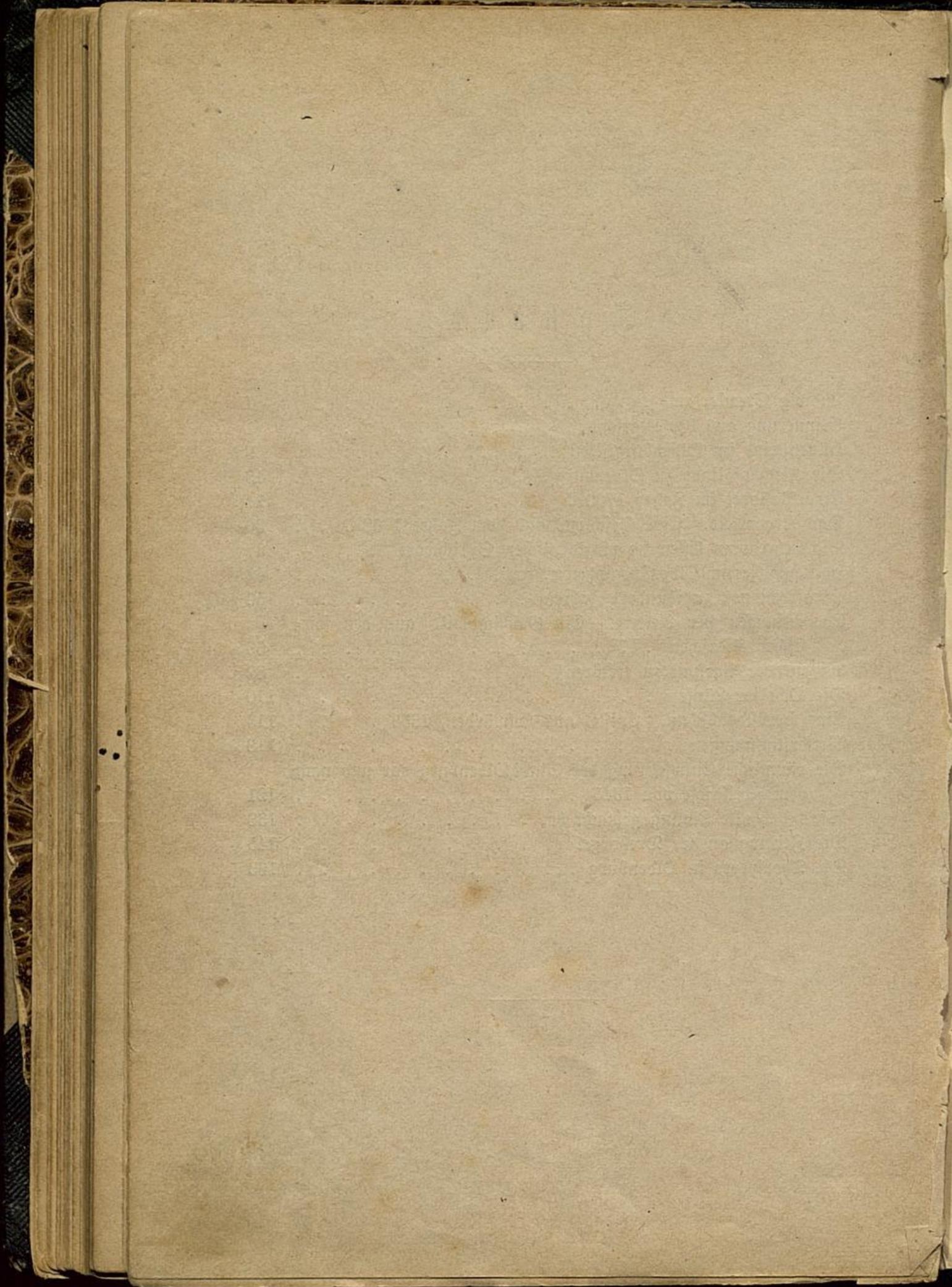
Wächter, geh zum warmen Herde,
Suche deinen Schemel auf
Und erzähle spätern Enkeln
Deinen harten Lebenslauf:

„Hört's und glaubt's — vor alten Zeiten
Stand am Thor ein mürr'scher Mann
Nacht für Nacht auf einem Flecke —
Jeden sprach um Geld er an!“

In der That, diese ganze Sperrgeldsfrage, sowohl die Steuer selbst als das Verhalten des Publikums zu ihr, klingt selbst uns, die wir sie noch erlebt haben, jetzt wie ein Märchen aus alten Zeiten.

Inhalt.

	Seite
Ludwig Strackerjan	I
Erinnerung aus der Marsch	1
Hünensteine im Oldenburgischen	9
Die Kirchhofsklinde zu Oldenburg	19
Eine Pastorei im Jahre 1700	24
Das Regenkleid. Eine Geschichte aus dem Jahre 1708	30
Die Lehre vom Essen im plattdeutschen Sprichwort	37
Hausprüche im Oldenburgischen	42
Strafrecht vor zweihundert Jahren	50
Edo Wimeken der Aeltere. Ein Geschichtsbild aus den frie- sichen Marschen	63
Wie ist der Borspuk zu erklären?	82
Die Dholter Lünse	110
Eine Herbstdeichschau. Epistel aus Ellwürden, 1855	113
Wetterstimmungen	118
Die räumliche Entwicklung der Stadt Oldenburg vor und nach dem Freibriefe von 1345	121
Wie's der alte Lünning gemacht hat	138
Die Zeitung an der Drehorgel	145
Die Thorsperre in Oldenburg	163



OSCAR BERGER
BUCHBINDEREI
OLDENBURG i.Gr.



